It. sing.
889 i
(1

<36634939920014
<36634939920014
Bayer. Staatsbibliothek

Reiseleben

in

Südfrankreich und Spanien.

Reiseleben

in

Südfrankreich und Spanien

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

von

Aug. Ludw. v. Rochau.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1847.

Wb/49/704

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

An Herrn A. G. in F.

Lyon, 29. März 1845.

Sollte dich jemals, wie mich, die Lust anwandeln, den lieblichen Süden des schönen Frankreichs im Monat März zu besuchen, so lege ich dir ernstlich ans Herz, gewisse Reisevorkehrungen zu treffen, die ich im blinden Vertrauen auf die Sage, die von dem Klima dieser Lande geht, zu meinem empfindlichen Schaden versäumt habe. Außer einem tüchtigen Flausrocke und einem Vorrathe von Flanelljacken versieh dich mit einem guten Paletot, einem gefütterten Schlafrocke und einem Mantel mit Bärenkragen. Wenn du diese verschiedenen Kleidungsstücke eines über das andere anziehst und die Wagenfenster gehörig verschlossen hältst, so wirst du vielleicht im Stande seyn, den Annehmlichkeiten des Märzhimmels des französischen Südens ohne allzu großes Ungemach Trotz zu bieten. Ich habe Paris verlassen, drei oder vier Tage nachdem die letzten Schnee- und Eishaufen aus den Straßen weggeschmolzen waren, und statt des Frühlings, dem ich mit der Ungeduld eines glücklich Liebenden entgegeneilte, habe ich Schnee und Eis fast vor den Thoren von Lyon wieder gefunden. Kein grünes Blatt, keine dem Ausbruche nahe Knospe auf dem ganzen Wege. Die Buchen stehen fröstelnd da im Winterpelze ihrer vorjährigen dürren Blätter, Weiden und Pappeln strecken mit kläglicher Geberde ihre dürren, verstümmelten Arme gen Himmel, Eichen und Ulmen klappern im kalten Ostwinde, wie in Veit Webers Sagen der Vorzeit die gebleichten Skelette am Hochgerichte. Die einzigen Spuren des Frühlings, welche ich mit rastlosem Späherauge entdeckt habe, waren ein paar gelbe Tagfalter,

von der Gattung, die du in unserm alten Röseler unter dem Namen „Lindenblatt" aufgeführt findest, Vöglein, welche ein warmer Strahl der Morgensonne ausgebrütet und die rauhe Nachtluft unfehlbar getödtet hat. Wahrhaftig, um solchen Preis war es nicht der Mühe werth, meinen behaglichen Pariser Herd über Hals und über Kopf zu verlassen ohne Abschied von Freunden und Bekannten, und die Hälfte meines Reisegeräthes zu vergessen, aus bloßer Furcht vor der unerträglichen Sommerhitze, der ich mich diesseits der Wasserscheide des Rhonegebietes verfallen glaubte, wenn ich den Eintritt des Frühlings drüben an der Seine abwartete; gar nicht zu reden von der Noth und von dem Aerger, die ich mir durch die unnöthige Hetzjagd nach meinem Passe gemacht habe. Denn du mußt wissen, daß es für den Deutschen im Auslande, der nicht Wochen und Monate verlieren will, keine kleine Aufgabe ist, sich diesen Papierfetzen zu verschaffen, nach welchem auf unserm hoch civilisirten Continente an jedem Stadtthore ein neugieriger Gensd'arme oder Thorschreiber zu fragen pflegt. Von allen europäischen Staaten ist England, meines Wissens, der einzige, in welchem man die wohlthätigen Paßformalitäten für überflüssig hält. Es ist wahr, daß nichts desto weniger die Polizei in England so wirksam und so nachdrücklich gehandhabt wird, als in jedem beliebigen andern Lande; es ist wahr, daß Betrüger, Spitzbuben und Räuber in England sogar weniger Aussicht haben, den Händen der Justiz zu entgehen, als in Frankreich und in Oesterreich, den beiden Eldorados der Polizei; allein wenn die Engländer den Polizeizweck durch andere Mittel zu erreichen wissen, als diese und andere Musterstaaten, so sind sie offenbar auf falschem Wege, und haben sie als gute Politiker nichts Eiligeres zu thun, als das wohlthätige System der Sicherheitspapiere bei sich einzuführen, dessen bisherige Verschmähung nichts ist, als eine ihrer vielen insularischen Impertinenzen. Von den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die von der Paßpolizei nicht den mindesten Begriff haben, will ich gar nicht reden, denn es ist eine allbekannte Sache, daß die Anglo-Amerikaner in Staatsdingen vor den Barbaren wenig oder nichts voraus haben.

Genug, ich hatte einen Paß nöthig, und ich mußte acht ganze Tage lang von Pontius zu Pilatus laufen, ehe ich mich im Besitze dieses kostbaren Dokumentes sah. Ein Franzose, ein Spanier, ein Schwede, welcher sich im Auslande in ähnlichem Falle befindet, wendet sich an seinen Gesandten oder an seinen Consul, der ihm auf die Ermittlung seiner Identität hin die erforderlichen Reisepapiere ausfertigt. Der Deutsche wird nicht so leichten Kaufs fertig. Die deutsche Solidität und Gründlichkeit verlangt andere Bürgschaften als ein glaubwürdiges Zeugniß, daß Hinz Hinz und Kunz Kunz sey. Die deutsche Diplomatie im Auslande, weit entfernt, der leichtsinnigen Reiselust ihrer Landesangehörigen Vorschub zu leisten, weiß denselben vielmehr unter allen Umständen einen heilsamen Zaum anzulegen. Ist der Paß abgelaufen, den der Bürgermeister deines Krähwinkel ausgestellt, so verweist dich dein Gesandter, den du um einen neuen Paß angehst, unfehlbar an deine Ortsbehörde. Eben so in dem Falle, daß du nach einem Lande reisen willst, welches in deinem ursprünglichen Passe nicht begriffen ist. Alle Gegenvorstellungen, alle Hinweisungen auf fremdes Beispiel, alle Berufungen auf das Drängen der Zeit und die Umstände scheitern an der eisernen Natur des diplomatischen Pflichtgefühls. Demnach bleibt dir nur die Wahl, entweder eine demuthsvolle Bittschrift an den Bürgermeister von Krähwinkel zu richten und dessen Antwort drei, vier Wochen und länger abzuwarten, oder dich mit deinem Gesuche um einen Paß an die französische Polizei zu wenden. Diese nun, die allerdings nicht gehalten ist, dem Fremden Sicherheitspapiere auszustellen, fängt regelmäßig damit an, dir eine Menge von Einwürfen und Schwierigkeiten entgegen zu stellen, — Weitläufigkeiten, die um so ärgerlicher sind, als du im voraus gewiß bist, daß sie doch jedesmal mit der Bewilligung deiner Bitte endigen. So bin ich genöthigt gewesen, einmal zu dem Polizeicommissär meines Viertels, fünfmal auf die Polizeipräfektur und zweimal auf das Ministerium des Innern zu gehen, um die leeren Förmlichkeiten zu erfüllen, durch welche die Ausfertigung eines Passes bedingt war. Endloses Warten in den Vorzimmern, Verweisung

von einem Büreau der Präfektur und des Ministeriums in das andere. Umherirren in labyrinthischen Treppen und Gängen, aufregende Discussionen mit hohen und niederen Beamten, ein viertägiges Fieber als Folge der moralischen Erhitzung und der physischen Erkältung, das sind die Proben, durch welche ich mir das Recht erkauft habe, ein paar hundert Stunden Weges zu machen, ohne Gefahr von dem ersten, besten Bruder der heiligen Hermandad aufgegriffen und per Schub nach Paris zurück befördert zu werden. (Alle diese Geduldproben verdanke ich dem bedächtigen Geiste der vaterländischen Diplomatie.) Ein Angehöriger jeder andern Nation wäre derselben mit einem Federstriche überhoben worden.

Vorgestern Morgens um acht Uhr stieg ich in den Eilwagen, welcher mich über Orleans nach Lyon bringen sollte. Von Paris bis Orleans befördert man die Eilwagen auf der Eisenbahn. Auf dem Bahnhofe angekommen, wird der Wagen mit achtzehn Reisenden und einem verhältnißmäßigen Maße Gepäck vermittelst einer Winde, die ein einziger Mann eben so leicht wie eine Kaffeemühle in Bewegung setzt, von seinen Rädern auf einen Bahnkarren gehoben. Es ist ein fast unheimlicher Gedanke, sich in dieser ungeheuren Maschine, die vielleicht 10,000 Pfund wiegt, an einer Kette schweben zu wissen. Bräche ein Ring, so würde sich der Eilwagen mit seinem ganzen Inhalte vermöge seiner eigenen Wucht zu Brei zerquetschen. Freilich, man ist auf der kleinsten Eisenbahnfahrt größerer Gefahr Preis gegeben, als bei diesem kurzen Transporte durch die Luft, aber jene Gefahr ist eine altgewohnte, für die Jedermann längst abgestumpft worden, diese dagegen nimmt durch ihre Neuheit die Einbildungskraft lebhaft in Anspruch. Obgleich die dreißig Wegstunden von Paris nach Orleans regelmäßig in vier Stunden zurückgelegt werden sollen, so wird doch auf halbem Wege in Etampes Rast gemacht, um den Reisenden Gelegenheit zum Frühstücken zu geben. Hundert Durstende und Hungernde, denen die frühe Abfahrt keine Zeit gelassen hat, einen Morgenimbiß zu sich zu nehmen, stürzen sich aus den Wagen über die Bahn hinweg in die geöffneten Thüren einer menschenfreundlichen Anstalt, die weder Kaffeehaus, noch

Gasthof, noch Restauration genannt werden kann, in der aber für Geld und laute Worte, und etwa auch einige wohl angebrachte Rippenstöße, Speise und Trank zu haben ist. Durch die ganze Länge eines geräumigen Saales läuft ein Schenktisch, auf welchem Schinken, Hammelskeulen, Würste, dampfende Kaffeekannen und Bouillonnäpfe in endloser Batterie aufgepflanzt sind. Ein Dutzend Kellner und Kellnerinnen handhabt rastlos Vorlegemesser und Vorlegelöffel, um den auf sie einstürmenden Forderungen zu genügen. Die Gäste schaaren sich in dicht gedrängten Reihen wie die Pferde an der Krippe einer Reiterkaserne vor dem Buffet, das ihnen als Tafel dient. Von Stühlen oder sonstigem Mobiliar ist in dem ganzen Saale keine Rede. Wem es nicht gelingt, sich in die Reihe hinein zu zwängen, der muß hungrigen Magens wieder abziehen, denn die unerbittliche Glocke der Eisenbahn läßt keine Zeit zur Ablösung der glücklichen Vormänner. Auf ihren ersten Klang stürmt der ganze Haufen in die Waggons zurück. Ob nicht Mancher vergißt, seine Zeche zu bezahlen, oder Gabel und Löffel zurück zu geben, lasse ich dahin gestellt seyn. Eine wirksame Beaufsichtigung der Gäste scheint bei diesem maßlosen Wirrwarr und bei dieser fieberhaften Hast gar unmöglich. In geringer Entfernung von Etampes zeigt sich auf einem die Stadt beherrschenden Hügel eine sonderbar geformte Burgruine, der aus vier Halbkreisen gebildete Thurm des ehemaligen festen Schlosses von Etampes, das erst während der Bürgerkriege zur Zeit Heinrichs IV. zerstört wurde. Eine halbe Stunde später fährt man an einer andern Burgtrümmer vorüber, welche mitten in grünen Wiesen liegt, wie ein ungeheurer erratischer Block, und die im Munde des Volks der Thurm der Königin Brunhilde heißt, — ein Name, der überhaupt trotz der grauenvollen Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, eine Art Popularität in Frankreich hat.

Bald darauf tritt die Eisenbahn in die reiche Ebene la Beauce, eine unübersehbare Fläche, die nur am äußersten Horizonte hier und da durch einen leichten Wellenschlag des Bodens unterbrochen wird. Die Beauce gilt für das fruchtbarste Getreideland in Frankreich, und ihr Ertrag ist beinahe hinreichend zur Stillung des

alltäglichen Riesenhungers von Paris. Im Frühlinge, wenn die Kornfelder im lauen Winde wogen wie ein unabsehbares grünes Meer, bietet die Beauce einen Anblick dar, dem es nicht an allem Reize fehlt; in der jetzigen Jahreszeit dagegen gibt es nichts Trostloseres, als die Aussicht auf diese kahle Steppe ohne Bäume, ohne lebendiges Wasser, ja, sogar ohne Häuser; man bemerkt in der ganzen Beauce in der That so wenig Dörfer, daß man sich fragt, ob die Bebauer dieser weiten Landstrecken unter der Erde oder in den Lüften wohnen. In solchen Gegenden wird die immer langweilige Fahrt auf der Eisenbahn dreifach langweilig. Das Auge sieht eine unendliche Menge von Gegenständen, die sich zum Verwechseln ähnlich sind, im raschen Fluge an sich vorübergleiten; aber dieser Wechsel einförmiger Bilder ist nicht im Stande, zu zerstreuen, den Geist abzulenken von der fixen Idee jedes Eisenbahnreisenden, von der Idee einer blitzesschnellen Ankunft am Ziele. Im Postwagen ist alle Welt von vorn herein resignirt, die nöthige Zahl von Stunden oder auch von Tagen in der erquicklichen Stellung auszuharren, welche in dem alten Systeme der militärischen Strafen der spanische Bock genannt wurde. Auf der Eisenbahn, wo die Fahrt drei- oder viermal schneller von Statten geht, wo man in der Regel einen bequemen Sitz und hinreichenden Raum zur nöthigsten Bewegung findet, auf der Eisenbahn schreit die Seele und oft auch der Mund fortwährend Ach und Weh über den Schneckengang der Locomotiven, über versäumte Zeit, über die unerträgliche Qual der räthselhaften Empfindung, die man Langeweile nennt. Diese Klagen sind unvernünftig, widersinnig, lächerlich, und Jedermann ist im Stande, alle jene Leiden, über die er jammert, durch ein Buch, durch ein Gespräch oder durch sein Gedankenspiel von sich abzuwehren; aber gleichwohl, wer ist derjenige von uns, der sich rühmen könnte, sich in dem fraglichen Punkte weniger lächerlich und weniger widersinnig zu gebahren als der große Haufe?

Ich dankte dem Himmel, als die Diligence endlich wieder auf ihren eigenen Rädern durch das Thor von Orleans rollte. Wärst du nicht ein gar zu positiver Kopf, so könnte ich bei dem Worte

Orleans eine liebliche Episode meines Lebens erzählen, die durch mannigfach verschlungene Fäden in meine Vergangenheit und in meine Gegenwart hineingreift. Aber, du Mann der Prosa, wie sollte ich dir die süßen Geheimnisse der zur That gewordenen Poesie offenbaren! Und wie würdest du hohnlachen, wenn ich dir zuletzt gestehen müßte, daß es genau genommen ein Nichts war, — wohlverstanden, in den Augen eines positiven Mannes wie du, — was mich noch heute in der Erinnerung glücklich macht.

Man macht viel Aufhebens von der Kathedrale von Orleans, die gewöhnlich den größten Wunderwerken der gothischen Kunst an die Seite gestellt wird. Mein Laienurtheil kann sich bei aller möglichen Bescheidenheit einem solchen Ausspruche, wie einstimmig er immer seyn möge, nicht unterwerfen. Die Kathedrale von Orleans kommt mir vor wie der ärmliche Nachdruck eines Prachtwerkes. Der erste hat zwar bis auf die Druckfehler denselben Text wie das zweite, aber gleichwohl welch ein Abstand zwischen beiden in der Schätzung jedes Bücherfreundes! Doch mein Vergleich ist viel zu schwach. Nicht der Plan, nicht die Form, ja, auch nicht die Ausführung ist es, welche dem Dome von Orleans einen untergeordneten Platz unter den Werken der mittelalterlichen Baukunst anweist, nein, es fehlt dieser Kathedrale das architektonische Leben, eine Idee, welche die Steinmasse überwältigt, ein Geist, der aus Pfeilern und Gewölben zu dem Beschauer spricht. Ich denke mir, der Baumeister dieser Kirche hat nach einem alten Risse gearbeitet, den er in irgend einer staubigen Mappe gefunden, nach einem Risse, den er bloß mechanisch verstanden hat. Die Unfähigkeit des Baumeisters, welcher seine verwegene Hand an die Ausführung einer fremden Idee legte, der er nicht gewachsen war, mußte natürlich lähmend auch auf den Meißel des Steinmetzen wirken, denn wenn es heut zu Tage der vervollkommneten Technik nicht selten gelingt, die Inspiration bis zur täuschendsten Aehnlichkeit nachzuäffen, so war dem doch nicht so in den Zeiten, wo der Sinn des Werkmannes das Hauptelement der künstlerischen Schöpfung ausmachte. Spotte nicht etwa darüber, daß ich für den Steinmetzen — wohlverstanden für

den des Mittelalters — Inspiration verlange. Wolltest du mir einwenden, daß ihm ein gutes Modell und eine sichere Hand genüge, so würdest du dich auf den Punkt stellen, auf welchem nach meiner Hypothese der Baumeister der Kathedrale von Orleans stand, dessen Werk auf diese Weise unter noch ungünstigeren Bedingungen entstand, als eine blasse Copie.

Ein zweites Kunstdenkmal, mit welchem Orleans prahlt, ist das Standbild der Jeanne d'Arc, welches auf dem großen Marktplatze steht. Ich habe niemals in Erfahrung bringen können, wie der Pastetenbäcker heißt, der diese Statue in seinem Ofen gebacken, oder der doch wenigstens das Modell dazu geliefert haben muß. Es ist jedenfalls ein gescheidter Streich von dem Manne, wenn er aus seinem Namen ein Geheimniß gemacht hat. Die Zeit der Entstehung des Standbildes läßt sich auf den ersten Blick mit der größten Sicherheit bestimmen. Es ist ein ächtes Muster des gräulichen Bonapartestyls, welchen hauptsächlich David und Gros auf ihrem Gewissen haben, wenn sie nicht etwa vielmehr als seine ersten und besten Opfer anzusehen sind. Der Kunstgeist der napoleonischen Zeit hat mit freigebiger Hand seine Schätze der Unnatur, der Ziererei, des frostigen Wesens, der Anmuthlosigkeit über die Statue der Jungfrau von Orleans ausgeschüttet. Nur den corporalhaften Trotz vermisse ich, der fast alle Bildwerke aus jener Epoche auszeichnet, und dessen Typus auch auf dem in Straßburg erst vor ein paar Jahren errichteten Standbilde Klebers mit der brutalsten Wahrheit wiedergegeben ist. Sahen eure Helden so aus, o Franzosen, dann ist es ein schwarzer Undank, sie zu porträtiren.

Man zeigt den Fremden in Orleans zwei mittelalterliche Häuser, die — mit welchem Rechte, wollen wir nicht untersuchen — von Franz **I.** und Agnes Sorel benannt werden. Einiges verstümmelte Schnitzwerk, ein paar unansehnliche Säulen, hier und da ein Spitzbogen, das ist der ganze Hintergrund, auf welchem man die Namen des ritterlichsten der französischen Könige und der schönsten Frau ihres Jahrhunderts vor der Einbildungskraft des ohnehin romantisch gestimmten Wanderers spielen läßt. Die ganze Gaukelei läuft zuletzt auf eine Besteuerung der Leichtgläubigkeit hinaus.

Von Orleans läuft die Landstraße bis nach dem einige vierzig Stunden entfernten Nevers fortwährend die Loire entlang, durch eine Landschaft, die nicht schön und nicht häßlich genannt werden kann, und in der selten ein merkwürdiges Werk der Natur oder der Menschenhand den Blick auf sich zieht. Hinter Nevers kreuzt man die Loire, die man später zwölf Meilen weiter südlich bei Roanne noch einmal wiederfindet. Statt der Loire begleitet jetzt der Allier den Eilwagen über Moulins hinaus, bis in die Nähe von la Palisse, der Heimath des berühmten Herrn von la Palisse, welcher von einem Ende Frankreichs zum andern bekannt ist durch seine seltsamen Abenteuer und vor allen Dingen durch den denkwürdigen Umstand, daß er eine Viertelstunde vor seinem Tode noch am Leben war. Bei dem genannten Orte wird der Charakter des Landes heiterer und mannigfaltiger. Getreidefelder wechseln mit Weinbergen, mit Wiesen und Wäldern. Die Straße läuft zuweilen über Anhöhen hinweg, die man fast Berge nennen könnte, oder sie senkt sich in freundliche kleine Thäler hinunter, welche durch einen Bach oder durch einen Teich belebt werden. Bald zeigt sich das Gebirge von Forez wie ein schwarzer Wall vor uns, und zur Rechten wird das Hochland der Auvergne mit seinen steilen vulkanförmigen Kuppen sichtbar, die alle überragt werden von dem mächtigen Puy du Dome, gar stattlich anzusehen, wie er sich in seinem leuchtenden Schneemantel sonnt.

Diese ganze Gegend sammt ihren Bewohnern hat ein wohlhabendes Aussehen, das dem Herzen wohlthut, zumal wenn man es mit der Außenseite der Menschen und Dinge in so vielen andern Provinzen Frankreichs vergleicht. Man sagt mir indessen, daß jener Schein trüge, daß der Landmann und der Winzer im Departement des Allier im Allgemeinen arm sey und alle Tage mehr verarme, hauptsächlich in Folge des Mangels eines Creditsystems, das ihn in den Stand setze, in Augenblicken der Noth gegen billigen Zins auf sein Grundstück Geld aufzunehmen. Wie in einigen Theilen Deutschlands, so saugt auch hier zu Lande der Zinswucher dem kleinen Grundeigenthümer den letzten Blutstropfen aus. Es ist nicht selten, daß der Bauer eine hypothekarische Schuld

mit 12 und 15 Procent verzinst. Ein Mann, der aus staatswirthschaftlichen Studien seine Lebensaufgabe macht, hat mir versichert, daß in Frankreich im Durchschnitte jedes auf Grundbesitz aufgenommene Capital dem, welcher die Anleihe macht, jährlich nicht weniger als 9 Procent kostet. Amtlichen Angaben zufolge lastet auf dem sämmtlichen Grundbesitze in Frankreich eine Gesammtschuld von 13 Milliarden, die mit 800 Millionen verzinst werden. Demnach scheint der Zinsfuß durchschnittlich nur etwas mehr als 6 Procent zu betragen; aber man muß dazu die ordentlichen und außerordentlichen, die rechtmäßigen und unrechtmäßigen Nebenkosten rechnen, welche gar leicht den Belang von drei weitern Procenten erreichen können. Der große Eigenthümer weiß in den meisten Fällen den Händen der Wucherer zu entgehen, aber der gewöhnliche Landmann fällt denselben beinahe in jeder Geldverlegenheit rettungslos anheim. Man hat in Paris lange und viel davon gesprochen, diesem Zustande der Dinge durch die Errichtung ländlicher Creditkassen abzuhelfen, aber der Staat hat wichtigere Dinge zu thun, als seinen Bauernstand von der langsamen Verkümmerung zu retten, muß z. B. vor allen Dingen Afrika civilisiren und Madagascar erobern, und deßhalb ist denn bis jetzt noch nicht ein einziger Schritt geschehen, der da zeigt, daß man wenigstens daran denkt, vom Worte zur That überzugehen, das unfehlbare Heilmittel, dessen Wirksamkeit längst einstimmig anerkannt worden ist, nun auch wirklich zur Anwendung zu bringen.

Die Bauernhäuser haben im Departement des Allier einen Anstrich von Nettigkeit, den ich im übrigen Frankreich nicht häufig gefunden habe. Sogar ein gewisser architektonischer Schmuck, Friese mit Mäusezähnen, Zeichnungen von verschiedenfarbigen Backsteinen auf den Wänden und ähnlichen Zierath findet man sehr häufig an der Wohnung des Landmannes. Aeußerst coquett ist die Kopftracht der Weiber. Ueber eine schneeweiße Haube setzen sie nach der Stirn zu einen kleinen Strohhut mit Sammtbändern, dessen Rand sich hinten und vorn in der Form eines Schiffsschnabels empor krümmt. Ich glaube, daß es dem erfindungsreichsten Balletmeister schwer werden würde, einen zierlicheren

und geschmackvolleren Kopfputz für seine Schäferinnen auszusinnen. Ein hübsches Gesicht muß in diesem Häubchen und unter diesem Hute über alle Maßen verführerisch seyn. Leider kann ich nur sagen, daß die Kopftracht der Bäuerinnen des Allier auch für garstige Gesichter kleidsam ist. Bei diesen Weibern steht die ehrwürdige Kunkel unserer Urgroßmutter noch in großen Ehren. Die Erfindung unseres Landsmannes Jürgens ist seit so und so viel hundert Jahren noch nicht bis in das Departement des Allier vorgedrungen. Auf der Schwelle der Häuser beim Schwatzen mit der Nachbarin, beim Hüten der Kühe und Schafe, haben Mutter und Tochter die Spindel in der Hand, dieselbe Spindel, mit welcher Andromache das Garn zu den Hemden Hektors spann. Ich habe nie begreifen können, wie es möglich ist, daß menschliche Finger so viel Geschicklichkeit besitzen, als dazu erfordert wird, um dieses Instrument zu handhaben. Gleichwohl wird es allem Anscheine nach noch lange währen, ehe sich die weibliche Bevölkerung dieser Gegenden dazu entschließt, die Kunkel mit dem Spinnrade zu vertauschen — das Werkzeug der freien Hand mit der Maschine, die den Menschen zum Sklaven macht, die ihn wenigstens an Haus und Zimmer fesselt.

Bei Roanne, einer hübschen, gewerbfleißigen Stadt von 10,000 Einwohnern, fährt man über eine schöne Brücke, zum zweitenmale über die Loire, welche hier für die Schifffahrt bedeutend zu werden anfängt. Roanne steht mit St. Etienne und von dort aus mit Lyon durch eine Eisenbahn in Verbindung, die auf einer großen Strecke so starke Hebungen und Senkungen hat, daß sie nur mit Pferden befahren werden kann. Sie wird deßhalb fast ausschließlich zum Waarentransport und hauptsächlich zur Verführung der Steinkohlen von St. Etienne benutzt, welche auf der Loire bis nach Briare und von hier aus auf dem von dieser Stadt benannten Kanale, der oberhalb Melun in die Seine einmündet, nach Paris verschifft werden. Der Steinkohlentransport beschäftigt in Roanne an 600 Schiffsleute, welche die Fahrt in der Regel nur bis Briare machen, wo die Kohlenboote Kanalschiffern übergeben werden. Nach ihrer Ankunft in Paris verkauft

man diese Fahrzeuge als Bauholz. Ein halbes Dutzend Loireschiffer, in Ziegenfelle gekleidet, wie, ich weiß nicht, welches homerische Volk vor Troja, auf der Rückkehr von einer solchen Fahrt nach Briare begriffen, nahm die leeren Plätze in unserem Eilwagen ein. Diese Leute waren, wenn man einen deutschen Maßstab annimmt, etwa den, welcher für unsere Floßknechte gilt, über ihren Stand hinaus gebildet und geschliffen. Auf meine, mit aller möglichen Discretion angebrachten Fragen erfuhr ich von ihnen, daß das ziemlich kostspielige Reisemittel, das sie gewählt hatten, die Diligence, nicht bloß das bequemste, sondern auch das vortheilhafteste für sie ist. Die Schifffahrt auf der obern Loire ist gewöhnlich nur zwei Monate im Frühjahr und eben so lange im Herbste offen, und es handelt sich deßhalb darum, die günstigen Jahreszeiten wo möglich ohne die Versäumung eines einzigen Tages zu benutzen. Die Fahrt von Roanne nach Briare, welche fünf oder sechs Tage währt, wird den Schiffern mit 70 bis 80 Franken bezahlt. Vor zehn Jahren trug eine solche Reise nicht selten bis 220 Franken ein, und daher denn bei meinen Schiffern, wie bei den übrigen Sterblichen seit dem Sündenfalle, bittere Klagen über die schweren Zeiten und traurige Rückblicke in die Vergangenheit. Die Schiffsleute von Roanne sind übrigens nichts desto weniger ein lockeres Völkchen, das seinen noch immer ganz leidlichen Verdienst größtentheils bei guten Schüsseln und vollen Flaschen darauf gehen läßt. Ihr hartes Handwerk mag ihnen allerdings eine kräftige und reichliche Nahrung unentbehrlich machen.

Gestern Morgen mit Tagesanbruch begannen wir das steile Gebirge von Tarare empor zu klimmen. Auf dem Gipfelpunkte desselben liegt der Weiler La Chapelle, von wo aus der Blick das Loire- und das Rhonegebiet beherrscht, die durch die Berge von Tarare von einander geschieden werden. Das Gebirge war noch an hundert Stellen mit großen Schneemassen bedeckt. Seine Höhe muß allerdings beträchtlich seyn, denn die Thalfahrt von La Chapelle bis nach der kleinen Stadt, von welcher das Gebirge benannt wird, dauerte auf der neu gebauten und gut unterhaltenen

Schneckenstraße beim schlanken Trabe unserer sechs Pferde nicht weniger als eine volle Stunde. Der südliche Abhang des Gebirges ist noch jäher als der nördliche, und obgleich es ihm an Wald und Wasser fehlt, so bietet er doch manche schöne Gesichtspunkte dar. Von Tarare aus läuft der Weg eine Stunde lang durch ein hübsches Wiesenthal, das durch die Tardine bewässert wird, einen Waldbach, der im Sommer austrocknet. Bald erreicht man das Städtchen l'Arbresle, welches durch das alte Schloß Bully beherrscht wird, ein reiches gothisches Bauwerk, das ohne Zweifel verdient, in der Nähe und mit Muße besehen zu werden. Dazu ließ uns denn freilich der Eilwagen keine Zeit. Wir stiegen hinter l'Arbresle noch einen steilen, kahlen Bergrücken hinan und waren dann im Angesichte von Lyon, das wir als den Befreier aus 60stündiger Gefangenschaft in unserm rollenden Käfig mit nicht geringem Jubel begrüßten.

An Denselben.

Lyon, 30. März.

On est très-capucin à Lyon sagte mir gestern bei der Einfahrt durch die Barriere von Serin mein Reisegefährte, ein schwarzer Vierziger mit grauem Jagdhute und in schwarzem goldknöpfigem Sammetrocke, welcher für seine Person nichts weniger als eine Kapuzinermiene hatte. Heute verstehe ich das Wort des frivolen Weidmannes. Es ist Sonntag, der Frühling hat ein Meer von Licht und Glanz über die schöne Bergstadt ausgegossen, und alle diese Naturpracht ist für die Lyoneser nur eine Folie für die Feier des Tages des Herrn. Seit frühem Morgen und lange bevor die Sonne den dampfenden Athem der beiden großen Ströme, die sich in Lyon begegnen, zertheilt hatte, befindet sich die Bevölkerung der Stadt in einer sonntäglichen Bewegung, deren Ziel nicht wie in Paris die weltliche Lust, sondern die

Andacht ist. Mein erster Gang früh um sieben Uhr galt den Höhen von Fourvières, der steil bergansteigenden Vorstadt, von wo aus das Auge bis tief in die Hochgebirge von Savoyen hineinreicht. Aber so zeitig mich auch die Neugier hinaufgelockt hatte, die Frömmigkeit war mir vorausgeeilt. Die Wallfahrtskirche Unserer Lieben Frau von Fourvières, die den Gipfel des Berges krönt, war bei meiner Ankunft bereits gedrängt voll von Gläubigen, nicht etwa bloß von Frauen aus dem Volke und einigen abgelebten Greisen, wie sie in Paris mit wenigen Ausnahmen das einzige Publikum der Kirchen bilden, sondern von Personen jedes Alters, jedes Standes, jedes Geschlechts. Und daß nicht etwa die Mode oder der schöne blaue Himmel diese Versammlung dort oben hinaufgeführt hatte, davon zeugte die Haltung jedes Einzelnen. Vier Priester versahen zu gleicher Zeit den Gottesdienst in verschiedenen Theilen der kleinen Kirche, und jeder dieser Priester hatte eine Gemeinde, die mit Blick und Herz an seinen Worten und seinen Geberden hing. Die ganze Umgebung der Kirche ist mit Klöstern und Wohnungen von Geistlichen besetzt. Und diese Klöster verläugnen nicht etwa wie anderer Orten ihren Charakter, wie in einem Gefühle von falscher Scham; nein, sie tragen ihn frei und offen zur Schau, denn sie sind hier Landes zu Haus, ja sie sind die Herren vom Hause und sie schreiben mit Selbstgefühl ihren Titel über die Eingangspforte: **Maison des Réligieuses de Jésus-Marie.**

Von Fourvières stieg ich hinunter nach der von Sanct Johann benannten Kathedrale, einem merkwürdigen Bau aus uralter Zeit, der indessen nicht zur Hälfte vollendet, und dessen schönster und reichster Theil, das Hauptportal, erst durch Ludwig **XI.** ausgebaut worden ist. Es war neun Uhr Morgens, und der weite Raum der heiligen Johanniskirche war fast bis an die Thüren ausgefüllt. Die Versammlung wartete auf den Pater Lacordaire, der um ein Uhr die Kanzel besteigen sollte. Seit sechs Uhr waren die ersten Plätze von Hörbegierigen in Besitz genommen. Das ganze Mittelschiff der Kirche war für diese außerordentliche Gelegenheit ausschließlich den Männern vorbe-

halten, und wahrlich es war nicht zu groß. Die Frauen waren in die beiden Seitenschiffe verwiesen, ob aus Anstands= oder andern Gründen, konnte ich nicht ermitteln. Ueberdieß war der Kanzel gegenüber ein großes Gerüst aufgeschlagen, Bretterwerk mit rothem Tuch überzogen und zu bevorzugten Plätzen für die Damen der Lyoner Aristokratie eingerichtet, welche, wie man mich versicherte, ihre Sitze mit je 20 Fr. bezahlen, um den berühmten Dominikaner zu hören. Da ich nicht Zeit und nicht Lust hatte vier Stunden lang auf den Pater Lacordaire zu warten, so gern ich ihn auch Angesichts eines wahrhaft gläubigen Publikums gesehen hätte, so verließ ich die Kirche nach einem kurzen Ueberblick. Draußen empfing mich ein Concert von hundert Glocken, das mit kaum merkbaren Unterbrechungen bis Sonnenuntergang fortgedauert hat. An jeder Straßenecke stößt man auf einen Geistlichen, einen Frater der Christschulen — frère de la doctrine chrétienne — oder einige barmherzige Schwestern, die sich nicht anders als paarweise in den Straßen zeigen. Selbst in der Bretagne habe ich kein so zahlreiches geistliches Personal gesehen als hier in Lyon. Nur die Mönche scheinen zu fehlen, denn die Jesuiten, welche hier allerdings eine sehr bedeutende Niederlassung besitzen, sind ihrer Tracht nach kaum von den Weltgeistlichen zu unterscheiden.

Dem religiösen Sinne seiner Bewohner verdankt Lyon die begütertsten Wohlthätigkeitsanstalten, welche heutiges Tages vielleicht irgend eine Stadt ähnlichen Ranges besitzt. Das große bürgerliche Spital an der Rhone ist im Stande mehr als 3000 Kranke aufzunehmen, und ein großer Theil der seit etwa 35 Jahren an den Thoren von Lyon neu entstandenen und bereits sehr volkreichen Stadt la Guillotière ist sein Eigenthum.

Dank diesem Ueberfluß an milden Stiftungen — oder wenn man will, trotz dieses Reichthums an Wohlthätigkeitsanstalten — scheint die Lage der arbeitenden Klassen in Lyon, in diesem Augenblick wenigstens, ganz leidlich zu seyn. Es gibt ohne Zweifel viel Armuth unter der unermeßlichen Bevölkerung der Fabrikarbeiter, aber diese Armuth stellt sich nicht in widerwärtiger

Blöße zur Schau, sie steht um mehrere Stufen über dem absoluten Elende mit seinen Lumpen, seinem Schmutze, seinen verzerrten Zügen und seiner zudringlichen Bettelhaftigkeit. Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß der Franzose recht hat, der mir vor einigen Tagen sagte, daß es in Lyon im Gegensatze zu Marseille keinen Pöbel gebe, denn die Gemeinheit der Gesinnung ist noch häufiger eine Wirkung des materiellen Elendes, als des moralischen Druckes. Daß sich die Arbeiteraufstände in Lyon nicht so leicht erneuern, dafür ist durch die Vollendung des Citadellenkranzes gesorgt, in welchen Lyon seit den beiden letzten Aufruhrversuchen von 1832 und 1834 eingeschlossen ist. Man hat hier nicht so viele Ceremonien gemacht wie in Paris, um den eigentlichen Zweck der Festungswerke zu bemänteln. Die Forts von Lyon sind zum Theil hart an den Barrieren der Stadt aufgeführt, und ihre Schießscharten beherrschen ganz unmittelbar alle irgend wichtigen Punkte im Innern derselben. Diese Forts wimmeln von Soldaten, während man in der Stadt selbst nur wenige Uniformen sieht. Die Masse der Bevölkerung von Lyon, trotz ihrer Neuerungssucht, ist sich ihrer gegenwärtigen Unmacht so lebhaft bewußt, daß für lange Zeit auch nicht der entfernteste Gedanke an eine gewaltsame Auflehnung gegen die bestehende Staatsordnung in ihr aufkommen wird. Es wäre indessen doch schon aus politischen Sicherheitsgründen nicht rathsam, im blinden Vertrauen auf die nothgedrungene Gefügigkeit der Lyoneser, die Stimmung und das Schicksal der arbeitenden Klassen dieser Stadt aus den Augen zu verlieren, denn daß im äußersten Falle die Leidenschaft oder die Verzweiflung eines energischen Volkes doch stärker ist als die stärkste Citadelle, das haben wir binnen der letzten Jahre mehr als einmal an Barcelona erlebt. Deßhalb herrscht denn auch hier in diesem Augenblick eine doppelt große Unzufriedenheit darüber, daß die Regierung bei ihrem am 12. d. M. der Kammer vorgelegten Gesetzentwurf über die Verbesserung der Flußschifffahrt die Rhone, die große Pulsader des Gewerbfleißes und des Verkehrs von Lyon, gänzlich übergangen hat. Das Ministerium verlangt 81 Millionen zur Rectifikation

einer Anzahl schiffbarer Flüsse, unter denen die Rhone nicht aufgeführt ist. Natürlich erheben sich in dem ganzen Rhonethale die heftigsten Reklamationen gegen diese Vernachlässigung, und vor allen andern macht Lyon seine Ansprüche und seine Bedürfnisse in nachdrücklicher Sprache geltend. Eine an die Regierung gerichtete Vorstellung des Stadtraths von Lyon verlangt im dringendsten Tone, daß das Interesse Lyons bei dieser Gelegenheit nicht aufgeopfert, und daß der Rhone ein ihrer großen Wichtigkeit entsprechender Antheil an jenen 81 Millionen zugewiesen werde. Die Regierung wird es wahrscheinlich vorziehen, zu Gunsten Lyons einen Zuschuß zu jener Summe von den Kammern zu fordern. Wir erfahren bei dieser Veranlassung, daß die Rhone zwischen Lyon und Marseille gegenwärtig von 40 Dampfbooten mit 3600 Pferdekraft befahren wird. So wenigstens sagt der Stadtrath von Lyon, dessen amtliche Angabe ich nicht wage zu bezweifeln, obgleich sie mir außerordentlich stark vorkommt.

An Denselben.

Avignon, 1. April.

Avignon ist in seiner heutigen Gestalt ein Stück Mittelalter in Weingeist aufbewahrt. Schon von weitem zeigt die alte Stadt der Päpste eine Miene, welche unserem Jahrhundert nicht angehört. Die große steinerne Rhonebrücke, welche bereits seit zweihundert Jahren eine Ruine ist, die von Zinnen und Thürmen starrenden Ringmauern, die unzähligen steinernen Glockenthürme, die dichtgedrängte Masse der altersgrauen Häuser, der in dem hohen Domsfelsen wurzelnde Riesenbau der Burg, das Alles, zumal im feierlichen Lichte des Sonnenuntergangs vom Strome aus gesehen, macht ein Bild, so fremdartig, so seltsam, daß man sich bei seinem Anblick in eine andere Welt versetzt glauben könnte. Wenn du als Kind in irgend einer alten Bilderbibel geblättert

haft, so wirst du gewiß einen großen Holzschnitt gefunden haben, der Jericho darstellt, ehe seine Mauern unter dem Klange der Trompeten Israels gefallen sind, oder Jerusalem zur Zeit des Salomonischen Tempelbaues. Nun denn, ein solches Bild gibt den Charakter des heutigen Avignon treuer wieder, als die beste Beschreibung.

Das Innere der Stadt entspricht ihrer Außenseite. Die alten massiven Häuser mit schweren Eisengittern vor den Fenstern, die sich nach der Straße hinausbauchen, haben schmale gewölbte Eingänge, durch welche man oft einen von Säulen eingefaßten Hof, Schwibbögen und steinerne Wendeltreppen erblickt. Die Straßen sind zum großen Theil eben so enge, so steil und so finster, wie man uns die Gassen von Tetuan oder Mogador schildert. Vielfache Reste von Bildhauerarbeiten an den größeren Gebäuden, Wappenschilder, zierliche Nischen mit Madonnenbildern und andere Steinzierrathen erinnern daran, daß diese düstern, krummen Gassen einst von einem reichern und vornehmern Geschlechte bewohnt waren, als die heutige Bevölkerung. Die Fürsten der Kirche und die weltlichen Herren, die es sich im Schatten der dreifachen Krone wohl seyn ließen, haben die Häuser gebaut und bewohnt, welche heutzutage ein Volk von Lazzaroni inne hat. Der Glanz der innern Einrichtung ist verschwunden, die ehemalige Eleganz hat der Unordnung und dem Schmutze Platz gemacht, aber das aristokratische Gepräge ist nicht aus der Physiognomie dieser Bauten verwischt, und mancher Thüre, durch welche jetzt nur zerlumpte Gestalten ein- und ausgehen, sieht man es auf den ersten Blick an, daß ehemals Bischöfe und Kardinäle an sie geklopft haben.

Mein erster Gang in Avignon galt dem päpstlichen Schlosse. Ein wahrer Priesterbau, kolossal wie der Pfaffenstolz, und absolut wie das Dogma. Nie zuvor habe ich so ungeheure Quadermassen zu Thürmen und Mauern auf einander gehäuft gesehen. Von der Mittagsseite her, wo seine Grundmauern bis hart an die Häuser der Stadt heruntersteigen, hat man die großartigste und zugleich die am wenigsten gekannte Ansicht vom Schlosse.

Die Natur muß die Felsunterlage aus tüchtigem Stoffe gebaut haben, daß sie nicht von der furchtbaren Last dieser Cyklopenmauern und dieser gigantischen Thürme zu Staub zerquetscht wird.

Die Burg der Päpste ist Palast, Festung und Gefängniß zu gleicher Zeit, aber die grauenvollste Kerkermiene ist die vorherrschende in ihrer Physiognomie, eine Miene, neben welcher die Kasematten einer Festung, der Bagno in Brest, ja selbst die ärgste Teufelserfindung unserer Zeit, die Zellengefängnisse, zu lächeln scheinen. Der ganze Bau ist todtstarr und todtkalt wie die Seele eines Inquisitors. Keine Spur von der steinernen Poesie, durch welche die Architektur des Mittelalters sonst den drohenden Ernst sogar ihrer Klöster und ihrer Raubburgen mildert. Selbst aus dem Innern des Schlosses scheint der architektonische Schmuck und die Schönheit der Form absichtlich verbannt zu seyn, und nur an einigen Stellen wird es sichtbar, daß bei der Schöpfung dieses Sinnbildes des zermalmenden Absolutismus doch auch die Kunst ihre Hand im Spiele gehabt hat.

Am Eingange in das Schloß zeigt man zuerst die Küche des Papstes, in welche, wie ein Franzose sagt, die ganze Welt die Gewürze lieferte, bis Luther mit dem Absatze seines schweren Stiefels die Hälfte der päpstlichen Kochtöpfe umstieß. Das Bild gefällt mir trotz des Anachronismus, den es enthält. Heutzutage wird in der Küche des Pontifex die Suppe für sechzehnhundert rothhosige Soldaten gekocht, denen ein kleiner Theil des Schlosses als Kaserne dient. Aus der Küche führt man den Besucher in die Kapelle, welche jetzt in der Mitte ihrer Höhe durchgeschoren und zu Schlafsälen verbaut ist. Trotz dieser Mißhandlung erkennt man in diesem Theile des Gebäudes ein Meisterwerk des edelsten gothischen Styls. Der Bau der Kapelle ist einfach und streng, aber die Form der Säulen und der Wölbung zeugt von dem reinsten Geschmacke und von einem tiefen Kunstgefühl, denen in allen übrigen Theilen des Schlosses der Spielraum versagt ist. Ueber der Stelle, an welcher der Hochaltar stand, ist ein Stück der übrigens übertünchten Deckenmalerei erhalten. Diese Fresken, welche mein Führer dem Giotto zuschrieb, stellen die zwölf Apostel

dar. Ihr ursprünglicher Werth läßt sich in ihrem gegenwärtigen Zustande nicht mehr beurtheilen.

Neben der Kapelle ist die Rüstkammer, mit rohen Schildereien ausgemalt, die offenbar einer spätern Zeit angehören. Auch dieser Saal ist jetzt mit mehreren Reihen von eisernen Feldbetten gefüllt, und über den mittelalterlichen Grisaillen an den Wänden, Waffenbündel und Trophäen darstellend, hängen die Gewehre und Patrontaschen französischer Rekruten von 1845.

Durch einen weiten Hofraum führt der Weg in den Theil des Schlosses, wo das päpstliche Glaubensgericht sein Wesen trieb. An der Eingangsthür zeigt man den aus einem einzigen Steinblocke gehauenen Kessel, welcher zur Probe des siedenden Oels gedient haben soll, eine Bestimmung, welche das unheimliche Aussehen des Gefässes keineswegs Lügen straft. Dicht daneben ist ein in die Mauer eingehauenes Kerkerloch, ohne Licht, ohne Luft, ohne Raum zu der nothwendigsten Bewegung, eine Art Nische, bestimmt, einen lebendigen Leichnam einzuschließen. In diesem steinernen Grabe wurde dem Inquisiten Wochen oder auch Monate Zeit gegeben, sich auf das Erscheinen vor dem heiligen Gerichtsstuhle vorzubereiten, das heißt seine moralische Kraft bis auf die letzte Faser aufzureiben. Einige Schritte weiterhin findet sich eine zweite Kerkerhölle dieser Art. Der Gerichtssaal der Inquisition kündigt seinen Charakter durch eine halb verlöschte Inschrift an, die mit Worten von furchtbarem Klange und noch furchtbarerer Bedeutung beginnt: In dextra gladium teneo. — Unmittelbar an das Sitzungszimmer des Glaubenstribunals stößt die Folterkammer. Klafterdicke Mauern ohne Fenster machten dieses kellerartig gewölbte Gemach für jeden Schrei der wüthendsten Qual und Verzweiflung undurchdringlich. Die Marterwerkzeuge sind seit einigen Jahren aus der Folterkammer verschwunden, aber der gewölbte Kamin, in welchem die Foltereisen geglüht wurden, grinst noch jetzt mit seinem aufgesperrten Teufelsrachen dem Besucher entgegen.

Durch die Oeffnung einer durchbrochenen Mauer zeigt man von der Marterkammer aus den innern Raum der sogenannten

Glacière, des Thurms, in welchen während der Schreckenszeit die Leichname von einundneunzig erwürgten Royalisten hinabgestürzt wurden. Die Gebeine der Ermordeten sind später wieder aus dem Thurme geschafft worden, aber breite Blutstreifen an den Mauern zeugen noch heute von jener Schlächterei, deren Erinnerung an jedem andern Orte Schaudern einflößen würde. Was ist aber eine solche Würgscene neben den Thaten der Inquisition! Dort ein von Wuth trunkener roher Haufe, der blindlings auf seine Feinde losschlägt und mit dem ersten Schlage tödtet; hier eine öffentliche Macht, klug, gelehrt, besonnen, die ihren Feind mit satanischer Kunst unter gewissenhafter Beobachtung sogenannter Rechtsformen durch Höllenqualen langsam, systematisch zu Tode peinigt! Und hätte nur ein einziges menschliches Wesen seines Glaubens oder Unglaubens wegen auf der Folter oder auf dem Scheiterhaufen von Avignon die Seele ausgehaucht, und wären dagegen statt neunzig blutigen Leichen neunhundert in der Glacière begraben worden, das Verbrechen der Revolution würde in meinen Augen verschwinden neben der Missethat des Glaubensgerichts. Eine Moral, welche sich darauf beschränkt, die Opfer zu zählen, ist eine Armseligkeit, der keine andere Würdigung gebührt, als ein Achselzucken.

Begleiten wir den Gefangenen der Inquisition auf den beiden Schritten, die er aus der Folterkammer noch zu machen hat. Der erste führt ihn in eine kleine Kapelle, wo er im Sünderhemde und mit der Kerze in der Hand Kirchenbuße thun muß. Sein Platz ist eine Nische in der Mauer, neben einem kleinen Fenster, auf dem die Sonnenstrahlen spielen und das eine Aussicht auf die grüne, fröhliche Landschaft da draußen gewährt. In wie manches gebrochene Herz mag durch dieses Fenster ein letzter Funken, nicht der Hoffnung, aber der schmerzhaften Sehnsucht gefallen seyn! Diese Aussicht auf die lichte, freie Gotteserde erscheint als das letzte Raffinement der pfäffischen Rachsucht.

Noch ein Schritt aus der Kapelle und der Verurtheilte stand an der Richtstätte. Das päpstliche Regiment in Avignon muß wohl die öffentlichen Hinrichtungen gescheut haben, welche die

spanische Inquisition später zu wahren Volksfesten zu machen wußte. Die Brandstätte ist im Innern des Schlosses, in einem trichterförmigen Thurme, der oben eine Schornsteinöffnung hat. Noch vor Kurzem sah man unten in dem Thurme einen eisernen Rost, der mit Klammern, die noch heute vorhanden sind, in der Mauer befestigt war. Der obere Theil des Thurmes ist noch jetzt schwarz von Ruß, zum Zeichen, daß dieser Satansherd seiner Zeit eben so fleißig geschürt worden ist wie die Küche des Papstes.

Ich habe vergessen, von einem größern Inquisitionsgefängnisse zu reden, das im höchsten Grade merkwürdig ist durch eine Menge von Inschriften, welche die Hand der Gefangenen in die Mauer gegraben hat. Mit Geduld und Muße — denn die meisten dieser Inschriften sind schwer zu entziffern — wäre hier gewiß eine reiche und interessante Ausbeute zu machen. Nahe an der Thür liest man mit großen Buchstaben geschrieben: „Heureux ceux qui ont faim de justice, car ils seront soulés.“ Ist das blutige Ironie, oder eine Citation vor ein jenseitiges Gericht? Si male locutus sum, heißt es an einer andern Stelle, ostende quid male dixerim; si bene locutus sum, cur me caedis? Rührende Naivetät! der arme Mann kannte die Leute, mit denen er zu thun hatte, nicht einmal vom Hörensagen. Ein Dritter schreibt seinen Namen, Graset, und fügt hinzu: faussement accusé, als ob das Prädikat irgend etwas an der Sache änderte. Veritas domini in saeculum saeculi! ruft ein Vierter. So orthodox dieser Gedanke auch klingt, so bin ich doch fest überzeugt, daß er im Sinne dessen, der ihn auf den Stein schrieb, eine Protestation gegen den Kirchenglauben war. Ja gewiß, der Gefangene, der sich im Angesicht des Schreckensgerichtes, das seiner wartete, auf die ewige Wahrheit des Herrn berief, der war ein eiserner Ketzer, den auch die Flammen des Scheiterhaufens nicht zum Schmelzen gebracht haben.

Einer der mächtigsten Thürme des Schlosses diente zum Staatsgefängniß. Hier saß Cola Rienzi zehn Monate lang gefangen, bis er auf eine romanhafte Weise entkam, um zum

zweitenmale das Tribunat seines Volkes gegen Papst und römische Aristokratie zu führen. Die Wohnzimmer des Papstes, welche die Revolution geschont hatte, sind während der Restauration zerstört worden; sie sollen auffallend klein gewesen seyn, und man brach sie ab, um große Räume für den Kasernenzweck zu gewinnen. Die jetzige Regierung hat einige Maßregeln zu Rettung der noch vorhandenen Trümmer des Schlosses getroffen. Die päpstliche Burg ist in die Kategorie der „historischen Monumente" eingereiht, welche unter dem besondern Schutze des Gesetzes stehen, und der Staat hat überdieß eine jährliche Summe von 18,000 Franken zu ihrer Erhaltung ausgeworfen. Möge sie aufrecht stehen bleiben als stummer Zeuge einer grauenvollen Vergangenheit bis an das Ende der Zeiten!

An das Schloß stößt die Metropolitankirche, Notre Dame des Doms geheißen, ein rohes, schmuckloses und unvollendetes Bauwerk, das, wie hier zu Land fast jede Kirche, deren Ursprung man nicht mit Gewißheit bestimmen kann, Karl dem Großen zugeschrieben wird. Die Metropole enthält das Grab Johanns XXII. und ein Denkmal, welches die Familie Crillon vor einiger Zeit dem berühmten Waffenbruder Heinrichs IV. hat setzen lassen. Die Auferstehungskapelle, die aus dem siebzehnten Jahrhundert herrührt, ist ein kleines Wunderwerk der architektonischen Verzierungskunst. Eine Marmorstatue der Jungfrau Maria, von Pradier, welche seit ein paar Jahren in dieser Kapelle aufgestellt ist, hat in meinen Augen mehr Werth, als alle übrigen Sehenswürdigkeiten der Kirche zusammengenommen.

Unter den übrigen Kirchen in Avignon sind manche, die einen Besuch verdienen. So die des heiligen Agricola, in welcher Mignard, dieser süßliche Zierbengel der französischen Malerschule, begraben liegt. Die Peterskirche hat eine außerordentlich reiche Façade, die leider von Vandalenhänden arg gelitten hat, und das Schnitzwerk ihrer Thüren ist von großem Verdienst. An einer dieser Thüren las ich einen Anschlagezettel, welcher besagte, daß der Révérend Père capucin Athanase an dem und dem Tage die Kanzel besteigen werde. Wir sind wieder in den Zeiten

der Kapuzinerpredigten! Der Gang dieser Dinge ist so rasch, daß er mir bedenklich vorkommen würde, wenn ich ein Kapuziner wäre. — Das gerühmte Bildwerk der marmornen Kanzel in der Peterskirche ist mit einer neidischen Decke verhangen, die sich vermuthlich gegen klingende Münze lüftet, allein ich bin der ewigen Brandschatzungen müde.

Die Jesuitenkirche, jetzt verlassen, wird ohne Zweifel bald wieder von den Jüngern Loyola's in Besitz genommen werden, welche in Avignon ein großes „Haus" haben, das von nicht weniger als siebzig Vätern bewohnt seyn soll.

Avignon, am 2. April.

Ich ging heute hinaus an das äußerste Ende der Stadt, um das Grabmal der Laura zu sehen, dessen Existenz ich erst hier an Ort und Stelle und gleichsam zufällig erfuhr. Dieser Umstand hätte mich mißtrauisch machen sollen, aber ich folgte arglos und gläubig meinem kleinen Wegweiser durch zahllose krumme Gassen über das spitze Kieselpflaster weg, das ich bei jedem Schritt durch die dicken Sohlen meiner Reiseschuhe hindurchfühlte. Nach einem langen ermüdenden Marsch standen wir endlich an der eisernen Gatterthüre eines kleinen Gartens. Ich zog die Klingel und alsbald erschien eine baumlange hagere Gestalt, ein Mann, auf dessen Gesicht sich ein gewisser Ascetismus mit einer starken Dosis von Selbstzufriedenheit und schulmeisterlicher Pedanterie zu der seltsamsten Mischung vereinigte, eine Erscheinung, zu deren würdiger Beschreibung die Feder eines Walter Scott oder Fenimore Cooper nöthig wäre. Der dürre Mann hörte mit feierlichem Ernst meine Bitte um Zulassung zu dem Grabe Lauras an, sprach mit ceremoniöser Höflichkeit seine Gewährung aus und führte mich mit gemessenem Schritt in einen abgelegenen Theil des Gartens. Hier sah ich unter Cypressen und Trauerweiden einen weißen Stein hervorschimmern. Alle Etikette und alle Rücksicht auf meinen gravitätischen Führer bei Seite setzend, war ich mit drei raschen Schritten bei dem Denkmal. — Welche Enttäuschung! Ein Leichenstein von der gemeinsten Form und aus der geschmack-

losesten Zeit, die je über die Erde hinweggegangen ist, aus den beiden Jahrzehnden, welche das vorige Jahrhundert geschlossen und das jetzige begonnen haben. Ich wurde zur Salzsäule. Als ich mich ein wenig gesammelt, werfe ich einen Blick auf die Inschrift des Steins, in der ich den Namen des Chevalier Folard und eine lange Lobrede auf denselben erkenne.

„Aber,“ wendete ich mich verwundert an meinen inzwischen herbeigekommenen Führer, der ein stummer Zeuge meines Erstaunens gewesen war, „aber was hat der Ritter Folard mit Laura gemein?“ — „Nichts auf der Welt,“ wurde mir mit langsamer Grabesstimme geantwortet, „das Denkmal Lauras ist hinter dieser Cypressenhecke.“ Ich schöpfte Athem, aber ich sollte zum zweitenmale betrogen werden, und der zweite Betrug war, wie gewöhnlich, schlimmer als der erste. Der Grabstein der Seelenfreundin des süßesten Sängers der Liebe ist nicht mehr und nicht weniger als die Stiftung eines reisenden Engländers, der auf dem Denkmale selbst eine lange Schenkungsurkunde zu Gunsten der Manen Lauras und Petrarcas ausgestellt hat, welche in mehr oder weniger ciceronianischem Latein besagt, daß er, Lord Kellsall, in dem und dem Jahre für sein gutes Geld hunc cippum habe aufrichten lassen. Der Cippus nun ist ursprünglich nichts als eine kurz abgestutzte Säule, auf die nachträglich von zweiter Hand eine große steinerne Artischocke gepflanzt ist, aus welcher ein Kreuz heraus wächst, womit denn, wie mein Geleitsmann im Sentenzenton bemerkte, dem Denkmal der Stempel der kirchlichen Idee aufgedrückt worden, welche dem Engländer wenig am Herzen gelegen zu haben scheint. Das war die monumentale Mißgeburt von gestern, die ich, statt eines fünfhundertjährigen Denkmals von treuer, liebender Hand auf die Gruft der Zeitgenossin gesetzt, vor mir sah.

Auf mein Befragen erfuhr ich übrigens, daß der Garten, wo wir uns befanden, den Platz der ehemaligen, in der Revolution zerstörten Franziskanerkirche einnahm, in welcher die Geliebte Petrarcas bestattet worden sey, und daß der Denkstein des Engländers nach vorgängiger sorgfältiger Ermittlung ihre Grabstätte

so genau als möglich bezeichne. Der Garten gehört jetzt einem benachbarten Waisenhause, welches lediglich durch Almosen erhalten wird und in dessen Namen mir der feierliche Pförtner für meine kleine Gabe dankte.

Weniger undankbar als mein Gang nach dem Grabe Lauras war mein Besuch des Invalidenhauses, welches hundertmal den Vorzug verdient vor der großen Katakombe, die man in Paris l'hôtel des Invalides nennt. Im Pariser Invalidenhause weht dem Eintretenden schon an der Thüre eine Kellerluft entgegen, welche jeden Gedanken an ein behagliches Daseyn der Bewohner dieser Anstalt erstickt. Sie kehrt der Sonne den Rücken zu, die mit keinem Strahle in diese düstern Gänge, diese dumpfigen Höfe, diese feuchten Säle einzudringen vermag. So ungefähr denke ich mir den Charakter einer Karthause oder eines Trappistenklosters. Im Invalidenhause zu Avignon dagegen findet man luftige Räume voll freundlichen Sonnenlichts, heitere Aussichten in's Freie und einen großen Garten voll duftiger Blumen und schattiger Baumgänge. Einen solchen Aufenthalt kann man dem abgelebten Kriegsmann mit Ehren anbieten; des Pariser Invalidenhauses dagegen würde ich mich schämen, wenn ich ein Franzose wäre. Aber der Franzose, wenn er den Blick auf den vergoldeten Dom der äußerlich allerdings pomphaft ausgestatteten Anstalt Ludwigs **XIV.** wirft, fühlt sein Herz von patriotischem Stolze schlagen, und er fragt mit herausforderndem Selbstgefühl, ob es irgend ein Land in der Welt gibt, in welchem man es Frankreich an Magnificenz gegen die im Dienste des Vaterlandes verstümmelten oder altgewordenen Soldaten gleich thut, irgend ein Land, das seine Invaliden unter goldenem Dache unterbringt. Daß drei Viertheile der Pariser Invaliden mit blödsinniger Miene wie Schatten durch die Gänge und Zimmer ihres Hauses umherschleichen, das scheinen die Franzosen nicht zu bemerken, es fällt ihnen wenigstens nicht ein, nach der vermuthlichen Ursache dieser kläglichen Erscheinung zu fragen. Auf den Gesichtern der Invaliden in Avignon herrscht ein ganz anderer Ausdruck. Sie sind munter, gesprächig, galant, und man sieht

es ihnen an, daß sie sich in ihrer lachenden Umgebung des Abends ihres Lebens wahrhaft freuen.

Das Museum Calvet, so genannt von seinem freigebigen Gründer, enthält eine reiche Sammlung von Alterthümern, welche in Avignon und seiner nächsten Umgegend aufgefunden worden sind. Bildsäulen, Brustbilder, Vasen, Grabsteine, Münzen und hundert andere Kunstgegenstände sind in guter Ordnung aufgestellt. Es würden viele Tage dazu gehören, um diese Schätze einzeln zu prüfen, zumal das überaus zahlreiche und wie man sagt kostbare Münzkabinet. Die kleine Gemäldegalerie, welche zu dem Museum gehört, enthält mehrere gute Bilder von Joseph, Carl und Horace Vernet, alle drei aus Avignon gebürtig. Unter diesen Gemälden befindet sich das Original des Mazeppa auf dem wilden Pferde, das alle Welt nach dem vortrefflichen Kupferstich von Jazet kennt. Auch Mignard hat seiner Vaterstadt einige seiner geleckten Bilder hinterlassen. Zwei Porträts Petrarcas, die beide nach dem Leben gemalt seyn sollen, zeichnen sich durch absolute Unähnlichkeit aus. Das eine derselben ist das Original des allbekannten Bildes des Dichters im Lorbeerkranze, das man aller Orten und vor jeder Ausgabe seiner Sonette findet.

Noch ein Wort von einer Kunstmerkwürdigkeit Avignons, dem berühmten elfenbeinernen Christusbilde, welches der Irrenanstalt gehört. Der Meister, welcher dieses Bild vor zweihundert Jahren geschnitzt, Guillermin mit Namen, soll dasselbe als Kaufpreis für den Kopf seines zum Tode verurtheilten Bruders gegeben haben. Der elfenbeinerne Christus — das ist die stehende Bezeichnung des Kunstwerks, von dem ich rede — ist besonders merkwürdig dadurch, daß das Gesicht, von der einen Seite angesehen, das heftigste Leiden, von der andern Seite eine himmlische Ergebung ausdrückt, ohne daß die Harmonie des ganzen Gesichtsausdrucks, von vorn aufgefaßt, dadurch im mindesten gestört würde. Die Lösung dieser Aufgabe ist freilich nicht mehr als ein technisches Kunststück, die Arbeit Guillermins ist aber darum nicht weniger ein Kunstwerk vom seltensten Werthe.

Herrn Dr. K. in A.

Avignon, 5. April.

Politicam furca expellas, tamen usque recurret; möge der Barbarismus meiner Parodie der Wahrheit zu Dank Gnade vor Ihren Augen finden; die Politik war für mich

like the twice told tale to the ear of a drowsy man.

Ich hoffte ihr durch die Flucht zu entgehen; ich bildete mir ein, unter dem schönen provençalischen Himmel wieder einmal für die individuelle Poesie des Erdendaseyns aufzuleben, aber siehe, wie die schwarze Sorge des Dichters aus Latium setzt sich die Politik, die weltbürgerliche Prosa des Jahrhunderts, zwar nicht auf die Croupe meines Rosses, aber auf die Imperiale des Eilwagens, in die Cajüte des Dampfbootes, an den Marmortisch des Kaffeehauses der Provinzialstadt wo ich raste. In Lyon faßt mich Arglosen verrätherischer Weise das Frankfurter Journal beim Schopf, um mich, allem Sträuben zum Trotz, bei den neuesten Verhandlungen des deutschkatholischen Concils festzuhalten; auf der Rhone, Angesichts des stattlichen Beaucaire und des freundlichen Tarascon, werde ich rechts von einem neuerungssüchtigen Italiener und links von einem zukunftschwangern Franzosen angefallen, die mit Ungestüm fordern, daß ich ihnen Rechenschaft gebe über den Stand der preußischen Verfassungsfrage; in Marseille nimmt mich ein Spanier in Beschlag, der mir meiner verzweifelten Gegenwehr ungeachtet die Theorie des nächsten allgemeinen Pronunciamiento auseinandersetzt, und um Alles zu krönen, finde ich auch auf jedem Tisch, an dem ich mich hungrig oder durstig niederlasse, ein Pariser Zeitungsblatt. Die Pariser Tagespolemik hat indessen in diesem Augenblick ihre heitere Seite. Das Wehgeschrei, welches die gesammte Pariser Presse über das Armirungsgesetz anstimmt, ist lustige Musik für mein Ohr. Möchte jede Inkonsequenz, jede moralische Feigheit, jeder Verrath an der eigenen Ueberzeugung mit ähnlicher Münze bezahlt werden! Tu l'as voulu, George Dandin. Der Regierungsantrag auf die sofortige Ausrüstung der Pariser Festungswerke ist der keckste

Schlag, den man in den Tuilerien seit der Einbringung des Einbastillirungsgesetzes selbst gewagt hat, aber wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird das Wagniß der Regierung dießmal ebenso günstig ablaufen, wie im Jahr 1840. Die Opposition, welche dem Ministerium Thiers gegenüber sich selbst im Stich gelassen hat, wird dießmal von der Nation im Stich gelassen werden. Der Aufruf zur Protestation, den die Pariser Presse an die Provinzen erläßt, findet wenigstens hier in der Provence bis jetzt nicht den mindesten Anklang. Die Pariser Zeitungen fühlen auch bereits, daß es zu spät sey, und in ihrer Seelenangst über das selbstverschuldete Unheil verlieren sie den Kopf, die Dialektik und sogar den Styl. Der Aristarch des Pariser Journalismus, der splitterrichterische Phrasendrechsler National, bringt in seiner Herzensangst die haarsträubendsten Redensarten zu Markt. Tout le monde a compris l'intention provoquante de ce défi, sagt er mit lächerlich pleonastischem Bombast in der neuesten Beschwörungsformel, die er an die Nation richtet. Und zum doppelten Unglück ist sein Gedanke ebenso unwahr, als sein Ausdruck absurd ist. Hier zu Land wenigstens gibt man sich keineswegs die Mühe, den Zweck des Armirungsgesetzes zu begreifen, oder wenn man ihn begreift, so betrachtet man ihn mit einem stoischen — vielleicht sollte ich sagen epikureischen — Gleichmuth.

Ich habe einen großen Theil der Provence durchreist, ich habe deren wichtigste Städte besucht, ich habe mit Leuten aller Stände und aller Meinungen verkehrt, und nirgends bin ich auch nur auf eine Spur von wahrhafter Theilnahme an der Frage gestoßen, die den Pariser Oppositionsmännern in diesem Augenblick das Fieber gibt. In Arles beschäftigt man sich wie gewöhnlich unendlich mehr mit den wundersam schönen Töchtern des Landes, als mit Staatsangelegenheiten irgend einer Art; in Marseille berechnet man die Vortheile, welche der bevorstehende Kriegszug des Marschalls Bugeaud dem Hafen bringen wird; in Aix bereitet man sich vor zum Empfang der Badegäste, von denen man sich verspricht, daß sie dieß Jahr ungewöhnlich zahlreich seyn werden; in Avignon führt man das herkömmliche

Lazzaroneleben, sonnt sich am Tage, und geht am Abend auf dem Marktplatz lustwandeln, der von zwanzig anstoßenden Kaffeehäusern aus mit volltönender Musik und jubelndem Gesang erfüllt wird. Mit einem Wort, wenn Paris bei seiner Opposition gegen das Armirungsgesetz aus den übrigen Provinzen des Landes ebenso wenig Beistand zu hoffen hat wie aus der Provence, so ist es so gut als gewiß, daß binnen heute und einem Jahr tausend Kanonen bereit seyn werden, auf die erste Veranlassung hin ein gewaltig erstes Wort zu den Parisern zu sprechen.

Herrn F. V. in Paris.

Avignon, am 6. April.

Ein prachtvoller Apriltag; die Blätter drängen sich zusehends aus den Zweigen hervor, sie wollen die verlorene Zeit nachholen, aber die Blüthen kommen ihnen doch zuvor. Der Frühling ist hier nicht grün, sondern goldgelb, rosenroth und schneeweiß. Ich mag nicht nach den Namen der vielen fremdartigen Bäume fragen, die ich hier zum erstenmale sehe, denn was hilft es mir, wenn ich die Namen mitnehme, die Bäume muß ich ja doch hier lassen.

Gegen die Mittagsstunde bin ich wieder zu dem Schlosse der Päpste hinaufgestiegen. Ginge nicht ein frischer Luftzug dort oben, die Sonnenhitze würde erdrückend seyn. Die riesigen Trümmer der Burg sind in Licht und Glanz gebadet, und gleichwohl werfen sie Grauen in die Seele des Beschauers. Ein Theil des Gebäudes ist zum Gefängnisse eingerichtet und bleiche Gesichter sehen daraus hinter armdicken Eisengittern hervor.

Der höchste Punkt des Domfelsens beherrscht ein reiches Rundgemälde, das nur an einer Stelle durch die Thürme der päpstlichen Burg und der Metropolitankirche maskirt wird. Den vortheilhaftesten Gesichtspunkt findet man nach Norden zu. Der Fuß des etwa fünfhundert Schuh hohen Felsens, auf dem du

stehst, wird von einem Arme der Rhone bespült, deren zweiter und breiterer Hauptarm unter den Mauern des gerade gegenüber auf steiler Anhöhe liegenden Städtchens Villeneuve-lèz-Avignon vorbeiströmt. Die mächtigen Ruinen einer festungsartigen Abtei bei Villeneuve bieten ein malerisches Seitenstück zu dem Schlosse von Avignon. In einer Entfernung von zwei bis drei Stunden wird der Horizont vor dir durch eine Hügelkette geschlossen. Dieser Höhenzug macht etwas weiter rechts eine Schwenkung, welche dem Auge erlaubt, eine Strecke in das Rhonethal emporzudringen, das zuletzt durch eine neue Wendung der Bergufer geschlossen wird. Von Osten her zeigen sich die provençalischen Alpen mit ihrem vorgeschobenen Posten, dem Mont Ventoux, der bei einer Höhe von 6000 Fuß noch zur Hälfte mit Schnee bedeckt ist. Dieser Berg muß eine unermeßliche Fernsicht gewähren, er steht wenigstens eben so vereinzelt da als der Rigi, und seine Lage ist überdieß durch die Nachbarschaft des Meeres begünstigt. Im Süden wird die Landschaft durch eine Bergkette vermauert, welche senkrecht auf die Rhone zu stoßen scheint, und der die Durance gleichsam zum Festungsgraben dient. Ueberall lachende oder großartige Bilder im ganzen unermeßlichen Kreise, der zu deinen Füßen ausgebreitet liegt. Nur dein Standpunkt selbst und seine unmittelbarste Umgebung ist trostlos: ein nackter, zerbröckelnder Kalkfelsen, dessen Abhang die Kunst mit geringem Erfolg versucht hat in einen Spaziergang zu verwandeln; auf der Spitze des Felsens, auf einer Reihe halbverfallener Stufen, der Rumpf eines riesenhaften Kreuzes, das der Blitz zerschmettert hat; hundert Schritte stadtwärts das steinerne Gespenst der Pfaffenburg, von welcher aus siebzig Jahre lang die Welt der Geister regiert wurde.

Dort oben neben dem zertrümmerten Kreuze standen plaudernd und lachend fünf oder sechs der Lazzaroni von Avignon bei einander. Um den Anknüpfungspunkt für ein Gespräch zu gewinnen, fragte ich nach dem Namen einiger zu unsern Füßen liegenden Kirchen, wobei ich meine Verwunderung über deren große Anzahl ausdrückte. »Certainement,« antwortete mir ein verwachsener, pasquinoartig aussehender Bursche, »il ne manque

pas d'églises à Avignon, il n'y manque que de catholiques.« Ich war äußerst begierig, die weitere Entwicklung dieses Satzes aus solchem Munde zu hören, aber mein Mann antwortete auf alle meine ferneren Fragen ausweichend, und ich mußte mich mit einem satyrischen Lächeln als dem ganzen Commentar zu den Worten begnügen, welche meine Neugier gereizt hatten. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß es eine protestantische Gemeinde und eine protestantische Kirche in Avignon gibt, die beide ohne Zweifel erst seit 1792 entstanden sind.

Unweit des päpstlichen Schlosses zeigt man das Haus, in welchem 1815 der Marschall Brune von den Avignoner Royalisten ermordet wurde. Ich würde diese so oft besprochene Geschichte gar nicht erwähnen, wenn ich nicht zufällig hier das Fragment eines vom Geiste des fanatischen Bourbonismus überströmenden Buches gefunden hätte, aus dem sich ergibt, durch welche Mittel das Volk im südlichen Frankreich zur wüthenden Leidenschaft gegen die Anhänger Napoleons aufgehetzt wurde. So heißt es darin namentlich vom Marschall Brune: „Dieser Schurke war es, welcher den Kopf der unglücklichen Prinzessin Lamballe auf einer Pike umhertrug, ja der Bösewicht trieb die Infamie so weit, daß er seine blutige Trophäe unter den Fenstern des Tempels zur Schau stellte, wo damals die erhabene königliche Familie eingesperrt war. Es gibt kaum irgend eine Missethat, deren sich dieses Ungeheuer nicht schuldig gemacht hätte. Er verbreitete Entsetzen in den Städten und auf dem Lande durch seine wandelnde Guillotine, und er erpreßte durch seine Drohungen Geld von aller Welt. Mehrmals zeigte er friedliche reiche Bürger als Royalisten an, bloß in der Hoffnung, ihr Vermögen zu plündern, wenn er ihre Verurtheilung durchsetzen könnte." Der Marschall wird ferner der nichtswürdigsten Feigheit beschuldigt, man sagt ihm nach, daß er sich am Tage der Schlacht beim Helder aus Furcht in's Bette gelegt habe, und man schließt mit der Versicherung, daß Bonaparte selbst die Erklärung gegeben, er würde sich schämen, einen so verruchten Menschen länger in seinem Dienste zu verwenden.

Avignon ist noch heute einer der bedeutendsten Mittelpunkte der legitimistischen Opposition im südlichen Frankreich, die hier wirklich in dem Volke wurzelt, und gegen welche die neue Ordnung der Dinge früher oder später noch einmal einen harten Stand haben kann. Dieselbe politische Stimmung herrscht unter dem großen Haufen in Arles, Beaucaire, Aigues-Mortes und Montpellier. In Nimes ist die Meinung in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt. Die höhern Stände und die ganze protestantische Bevölkerung, die dort sehr zahlreich ist, hängen der Juliregierung an, während die Mehrzahl der katholischen Einwohner ihre Hoffnungen auf eine dritte Restauration setzt. Auch in Marseille und Toulon haben die neuen Meinungen und Interessen bis jetzt nur ein zweifelhaftes Uebergewicht. Im obern Languedoc dagegen, in Perpignan, Narbonne, Carcassonne und Beziers hat der Anhang der Julirevolution ganz entschieden die Oberhand. Man hat bemerkt, daß dieses beschränkte Gebiet der freisinnigen Meinung im südlichen Frankreich mit dem Gebiete der Albigenserkriege schauerlichen Angedenkens zusammenfällt. Sollte sich unter dieser Bevölkerung trotz des Feuers und Schwertes der römischen Glaubenskämpfer, der ketzerische Geist von Geschlecht zu Geschlecht in der Stille fortgepflanzt haben und sich jetzt in der Gestalt des politischen Liberalismus Luft machen? Etwas weiter landeinwärts, in Toulouse und den benachbarten Städten hat der Legitimismus wieder stärkere Haltpunkte, und es waltet dort etwa dasselbe Meinungsverhältniß ob, wie im größern Theile der Provence.

Bei dieser flüchtigen Statistik der politischen Parteizustände im südlichen Frankreich habe ich, wohlverstanden, nur die Städte im Auge gehabt. Was das Landvolk betrifft, so ist es in diesen Gegenden fast überall blindlings dem alten Glauben, sowohl in Staats- als Kirchensachen ergeben, und seine absolute Abhängigkeit von dem durchweg legitimistisch gesinnten Priesterstande bürgt dafür, daß es sich noch lange nicht mit der öffentlichen Ordnung des Tages versöhnen wird.

Abends, zumal Sonntags, versammelt sich ein großer Theil

der Bevölkerung von Avignon auf dem Marktplatze, um sich vom Nichtsthun des Tages durch einen Spaziergang in der lauen Abendluft zu erholen. Der ganze Marktplatz ist von Gesang und Musik erfüllt, die aus fünf oder sechs anstoßenden Kaffeehäusern herüberschallt, tiefblauer Himmel und funkelnde Sterne bilden die Dekoration des Concertsaales, und Männer und Frauen lassen es sich wohl seyn im langsamen Auf- und Abschlendern, unter Scherz und Lachen. Die jungen Mädchen ergehen sich oft ohne männliche Begleitung paarweise oder zu Dreien und Vieren, und sie sind weder die Uebelgelauntesten noch die Schweigsamsten in der versammelten Menge. Die Frauen in Avignon sind häßlich und schlecht gebaut, wie die meisten Provençalinnen, und ihr Kostüm ist nichts weniger als reizend. Nichts desto weniger wissen sie den Söhnen des Landes zu gefallen und die Herzensangelegenheiten machen hier, wie im ganzen Süden, das große Geschäft des Lebens aus.

Avignon, am 7. April.

Der erste Regentag meiner Reise. Ich habe in meinem Kamine ein kleines Feuer von Weinreisig angemacht, nicht um mich zu wärmen, sondern um durch sein lustiges Flackern den Eindruck einigermaßen zu neutralisiren, den der graue Morgenhimmel mit seinem falben Lichte auf meine Stimmung macht. Ich hoffte heute die elegante Welt von Avignon im Sonntagsstaate auf den Spaziergängen beisammen zu finden, ich gedachte dem schönen Geschlechte der Stadt bei dieser Gelegenheit den Zoll einer Bewunderung entrichten zu können, den ich bis jetzt trotz des besten Willens noch nicht anzubringen vermocht habe, und ich wollte den Tag mit einer frommen Pilgerfahrt, mit einem Ausfluge nach Vaucluse, beschließen. Alle diese schönen Plane drohen sich nun in Regenwasser aufzulösen. Indessen ist es erst acht Uhr, es ist also noch nicht Alles verloren, und die nächste Stunde kann mir den blauen Himmel mit seiner herrlichen Frühlingssonne zurückbringen.

In der Erwartung dessen, was da aus dem Tage werden

wird, will ich dir meinen Aufenthalt in Aix und meine Fahrt von dort hierher erzählen. Aix ist die Stadt der Brunnen und des klassischen Lapidarstyls. Bei je zwanzig Schritten stößst du auf eine Säule, eine Pyramide, eine Urne, aus denen ein halb Dutzend warmer oder kalter, bitterer oder süßer Quellen hervorbricht. Diese Säulen, Pyramiden und Urnen sind gewöhnlich mit wenigstens eben so vielen lateinischen Inschriften versehen, als die Brunnenstrahlen ausschießen. Eine Sammlung dieser Inschriften würde die merkwürdigsten Curiosa lustiger und ernster Gattung darbieten. Kennst du irgend einen hoffnungsvollen Philologen, dem es bis jetzt noch an Ruhm und an einer Collaboratorstelle fehlt, so rathe ihm, die Reise nach Aix zu unternehmen, um die empfindliche Lücke auszufüllen, welche die bisherige Nichtbeachtung der dortigen Brunnenliteratur selbst in den vollständigsten Codd. Inscript. hat fortbestehen lassen. Es ist wahr, daß keine der Aixer Inschriften einem klassischen oder einem barbarischen Jahrhundert angehört, allein wenn der Inhalt die Form überwiegt, warum sollte er nicht auch zuweilen das Alter ersetzen können? Ich weiß indessen zu gut, daß ich in gelehrten Sachen keine Stimme habe, als daß ich nicht die Entscheidung der Frage, ob eine lateinische Inschrift, die nicht wenigstens anderthalb tausend Jahre alt ist, die mindeste Beachtung verdient, dem bessern Ermessen des oben supponirten jungen Philologen anheimstellen sollte. Meinem Laienurtheile will es bedünken, daß sich aus der Aixer Brunnenliteratur mit Hülfe einigen kritischen Talentes und durch die Kunst des Commentators ein höchst interessantes Buch machen ließe.

Welchen reichen Stoff bietet nicht zum Beispiel allein der Springbrunnen, welcher von den hundertjährigen Ulmen des Magdalenenplatzes beschattet wird. Das Brunnenhaus ist ein Obelisk von monumentalen Verhältnissen, der auf jeder Seite seines Sockels ein Medaillon mit lateinischem Commentar trägt. Rechts der Proconsul Sextius Calvinus, der die Bäder von Aix zuerst in Ruf gebracht hat, ein Kopf, welcher der Phantasie des Bildhauers alle Ehre macht; links Karl III. Graf von der

Provence; hinten Ludwig XVIII. als Kind, und auf der Vorderseite die wohl bekannte Silhouette Ludwigs XV. mit ihren harten Zügen, die nur durch einen gewissen epikuräischen Ausdruck gemildert werden. Unter dem Brustbilde des Königs liest man die folgenden Worte: Ludovico XV., Regi dilectissimo, Patri Patriae, antiquum decus Provinciae restituenti, Civitas Aquensis pia, fidelis et obsequens.

In solchem Style logen die Väter der heutigen Generation in Frankreich auf Erz und Marmor. Wer kann bezweifeln, daß wir heute in öffentlichen Dingen der Wahrheit, das heißt der Quelle alles Heiles, näher gerückt sind? Es ist allbekannt, daß Ludwig XV. während seiner Regierung, und zumal gegen das Ende derselben von dem Volke nach seinem vollen Verdienste gewürdigt wurde, daß die Franzosen ihn just in demselben Maße liebten, in welchem er Vater des Vaterlandes war. Sehr natürlich würde es mir daher scheinen, wenn der König in Folge jener Inschrift die Stadt Aix wegen Majestätsbeleidigung durch grobe Satire in die Bastille hätte werfen lassen.

Antiquum decus Provinciae restiuenti: ich wette Hundert gegen Eins, daß du nimmermehr erräthst, was das heißen; durch welche Staatshandlung Ludwig XV. sich um die Würde oder den Glänz der Provence ein Verdienst erworben haben soll, das durch ein Denkmal verewigt zu werden verdiente. Ich will dir das Kopfbrechen ersparen und dir sagen, daß diese feierliche Danksagung der Ernennung des damals zwei- oder dreijährigen Enkels des Königs zum Grafen von der Provence gilt. Unbegreiflich ist es mir, daß dieses Monument die Revolution überlebt hat, denn die Revolution verstand ihren eigenen Vortheil im Allgemeinen viel zu wenig, als daß sie die Bedeutung solcher steinernen Aktenstücke des alten Regime im Archive der Zeiten hätte erkennen sollen.

Das Andenken des guten Königs René lebt in Aix in hundert Traditionen, Namen und Kunstwerken. Seinem Gedächtnisse ist eine der neuesten und schönsten Fontainen in der heitern geräumigen Hauptstraße der Stadt gewidmet, welche ein recht gut

gearbeitetes Standbild des Fürsten trägt. Es versteht sich von selbst, daß die Väter der Stadt es auch hier nicht an Proben ihrer lateinischen Gelehrsamkeit haben fehlen lassen. Wie es den dichterischen Manen des Königs gebührt, preisen sie das Leben und die Thaten Renés in rhythmischer Rede. Dieselbe Auszeichnung widerfährt Ludwig IX., welchem auf der schönen Esplanade vor dem Thore St. Louis ein Brunnendenkmal gesetzt ist. Es thut mir sehr leid, keine Abschrift von dem Distichon genommen zu haben, in welchem der Aixer Stadtpoet das Andenken des heiligen Ludwig feiert. Denke dir ein ungeschlachtes Versungeheuer, das bei jedem Schritte über seine eigenen eilf Füße stolpert, bis es zuletzt mit kläglichem Aechzen platt auf den Bauch niederfällt, und du hast eine schwache Vorstellung von diesem anmuthigen Kinde der Aixer Municipalmuse.

Aix hat ein paar sehenswerthe Kirchen. Merkwürdig ist vor allen die Kathedrale, nicht wegen der Schönheit, sondern wegen der Sonderbarkeit ihres Baues. Sie ist das Werk von sechs oder sieben Jahrhunderten, deren jedes nach seinem eigenen Plane daran gearbeitet hat. Die ursprüngliche Kirche, welche aus dem eilften Jahrhundert stammt, ist heutzutage nur noch ein Seitenschiff. Das Hauptschiff ist dreihundert Jahre jünger, ein drittes Schiff ist erst unter Ludwig XIV. gebaut, der Chor ist 1285 vollendet, einzelne Kapellen endlich gehören den verschiedensten Zeiten an. Auf diese Weise ist denn ein Bau entstanden, an welchem man einen vollständigen Geschichtscursus der Kirchenarchitektur von den frühen Zeiten der strengen gothischen Kunst bis in die Epoche des überladenen Rococogeschmacks durchmachen kann. Noch mehr, die Kapelle, in welcher das Taufbecken steht, ist sogar in seinen wesentlichsten Theilen nichts anderes als ein altrömischer Tempel, den der Katholicismus dem Heiligthume des neuen Gottes einverleibt hat. Kurz, die Kathedrale von Aix ist ein Labyrinth, in welchem sich wahrscheinlich auch geübtere Augen verirren, als die meinigen, und dessen Anblick wohl Verwunderung erregt, aber keine Art der Befriedigung zu geben im Stande ist. Die großen Flügelthüren der Kathedrale,

aus Cederholz, sind mit reichem, aber steif und geschmacklos gehaltenem Schnitzwerke bedeckt. Dank der, wie es scheint von Alters her beobachteten Vorsicht, die Thüren durch starke eichene Laden zu schützen, sind jene Holzschnitzereien die besterhaltenen, die ich jemals an ähnlicher Stätte gesehen habe. So nützlich eine Vorkehrung solcher Art aber auch ist, so kann man sich dabei doch des störenden Gedankens nicht erwehren, daß darüber der eigentliche Zweck des Kunstwerkes, das sie schützen will, verloren geht, indem sie das, was zur Erbauung des Kunstsinnes oder des religiösen Gefühles aller Welt bestimmt war, zu einem verschlossenen Schatze macht, der sich nur gegen klingende Münze öffnet.

Die Kathedrale besitzt einige Gemälde von historischem Werthe. Das bedeutendste derselben, angeblich den König René mit seiner zweiten Gemahlin zu den Füßen der Jungfrau Maria darstellend, wurde von dem Sakristan für das eigenhändige Werk des genannten Fürsten ausgegeben. Wenn der König René seinen Pinsel nicht allzusehr durch eheliche Galanterie hat inspiriren lassen, so muß seine Frau ein Weib gewesen seyn, dessen Wahl seinem Geschmacke die größte Ehre macht. Ein schön geformter blonder Kopf mit stolzer Stirn und herzenbeherrschendem Auge, und um Mund und Kinn der Ausdruck des lebenswarmen Weltsinnes, hundert Meilen entfernt von der finstern Ascese und von der Teufelsfurcht, durch welche die Maler jenes Jahrhunderts ähnliche Bilder für ihre fromme Bestimmung zu stempeln pflegten. Der König René selbst dagegen hat ein etwas küstermäßiges Aussehen, so daß ich fürchte, seine Ehe mit der schönen Gräfin war ein etwas gewagter Schritt.

Mein geschichtskundiger Sakristan forderte mich auf, ihm in die Kapelle Saint-Mitre hinter dem Hochaltare zu folgen, um ein Bild aus dem eilften Jahrhundert zu sehen. Ich war gutmüthig genug, anzunehmen, daß sich irgend eine byzantinische Schilderei nach Aix verirrt habe, und ich folgte meinem Führer mit neugieriger Eile. Es ist kaum nöthig, hinzuzufügen, daß ich das Opfer meiner eigenen Leichtgläubigkeit gewesen bin. Das

fragliche Bild reicht schwerlich über den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hinauf, und es hat kein anderes Verdienst als sein Alter. Von drei oder vier andern Bildern in dieser Kapelle läßt sich ohngefähr dasselbe sagen. Ein Marmorsarkophag mit biblischen Basreliefs ist jedenfalls der beachtenswertheste der Kunstgegenstände in der Kapelle St. Mitre.

Die Marien-Magdalenenkirche rühmt sich, mehrere Bilder von unserem Albrecht Dürer zu besitzen, dessen Name überhaupt in den Museen des südlichen Frankreich gar häufig vorkommt. Ich überlasse es den Kunstkennern, zu entscheiden, ob die Gemälde der Marien-Magdalenenkirche mit Recht dem großen Meister zugeschrieben werden; der deutschen Schule gehören sie offenbar an. — Die Johanniskirche verdient wegen des Grabmals der Grafen von der Provence gesehen zu werden, ein äußerst zierlicher gothischer Bau, an welchem die Steinmetzen, welche unsere Kirchhöfe mit Meilenzeigern und Grenzsteinen bepflanzen, Geschmack studiren könnten.

Aix ist weniger eng und finster gebaut als Avignon und Arles, aber es hat doch nur eine einzige schöne Straße, den Cours. Ich hoffte in Aix die schöne Weiberrace von Arles wieder zu finden, ich sah mich aber in meiner Erwartung gewaltig betrogen. Die weibliche Bevölkerung von Aix — ich spreche von den mittlern und untern Ständen — ist von der Natur wo möglich noch mehr mißhandelt als in den übrigen provençalischen Städten, die ich gesehen habe. Unter Hunderten von Weibern und Mädchen aus der Stadt und den benachbarten Dörfern, welche sich auf dem Marktplatze drängten, konnte ich nur ein einziges leidliches Gesicht heraus finden, und dieses Gesicht gehörte allem Anschein nach einer Fremden an. Die hiesigen Frauen haben bei plumpem kurzem Körperbau unverhältnißmäßig dicke Köpfe, und ihren Gesichtern ist bei sehr groben Zügen ein Ausdruck von der widerwärtigsten Rohheit eigen, der durch eine rauhe Mannsstimme nicht gemildert wird. Dazu denke man sich einen durchaus geschmacklosen Schnitt der Röcke und Jacken, einen großen Filzhut mit breiter Krämpe, der die ganze Figur

noch mehr zusammenzudrücken scheint, und die äußerste Unbehülflichkeit des Ganges und aller Körperbewegungen, so hat man das zwar wenig anmuthige, aber naturtreue Bild einer Provençalin aus der Gegend von Marseille, Aix und Avignon. Ohne Zweifel, man findet Ausnahmen, aber sie müssen selten seyn. Daß es übrigens Orte und vielleicht ganze Striche gibt, in welchen der gesammte Menschenschlag ein anderer ist als in den genannten Städten, das habe ich selbst mit Staunen und Bewunderung in Arles erfahren.

An Denselben.

Vaucluse, 8. April.

Der Morgen lud mich heute mit der lachendsten Miene zu dem Ausfluge ein, den ich ohne die Einsprache des Wetters schon gestern gemacht haben würde. In Ermanglung jedes öffentlichen Transportmittels mußte ich mich entschließen, zu meiner Wallfahrt ein Cabriolet zu miethen, für das ich zu meiner großen Verwunderung nicht mehr als zehn Franken zu bezahlen hatte, denn Vaucluse ist sieben bis acht Stunden von Avignon entfernt, so daß die Reise gewöhnlich den ganzen Tag wegnimmt.

Während der ersten Stunde führt die Straße durch ein ebenes Wiesenland, das mit zwei-, drei- und mehrfachen Reihen von Weidenbäumen eingefaßt ist. Dann hebt sie sich über eine Anhöhe hinweg, deren Gipfel eine weite Aussicht auf Städte und Flüsse, auf Ebenen und Gebirge gewährt, in welchen die stolzen Burgthürme von Chateau Renard einen der interessantesten Haltpunkte für das Auge bilden. Durch einige Städtchen und Dörfer hindurch bringt die Straße den Reisenden den Bergen von Vaucluse ganz nahe, ohne daß die Landschaft irgend einen außerordentlichen Charakter annähme. Bald zeigt sich die

Vaucluse, die in der Gestalt eines mächtigen Bergstromes und mit beträchtlicher Tiefe ihre grünen Wellen in raschem Falle zwischen niedrigen Ufern dahinwälzt. Endlich erreicht man den Fuß des Gebirges, plötzlich spalten sich die Felsen und die Straße windet sich neben dem Flusse das enge Thal hinan. Vor dem Gasthof angekommen, sprang ich aus dem Wagen, und ohne auf die culinarischen Anerbietungen des dienstfertig herbeigeeilten Wirthes zu hören, schlug ich den Fußpfad ein, der sich hier von der Straße abzweigt, und der so hoch an dem Felsen hinaufführt, als dieser überhaupt ersteigbar ist.

Da wo der Pfad endet, liegt unter berghoher überhängender Wand ein Wasserbecken, klein von Umfang, aber von unergründlicher Tiefe. Die Bewegung auf seiner Oberfläche ist so unmerklich, daß man glauben kann, das Wasser schlafe ohne Ab= und ohne Zufluß. Das ist das Krystallhaus der geheimnißvollen Nixe von Vaucluse. Eine Reihe bemooster Klippen versucht die Mündung des Sees zu sperren, aber seine Wellen wissen den Weg zwischen ihnen durch und über sie hinweg zu finden, um sich mit reißendem Schusse in die Tiefe zu stürzen. Der Uebergang aus der Ruhe des Teiches in die wilde Bewegung des Sturzbaches ist unbegreiflich rasch. Das tiefgrüne stille Wasser der Quelle verwandelt sich wie durch einen Zauberschlag in rasende Schaumwogen. Mit gewaltigen Sätzen, wie die fliehende Tigerkatze, springt die tobende Welle von Klippe zu Klippe, indem sie feuchte Dampfwolken gegen den Himmel ausspeit. Durch das Brausen des Wasserfalls tönt das Echo der Felsen hindurch wie ferne Meeresbrandung. Einige hundert Schritte tiefer beruhigt sich der Strom, eine sanguinische Provençalennatur, eben so geschwind, wie er oben in Aufruhr gerathen ist. Rheingrün glänzt er in der Morgensonne durch das sparsame Buschwerk herauf, das auf seinem felsigen Ufer hat Wurzel fassen können, und nur hie und da tanzt auf seiner Fläche noch eine weiße Welle wie eine spielende Seemöve.

Bei dem ersten Hause des Dorfes verschwindet der Bach in der scharfen Windung des Thales. Die Trümmer eines keck auf

steilen Felskegel gepflanzten Schlößleins sehen ihm melancholisch nach in die Weite.

Das Gebirge ringsum ist bei aller seiner Nacktheit höchst malerisch. Die Wand, unter welcher die Vaucluse unsichtbar hervorquillt, bildet einen ungeheuern Halbkreis, wie die Ruine eines Coliseums von Titanen gebaut. Die beiden äußersten Flügel des Halbkreises sind eingesunken, aber der noch aufrecht stehende Theil des stolzen Naturbaues blickt so trotzig in das Thal hinab, als sey er gewiß, das Ende der Zeiten zu überleben.

Die Scenerie von Vaucluse ist fast zu groß für die Figur des Dichters, der ihr als Staffage dient. Ich bin seit langer Zeit gewohnt, mit Verehrung und Dankbarkeit auf Petrarca zu blicken, mit dem ich manche Stunde der Begeisterung gefeiert, aber hier an dieser Stätte kommt es mir fast vor, als habe der Sänger der Quelle des geschlossenen Thales in seinen himmlisch süßen Versen nur seine Pflicht gethan.

Es war für Euch gut Sonette dichten, Signor Petrarca, in den langen faulen Stunden, die Ihr in der warmen Frühlingssonne auf diesem Rasenplätzchen verträumt haben mögt. Ihr hattet, wie mich dünkt, eine vortreffliche Pfründe, die Euch keine andere Arbeit kostete, als die Ausstellung Eurer monatlichen Quittungen, wenn man anders zu Eurer Zeit schon Quittungen gab; Ihr hattet neben der Königin Eurer Gesänge und, wenn Ihr darauf besteht, Eures Herzens, eine schöne Geliebte, bei der Ihr Euch für Eure dichterische Liebespein schadlos zu halten wußtet, Ihr hattet dort unten am Rande des Baches einen Herd, auf dem das Feuer nicht erlosch, und einen Garten, in welchem vom April an die Gelbveigelein und die Apfelbäume blühten und dufteten. Kurz, trotz aller Eurer poetischen Seufzer wart Ihr einer der Glücklichen des Jahrhunderts, Signor Petrarca. An dieser Stelle mußtet Ihr Dichter werden, selbst ohne Euer Zuthun. Ich selbst, dem die Natur laut Aussage der Phrenologen das Organ des Rhythmus und des Reimes gänzlich versagt hat, ich werde wohl thun, rasch nach Avignon zurückzukehren, wenn mich Satan nicht versuchen soll, Verse zu machen.

An Denselben.

Narbonne, 13. April.

Mit dem Schlage fünf trieb mich der barbarisch pünktliche Kellner des Hôtel du midi in Montpellier aus dem Bette, und um halb sechs hatte mich der Omnibus meines Gasthofes wohlbehalten auf dem Bahnhofe abgesetzt, wo ich schon eine Anzahl von Reisenden auf die Oeffnung des Bureau warten fand. Auf meinem Koffer sitzend, hatte ich volle Muße, mich zum neunundzwanzigsten Male über die erbärmliche Desorganisation des Personentransports in Frankreich zu ärgern. Die erste Veranlassung zu dieser geist-erheiternden Beschäftigung war die Brandschatzung, welche der Omnibus-Kutscher gegen mich ausgeübt. Für eine Fahrt von einigen hundert Schritten mußte ich ihm 15 Sous zahlen. In Nimes hatte man mir für einen noch kürzern Weg sogar einen Franken abzunehmen versucht, und ich sah aus dem gedruckten Tarife, auf welchen sich der Condukteur berief, daß der Reisende in gewissen Fällen, je nach der Anzahl Pakete, in welche sein Gepäck vertheilt ist, bis an drei Franken zahlen muß, um vom Gasthofe aus nach der einen Flintenschuß weit entfernten Eisenbahn zu kommen, die ihn für dieselbe Summe zwölf Stunden weit von Nimes nach Montpellier führt. Es gehört die ganze beispiellose Langmuth des französischen Publikums (wohlverstanden: des Publikums und nicht des Volkes) dazu, um solche schändliche Prellereien auf die Dauer möglich zu machen. Ich weiß nicht, wie es in Deutschland mit diesen Dingen gehalten wird; in Belgien bringt der Omnibus den Reisenden mit allem seinem Gepäcke für 10 Sous nach dem Gasthofe und nach der Eisenbahn, und es steht zu glauben, daß die Omnibus-Unternehmer sich bei einem solchen Preise nicht gerade zu Grunde richten.

Ueber die Einrichtung des Eisenbahndienstes selbst wäre ein langes Klagelied zu singen. Die Reisenden werden zu sechs in einen Raum eingezwängt, in welchem sich fünf Personen beengt finden würden; man richtet die Wagen der letzten Classe recht

geflissentlich zu Marterwerkzeugen für die Reisenden ein, um ihnen theurere Plätze aufzunöthigen; die Bahnhöfe sind in den wenigsten Fällen bedeckt, so daß der Reisende oft in Wind und Wetter warten oder doch wenigstens den Weg aus dem Wartesaal in den Wagen durch Wind und Wetter hindurch machen muß. Das Letzte gilt zumal von Paris und seinen nächsten Umgebungen. Wer an einem schönen Maimorgen Lust bekommt, einen Ausflug von Paris nach Versailles oder St. Germain zu machen, der versäume ja nicht, sich mit einem guten Regenschirm zu versehen, denn bei dem lieblichen Klima der französischen Hauptstadt muß er sonst gewärtigen, schon beim Einsteigen in den Dampfwagen bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Ich übertreibe nicht, und ich spreche mit der Erfahrung eines Mannes, der nach den Pariser Bahnhöfen mehr als einmal hundert Schritte weit durch den Platzregen hat waten müssen.

Auf meinem Koffer im Bahnhofe von Montpellier sitzend dachte ich nur an dieses und ähnliches Eisenbahnleiden; heute aber habe ich alle Ursache, auch über das Diligencen-Elend in Frankreich Betrachtungen anzustellen. Ich hatte heute einen unfreiwilligen Rasttag in Narbonne, weil ich keinen Platz in dem Eilwagen gefunden, der von Montpellier nach Perpignan geht. Als ich heute Morgens auf das Bureau der Diligence kam, um mich einschreiben zu lassen, fand ich schon vier andere Reisende vor, unter denen zwei von beängstigenden Körperdimensionen waren. Bei diesem Anblicke drehte ich rasch um und ging durch das Thor, die Straße nach Montpellier entlang, um draußen in die Diligence zu steigen und so meinen vier Concurrenten den Rang abzulaufen. Der Eilwagen hielt auf mein Anrufen an, ich eilte an den Schlag, indem ich schon im Herzen die beiden dicken Herren und ihre Begleiter auslachte; aber siehe da, nicht ein einziges Plätzchen frei! Gesenkten Hauptes ging ich hinter dem Wagen drein in die Stadt zurück, an deren Thore mir meine trübselige Miene und der sehr natürliche Verdacht, daß ich bösen Gewissens halber vor der Stadt aus dem eben angekommenen Wagen gestiegen sey, noch dazu eine Frage nach meinem Passe

zuzog, die erste, seitdem ich Paris verlassen. Der Eilwagenreisende weiß hier zu Lande ungefähr, zu welcher Stunde er an diesem oder jenem Orte ankommen wird; aber er kann in den seltensten Fällen den Tag, ja zuweilen nicht einmal die Woche bestimmen, wann er wieder abreisen wird. Es gibt nämlich sehr wenig specielle Eilwagenverbindungen zwischen den französischen Provinzialstädten, die Diligencen haben vielmehr meistentheils Paris zum Ausgangs- und eine der größern Gränzstädte zum Endpunkte, und sie geben niemals einen Beiwagen. Ist die Diligence besetzt, welche der Reisende auf der Durchfahrt erwartet, so bleibt ihm nichts übrig, als entweder Postpferde zu bestellen oder sich auf den folgenden Tag zu vertrösten, aber ohne die allermindeste Bürgschaft dafür, daß er morgen glücklicher seyn wird als heute. Ich kenne Personen, welche in der Jahreszeit der Reisen, während der Herbstferien, vierzehn Tage und drei Wochen lang auf einen leeren Platz im Eilwagen gewartet und sich dann doch noch gezwungen gesehen haben, mit Extrapost weiter zu reisen. Es ist mir unbegreiflich, daß bei den ernstlichen Nachtheilen dieses Zustandes der Dinge, und trotz alles Geschreies darüber, noch kein Diligencenunternehmer in Frankreich auf den Gedanken gerathen ist, mit der Nachahmung der Einrichtung der Personenposten in Deutschland den Anfang zu machen, — einer Nachahmung, bei welcher der Unternehmer ganz gewiß eben so gut seine Rechnung finden würde, wie das Publikum. Doch als ob Frankreich in öffentlichen Dingen irgend etwas von Deutschland lernen könnte! Die Posteinrichtungen in Frankreich, wie alle anderen Einrichtungen dieses Landes, sind ein Muster für die ganze civilisirte Welt, die Posten in Deutschland dagegen sind ein Institut, das noch in der Barbarei liegt, und wem das umgekehrt scheint, der sieht eben verkehrt. — Ich habe diese Worte kaum ausgeschrieben, so fühle ich, wie meine Ironie bleischwer auf mich zurückfällt; ich hatte nicht an den Fürsten von Thurn und Taxis gedacht. Sprechen wir von andern Dingen.

Die Eisenbahn von Montpellier nach Cette läuft ihrer ganzen Länge nach in der Niederung dem Meere entlang, von welchem

sie während der ersten Hälfte des Weges durch eine Reihe von salzigen Sümpfen getrennt wird. Eine halbe Meile von Cette stürzt sie sich plötzlich auf einem aufgemauerten Steindamme mitten in diese Lagunen hinein, um das eigentliche Meeresufer zu erreichen, welchem sie dann bis zu ihrem Endpunkte hart zur Seite bleibt.

Von den Orten, welche die Eisenbahn berührt, verdient nur Einer genannt zu werden, nämlich Frontignan, das Vaterland des herrlichen Muscatweins, dessen edler Name in und außer Frankreich auf das schnödeste gemißbraucht wird, um ein Gemisch von Syrup und Weingeist für schönes Geld an den Mann zu bringen. Hier in Narbonne, so zu sagen an Ort und Stelle, ist das ganz anders. Man müßte keine Zunge haben, um zu behaupten, daß in dem „Frontignan", den ich hier vor mir stehen habe, ein Syrup enthalten sey. Nein, es ist der reinste Honig von Narbonne, vergleichbar dem Honig vom Hymettus, mit dessen Hülfe man meinen heutigen „Frontignan" fabricirt hat. Dafür muß ich denn meinen Wein hier mit 3 Fr. 50 C. bezahlen, während der „Frontignan" in Deutschland, wenn ich mich recht besinne, nicht selten um einen Gulden verkauft wird, — eine Differenz, die indessen durch den Unterschied des Preises von Honig und Syrup nicht hinreichend gerechtfertigt wird, und zu deren Erklärung ich weiter hinzufügen muß, daß ich aus meinem heutigen Getränke doch auch den Wein, und zwar den Muscatwein, herausschmecke, welcher der Mischung hier statt des in andern Orten üblichen Spiritus zum Grunde gelegt ist.

Das armselig aussehende Dorf Frontignan scheint für die Weinkultur im höchsten Grade ungünstig gelegen zu seyn, und mit den herkömmlichen Laienansichten hat man Mühe, zu begreifen, daß eine völlige Ebene, dicht am Rande des Meeres gelegen, ein so aromatisches Gewächs hervorbringen kann, wie den „Frontignan," welcher weder Honig noch Syrup braucht, um dem weiblichen Gaumen eben so süß zu schmeicheln, wie ein wohlgedrehtes Compliment dem weiblichen Ohre. Wer weiß, welche Erd- und Feuergeister beim Brauen des Saftes der Frontignaner Trauben

ihre Hand im Spiele haben! Die Chemie mit ihrer Allweisheitsmiene wird uns dieß, so wie viele ähnliche Geheimnisse, doch wohl fürs Erste noch nicht verrathen.

Bei dieser Gelegenheit will ich eines merkwürdigen Experimentes erwähnen, dessen Resultat ich in Montpellier kennen gelernt habe. Am Tische eines in jener Stadt ansässigen Landsmannes wurde mir in Rheinweinflaschen und im Römerglase ein Wein vorgesetzt, in welchem ich im ersten Augenblicke einen Rüdesheimer der höchsten Qualität zu erkennen glaubte. Eine zweite Probe überzeugte mich indessen bald, daß der Wein einen Zuckerstoff und ein Arom habe, die nicht aus dem Rheingau stammen konnten, und auf meine Frage erfuhr ich, daß er von rheinischen Rebstöcken und mit rheinischer Behandlungsweise im Lande des Muscatweines gezogen sey. Ich gestehe, daß mich dieser Bastard vom deutschen Vater und französischer Mutter lebhaft interessirt hat, und daß ich ihn bei einer etwaigen zweiten Begegnung fast eben so herzlich begrüßen würde, wie einen wahren Landsmann von altem Schrot und Korn.

Cette sieht trotz des kaufmännischen Lebens, das sich in seinem Hafen bewegt, öde und langweilig aus. Die Stadt lehnt sich an einen vielleicht tausend Fuß hohen Berg an, der hier einzeln und ohne alle Veranlassung aus der schmalen und platten Nehrung emporsteigt, welche das Haff von Thau von dem Meere trennt.* Der Berg ist mit kleinen Landhäusern besäet, die, zumal sie nackt und kahl da liegen, ein eben so trübseliges Aussehen haben als die Stadt. Wenn das eure Belustigungsorte sind, ihr Kaufleute von Cette, dachte ich mir, so thut ihr eben so wohl, Sonntags in eurer Schreibstube zu bleiben. Ich war froh, als ich Cette hinter mir hatte und mich an seinem äußersten Ende Angesichts des Dampfschiffes befand, das mich über das Haff von

[1] Die französische Sprache muß sich mit den Ausdrücken langue de terre und étang behelfen, die es lächerlich ist, ihr, wenn auch in einer Uebersetzung, nachzustammeln, da wir bezeichnende deutsche Wörter für jene beiden Dinge haben.

Thau tragen sollte. Im Begriffe, an Bord zu steigen, wurde ich von einer Schaar garstiger alter Weiber angefallen, die mich zu einer Tasse Kaffee in ihre schmutzigen und windschiefen Hütten einluden. Die Zudringlichkeit der Alten, die große Lust hatten, sich um meine Person zu zanken und zu reißen, gab mir allerlei unheimliche Ahnungen ein, denen ich auf dem Schiffe sogleich durch die Frage Luft machte, zu welcher Stunde man frühstücke. „Wir haben keine Küche und keine Lebensmittel an Bord," lautete die trostlose Antwort, „und vor 1 Uhr werden Sie nichts zu essen bekommen können." Und es war erst 8 Uhr, und seit drei Stunden war ich inmitten der scharfen Morgenluft auf den Beinen! Mit einem Sprunge kehrte ich an das Land zurück, um mich von einer der geschwätzigen Kaffeewirthinnen in eine Art Höhle führen zu lassen, die nur durch ein kleines Fenster in der Thür erleuchtet wurde. Mit geschlossenen Augen verzehrte ich in aller Hast eine Tasse Kaffee und ein kleines Weißbrod, ohne zu ahnen, daß ich mich mit diesem Frühstück bis 7 Uhr Abends würde begnügen müssen, denn sonst hätte ich mich sicherlich wie Arnold Winkelried in eine zweite Tasse Kaffee gestürzt oder auch wohl gar eine von den mehr als verdächtig aussehenden Würsten zu mir gesteckt, welche die Alte mir anpries.

Endlich schellte die Schiffsglocke zum drittenmale und die Räder setzten sich in Bewegung; aber kaum waren wir eine Stunde vom Lande entfernt, so saßen wir auf dem Sande fest. Freundliche Erinnerungen und freundliche Aussicht für Jemand, dem es, wie mir, begegnet ist, zwei Tage und eine Nacht mit einer eben so wenig tröstlichen Reisegesellschaft als die heutige in einer ähnlichen Lage zuzubringen. Unsere Schiffsleute arbeiteten wie Pferde, um uns wieder flott zu machen, ohne daß es von zwanzig oder dreißig königlichen Matrosen, die sich als Passagiere auf dem Dampfboote befanden, auch nur einem einzigen eingefallen wäre, seinen keuchenden und schwitzenden Kameraden zu helfen. Diese Herren von der Kriegsmarine sahen dem Dinge, die Hände in der Tasche und die Pfeife im Munde, mit der größten Seelenruhe zu, und hätte unser Heil von ihrem Beistande abgehangen,

so, glaube ich, würden wir zur Stunde noch immer auf dem Schiffe ohne Küche und ohne Lebensmittel im Sande stecken.

Nach einer halben Stunde waren wir indessen wieder flott, und nun ging es ohne weitere Hindernisse, aber bei ungünstigem Winde ziemlich langsam das Haff entlang, bis an die Stelle, wo der Canal von Languedoc in dasselbe einmündet. Hier bei ein paar einzeln stehenden Häusern wartete unser das Postschiff, welches den Canaldienst bis nach Toulouse hinauf versieht. Menschen und Gepäck wurden rasch an Bord der Trekschuyt gebracht, die beim vollen Galoppe von vier Pferden den Canal hinauf flog.

Der Canal von Languedoc, jetzt gewöhnlich du midi genannt, setzt bekanntlich mit Hülfe der Garonne den Ocean und das mittelländische Meer mit einander in Verbindung. Er is eine der wenigen Unternehmungen, welche der langen Regierung Ludwigs **XIV.** im Urtheile vernünftiger Männer zur Ehre gereichen. Der Plan, die beiden Meere mit einander zu verbinden, datirt schon von Karl dem Großen. Unter Franz **I.**, Heinrich **IV.** und Ludwig **XIII.** war vielfach die Rede von der Ausführung desselben, aber es blieb bei den bloßen Worten. Endlich im Jahre 1667 wurde unter der Leitung des berühmten Riquet de Bonrepos die erste Hand an das Werk gelegt, und vierzehn Jahre später konnte der Canal mit großer Feierlichkeit eröffnet werden. Das Werk lobt seinen Meister, oder vielmehr seine Meister, denn der technische Entwurf desselben gehört nicht Riquet, sondern dem Ingenieur Andreossi an. Erdarbeiten und Mauerwerk, Schleusen und Brücken haben einen wahrhaft monumentalen Charakter; Breite und Tiefe des Canals würden einer noch viel bedeutenderen Schifffahrt genügen, als auf demselben Statt zu finden scheint. Die Länge des Canals beläuft sich auf ungefähr 60 französische Wegstunden. Seine Wasserscheide, welche bei Naurouse ist, liegt 180 Fuß über dem Ocean und 570 Fuß über dem mittelländischen Meere, wodurch auf dem einen Abhange 18 und auf dem andern 46 Schleusen nothwendig werden. Bei Beziers liegen sieben dieser Schleusen thurmhoch eine über der

andern. Ueber dem breiten und gut unterhaltenen Leinpfade steigt die Canalwand hinter einer doppelten Reihe von Bäumen noch etwa sechs Fuß in die Höhe. Da der Canal selbst auf seiner größten Strecke ziemlich hoch liegt, so hat man durch die Alleen hindurch, die ihn einfassen, fast überall die Aussicht auf die Landschaft.

Leider konnte ich von dieser Aussicht nur wenig genießen, denn der Wind, der uns immer kälter und immer schärfer entgegen blies, fegte alle gewöhnlichen Menschen vom Verdecke in die Cajüte hinunter. Nur wetterharte Matrosen und einige Soldaten, auf deren verbrannten Gesichtern eine Reihe afrikanischer Feldzüge geschrieben stand, konnten es droben aushalten.

Die einzige Stadt, welche der Canal auf seinem Laufe bis Beziers berührt, ist Agde; ursprünglich eine Colonie der Griechen von Massilia, in welcher noch jetzt der Handelsgeist und die kaufmännische Regsamkeit der phocäischen Mutterstadt lebt. Agde hat einen geräumigen und stark besuchten Hafen, welchem es eine große Wohlhabenheit zu verdanken scheint. Die ganze Stadt ist aus Basalt gebaut, dessen dunkle Färbung der Kathedrale mit ihrem großen viereckigen Thurme selbst von Weitem ein ehrfurchtgebietendes Aussehen gibt. Der innere Bau dieser Kirche soll ein Meisterwerk der gothischen Kunst seyn; leider gab mir das Postschiff nicht Zeit, mich mit eigenen Augen davon zu überzeugen.

Endlich, eine volle Stunde später, als man uns versprochen hatte, waren wir in Beziers angelangt. Die Sachen der Reisenden, welche hier ausstiegen, wurden in größter Hast ausgeschifft, und noch ehe sie auf einen uns erwartenden Karren geladen waren, trabten die Pferde mit der Trekschuyt davon. Unsere kleine Karavane setzte sich bald nachher in Bewegung, um den Hügel hinauf zu klimmen, auf dessen Gipfel sich Beziers, von einer alten, festungähnlichen Kathedrale beherrscht, sehr malerisch darstellt. Auf dem halben Wege nach der Stadt hat man eine reizende Aussicht: — auf der einen Seite die pyramidenförmig aufsteigende und durch die Thürme der Hauptkirche gekrönte Häusermasse, bis jetzt noch entfernt genug, um in einen gewissen

Schleier der Poesie eingehüllt zu erscheinen; auf der andern Seite eine reich bebaute Ebene, in welcher sich der Canal und die Orb begegnen, und die am äußersten Horizont links durch das nebelgraue Meer und rechts durch eine blaue Bergkette eingefaßt wird.

Dieser Aussicht, und wohl noch mehr seinem milden Himmel und seinem fruchtbaren Boden, hat Beziers es zu verdanken, daß das Sprüchwort von ihm sagt: **Si le bon Dieu venait habiter la terre, il s'établirait à Béziers.** Der Stadt selbst würde der liebe Gott wahrscheinlich eben so wenig Geschmack abgewinnen als der bloße Sterbliche, der ihre engen, finstern Gassen und ihre ärmlichen Häuser zum ersten Mal in der Nähe sieht. Man hat bei uns zu Lande keinen Begriff davon, daß eine Stadt von 17,000 Einwohnern ein so elendes Nest seyn könne, in welchem nur Verfall und Schmutz und Armuth zu Hause zu seyn scheint. Keine einzige freundliche Straße, kein einziger öffentlicher Platz, der das Recht hätte, sich bei Tage zu zeigen, und ich möchte fast hinzufügen: kein einziges Haus von anständigem Aeußeren.

Dafür aber hat Beziers, was ihm viele reiche und prächtige Städte beneiden müssen, ein Weibergeschlecht von seltener Anmuth und Schönheit. Hätte ich nicht inzwischen Narbonne gesehen, ich würde für Beziers schwärmen wie das Sprüchwort. Es war Sonntag, und die jungen Mädchen der Stadt zeigten sich an den Fenstern und in den Straßen in ihren halbländlichen Staatskleidern. Bewahre sie ihr guter Stern noch lange vor der Pariser Toilette! Es thut mir wahrhaftig leid, nicht einige Zeit bei einem Damenschneider in der Lehre gewesen zu seyn, um diesen schmucken Anzug und besonders diese sauberen weißen Hauben, die den Mädchen von Beziers so reizend zu dem feinen aristokratischen Gesichte stehen, kunstgerecht beschreiben zu können. Meine Musterung, zu der sich das junge weibliche Völkchen ganz willig hergab, beschäftigte mich so sehr, daß ich darüber die rechtmäßigsten Reclamationen meines seit Tagesanbruch fastenden Magens überhörte, bis es zuletzt zu spät war, so daß ich „ungegessen und ungetrunken" in den Wagen steigen mußte.

Der Weg nach Narbonne läuft anfangs zwischen zwei Baumreihen hin und ist überdieß an vielen Stellen mit lebendigen Hecken eingefaßt, — ein Anblick, der in Frankreich so selten ist, daß er allerlei heimathliche Erinnerungen in mir anregte. Die Anhöhen, welche sich hier und da zur Seite der Straße zeigen, sind felsig und kahl wie die Berge in der Provence; die Ebene indessen ist hier reicher als dort. Das Letztere gilt jedoch nur bis zu dem Punkte, wo die Straße in das Gebiet der Aude eintritt, welche dem Departement, dessen Geißel sie ist, den Namen gibt. In der Nachbarschaft dieses Flusses stehen auch jetzt weite Landstrecken unter Wasser, die schon seit vielen Jahren keine Ernte mehr getragen zu haben schienen. In einigen Gegenden, stundenweit ab vom Ufer der Aude haben die Einwohner augenscheinlich daran verzweifelt, ihre Ländereien gegen die mit jedem Jahre zunehmenden Verwüstungen des Flusses jemals schützen zu können, und sie haben ihre Niederungen deßhalb mit mehreren Wäldern von Weiden bepflanzt, um so wenigstens einen geringen Holzertrag von dem Boden zu ziehen, der von der Natur offenbar befähigt ist, edlere Erzeugnisse hervorzubringen. Auf solche und ähnliche Weise erleidet die aufgeblasene Civilisation unseres Jahrhunderts alle Tage die empfindlichsten Verluste durch die Elemente, während ihr von Hochmuth über die zweideutigen Siege schwindelt, welche sie hier und da über die Barbarei erficht oder zu erfechten glaubt. Die Aude, welche wir in geringer Entfernung von Narbonne kreuzten, schoß jetzt noch mit reißender Stromesgewalt dem nahen Meere zu; im Sommer soll sie fast gänzlich austrocknen.

Narbonne mit seinen altersgrauen Ringmauern, seinem ruinenhaften Dome und seiner erzbischöflichen Burg nimmt sich in einer gewissen Entfernung ganz ehrwürdig aus, wie es einer Stadt geziemt, deren Geburtsschein aus dem zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung datirt. Obgleich Narbonne nicht mehr als Festung zählt, so sind seine Vertheidigungswerke, die in ihrer jetzigen Gestalt aus der Regierung Franz I. herrühren, doch recht gut erhalten, und sie könnten, wie mich dünkt, ohne große

Schwierigkeit wieder in kriegsfähigen Zustand gesetzt werden. Der Wagen rasselte über einen breiten Graben und durch ein finsteres Thor, und hielt zwei Minuten später im Mittelpunkte der Stadt, deren Umfang bei einer Bevölkerung von 12,000 Menschen auffallend gering ist.

Ich ließ mich, wider meine Gewohnheit, von einem zudringlichen Lohnbedienten in Beschlag nehmen und in das benachbarte **Hotel de France** führen, wo man mir verschiedene schmutzige, finstere, eisige Löcher unter dem Namen von Zimmern anbot. Das ganze Haus, obgleich der zweite Gasthof der Stadt, mißfiel mir so sehr, daß ich um keinen Preis die Nacht darin zugebracht hätte; ich kehrte vielmehr kurz um und ging nach dem **Hotel de la Dorade**, das ich schon im Vorüberfahren gesehen und dessen Miene mir zugesagt hatte. Mein Tausch, was mir sonst nicht immer begegnet ist, war dießmal der glücklichste, den ich machen konnte. Ich fand so viel Reinlichkeit, als man in einem französischen Gasthofe zu erwarten berechtigt ist, ein großes helles Zimmer nach der Sonnenseite und mit der Aussicht auf den Canal, der sich gerade hier in zwei Arme theilt, von denen der eine rauschend über ein Wehr stürzt.

Mein erster Gang galt der unten just gedeckten Wirthstafel, an welcher ich eine gewissenhafte Sitzung hielt, mein zweiter der Kathedrale, von der ich indessen für heute nur die Außenseite sehen konnte, die sich ziemlich unscheinbar darstellt. Nachdem ich dann einige der engen, krummen Straßen durchschlendert, um mir Häuser und Leute, vorzüglich aber die letzteren, zu besehen, trat ich in ein Kaffeehaus ein, wo ich wie gewöhnlich eine Menge von Menschen aller Stände versammelt fand, denen ich gleichfalls, wie gewöhnlich, dieß und jenes von des Landes Sitte und Meinung und Sprache abzulauschen gedachte. Unter den Gästen waren viele Soldaten, die in lautem, munterem Geschwätz eine Stunde der Freiheit feierten. Zwei derselben hielten sich abgesondert von dem Haufen ihrer Kameraden dicht an der Eingangsthür, gleichfalls in eine lebhafte Unterhaltung vertieft. Im Eifer des Gespräches erhoben sich ihre Stimmen bald laut genug, um mir,

obgleich in einem entfernten Winkel sitzend, ihre Sprache erkennbar und verständlich zu machen. (Deutsche, hier an der Gränze von Spanien als französische Soldaten verkleidet! Und so Deutsche überall in den rothen Franzosenhosen, an der Gränze von Deutschland zumal, bereit, auf den ersten Wink das Bajonnet gegen ihre Mutter zu fällen!) Es wurde mir zu heiß in dem Kaffeehause. Im Hinausgehen rief ich den Elsässern ein „Guten Abend, Landsleute!“ zu. „Guten Abend,“ antworteten sie mir kopfnickend, aber den Landsmann gaben sie mir nicht zurück. Ich ging bis tief in die Nacht im brausenden Ostwinde auf dem verödeten Stadtwalle spazieren.

Am 14. April.

Die Kathedrale von Narbonne verdient, daß man ihr im Nothfalle einen Tag opfere. Gleichwohl besteht sie in ihrer jetzigen Gestalt einzig und allein aus dem Chore, denn zwei halbvollendete Säulen des Schiffes und ein paar Stücke Mauerwerk neben derselben sind nicht des Nennens werth. An diesem Chore und den beiden schwerfälligen Thürmen, die sich über demselben erheben, hat man von 1272 bis 1332 gebaut. Später sind verschiedene Male Versuche zur Fortsetzung des Baues gemacht worden, aber mit dem allerschlechtesten Erfolge, und man hat zuletzt so vollständig auf den Ausbau der Kirche verzichtet, daß heut zu Tage der größte Theil des derselben bestimmten Raumes von Privathäusern bedeckt ist. Erst nachdem die Vollendung des Kölner Domes beschlossen war, wurde auch hier in Narbonne der Fortbau der Kathedrale wieder in Anregung gebracht. Stadt und Regierung steuern zu der Ausführung dieses Planes, aber allem Anscheine nach mit gar sparsamer Hand, denn während der zwei oder drei Jahre, die man bis jetzt darauf verwendet hat, ist so gut wie gar nichts geschehen. Ich sah nicht mehr als drei oder vier Arbeiter an der Kirche beschäftigt.

Doch reden wir von dem Chore, der vollkommen fertig und im Stande ist, den Rest bis auf Weiteres zu ersetzen. Dieß Bauwerk imponirt nicht durch seinen Reichthum, sondern durch

seine Kühnheit und Größe. Ich glaube niemals stolzer geschwungene Wölbungen und edlere Säulenformen gesehen zu haben, als in der Kathedrale von Narbonne. Die thurmhohen Säulen stehen ganz frei; sie sind rund, und wie an der dorischen Säule die Vertiefung, so läuft an ihnen in gemessenen Zwischenräumen die kleine gothische Halbsäule hinauf. Der Eindruck, welchen diese Säulenform in Verbindung mit den ungeheuren Verhältnissen des ganzen Baues hervorbringt, ist mehr als neu und überraschend, er ergreift. Die Großartigkeit der Idee des Baumeisters macht die verzierende Technik des Steinmetzen vollkommen entbehrlich; ja, noch mehr, die letztere würde nur störend wirken. Daher vermißt man denn hier nicht nur keineswegs das gothische Schnörkelwerk, welches den größten Theil der Schönheit so mancher andern Kirchen ausmacht, sondern man weiß dem Meister des Werkes seine Strenge und Einfachheit von Herzen Dank. Was in dem bekannten Didot'schen Reiseführer lobpreisend von „dem Reichthum und der Verschwendung der architektonischen Zierathen" in der Kathedrale von Narbonne geschrieben steht, ist, wie so vieles Andere in diesem Buche, eitle Erfindung des Verfassers, und noch dazu verleumderische Erfindung.

An K. in A.

Perpignan, 16. April.

Ich bin wieder um eine Illusion ärmer geworden; der Frühling im südlichen Frankreich ist eine Chimäre. Seit acht Tagen ziehe ich der Küste des mittelländischen Meeres entlang, und seit acht Tagen offenbart sich mir das reizende Klima der Provence und des Languedoc in der Gestalt eines aschgrauen Himmels, einer Temperatur, welche den Mantel ganz unentbehrlich macht, und eines Windes, der durch den Mantel und die übrigen Kleider

hindurch bis in das Mark der Knochen dringt. Auf meine verwunderten Fragen und auf meine Klagen erwiedert man mir, daß das die gewöhnlichen Attribute dieses Monats seyen, wenigstens seit einer gewissen Reihe von Jahren. Ehemals, ja ehemals war das alles freilich ganz anders, wie alle Wetter- und Zeitverhältnisse aller Orten. Man vertröstet mich auf den Mai. Die schöne Ausrede! Wenn ich auf den Mai warten will, so finde ich ihn bei mir zu Hause im heimathlichen Niedersachsen, zehn Breitegrade nördlicher als das Languedoc, so sonnig, so warm und so blüthenreich, als ich ihn immer wünschen mag. Die Vegetation hat hier während der letzten Woche so gut wie gar keine Fortschritte gemacht. Ohne die Oelbäume und die andern immergrünen Gewächse, an denen das Land ziemlich reich ist, würde der ganze Küstenstrich selbst meinen nordischen Augen noch gewaltig winterlich vorkommen. Weiden, Pappeln und Weißdornbüsche haben allerdings ihr erstes Frühlingskleid angezogen, aber ihr Blätterschmuck ist noch weit entfernt von seiner vollständigen Entfaltung, und die meisten übrigen Bäume, selbst die Ulmen, sind noch beinahe völlig kahl. Was den Weinstock betrifft, so macht er noch keine Miene, Augen zu treiben. Als eine auffallende Anomalie muß ich erwähnen, daß ich gestern in der Nähe von Beziers Korn in vollen Aehren gesehen habe. Wenn dabei nicht irgend eine Art Rübezahl die Hand im Spiele hat, so ist diese Erscheinung inmitten des frostigen Aussehens der ganzen Landschaft wahrhaft unerklärlich.

Perpignan soll einer der stärksten festen Plätze von Frankreich seyn, und gleichwohl wird es bewacht wie das Serail eines Sultans. Auf jeder Bastei, ja sogar an jeder Straßenecke eine Schildwache, gleich als sey man sich gewärtig, daß die Spanier von einem Tage zum andern mit Heeresmacht in das Land einfallen könnten, ihr altes Eigenthum, das Roussillon und die ehemalige Hofstadt so manches aragonesischen Königs zurückzufordern. Vor den spanischen Waffen wird nun Frankreich wohl einstweilen Ruhe haben, dagegen aber ist es unverkennbar, daß der spanische Geist, historisch aufgefaßt, dem Franzosenthum in Perpignan noch immer den Boden streitig macht. Hundert Namen und eine Menge von

Bauwerken erinnern daran, daß die Präfekturstadt des Departements der Ostpyrenäen nicht von französischen Händen gebaut ist, und die Volkszunge, das fast unzerstörliche Band der Nationalitäten, ist bis auf den heutigen Tag catalonisch. „Das Schlößchen" am Liebfrauenthor, le Castillet, mit seinen zierlichen Thürmen und Zinnen und Mauervorsprüngen gibt Zeugniß davon, daß die Gothen selbst in den frühesten Zeiten ihrer Wiederermannung nicht zu roh und unbehülflich waren, um ihrer Befestigungskunst etwas von der Eleganz der maurischen Architektur anzueignen. Die alte Fürstenburg der Stadt, heute der Kern der Citadelle, mit ihren eisenstarken Mauern und ihren gewaltigen Thürmen, ist noch in ihrer jetzigen Gestalt ein imponirendes Denkmal der wilden Zeiten, wo hier die Grafen von Roussillon und später die Könige von Aragonien und Majorca ihr kriegerisches Hoflager hielten; die Ausschmückung und der ganze Charakter der Kathedrale erinnert unwillkürlich daran, daß diese heiligen Räume einst auch den Zwecken der spanischen Politik dienten, daß in dem weiten Schiff dieser Kirche mehr als einmal die Cortes des Fürstenthums Catalonien abgehalten wurden; der hohe Glockenthurm der Kathedrale von getriebenem Eisen ist ein Meisterwerk der altberühmten spanischen Schmiedekunst, deren wunderbare Leistungen man in Frankreich von jeher kaum zu würdigen, geschweige denn nachzuahmen verstanden hat. So könnte ich noch unzählige andere Monumente nennen, welche mit stummer Beredsamkeit von den Zeiten reden, wo Perpignan das Bollwerk Spaniens gegen Frankreich war. Das Volk versteht diese Sprache, die Erinnerung an seine vorfranzösische Vergangenheit ist in ihm lebendig geblieben, aber von einer politischen Hinneigung zu dem alten Stammlande findet sich wohl schwerlich irgend eine Spur. Die Eroberung hat den catalonischen Stamm in zwei Stücke zerrissen, die nicht leicht wieder zusammenwachsen werden. Der diesseitige Catalonier ist ein eifriger französischer Patriot, während der jenseitige an seiner provinziellen Selbstständigkeit mit Fanatismus festhält. Indessen wer mag errathen, was die Zeiten bringen werden!

Man ist hier in Perpignan voll von Räubergeschichten, die

jenseits der Gränze vorkommen. Der letzte Ueberfall der Diligence nach Barcelona ist indessen bereits einen Monat alt, und da der Generalkapitän seitdem, just auf dem Fleck, wo der Eilwagen ausgeplündert ist, einen militärischen Posten unterhält, so ist allen Polizeibegriffen zufolge gegen die Erneuerung solchen Frevels hinreichend gesorgt. Anders ist es jedoch auf der Straße von Barcelona nach Saragossa. Es gilt für unmöglich, diesen Weg ungefährdet zurückzulegen, wenn man sich nicht assecuriren läßt. Die dortigen Wegelagerer haben einen stehenden und ziemlich mäßigen Tarif, gegen dessen Entrichtung sie dem Reisenden sicheres Geleite geben. Wird der Versicherte angehalten, so zeigt er den ihm ausgestellten Freipaß vor, und man läßt ihn mit einem höflichen Vaya usted con dios unbelästigt seines Weges weiter ziehen. Von der spanischen Politik ist es hier in diesem Augenblick ziemlich still; man glaubt indessen über kurz oder lang ernstliche Unruhen in Catalonien voraussehen zu müssen. Meine Frage, ob Perpignan eine Erneuerung des Bürgerkrieges in Spanien nicht ganz gern sehen würde, ist mir von verschiedenen Seiten her mit einem entschiedenen Nein beantwortet worden. Der regelmäßige Verkehr mit Spanien, den Schmuggelhandel natürlich einbegriffen, sagt man mir, ist für Perpignan bei weitem vortheilhafter, als der Gewinn, der sich aus der Einführung von Kriegsbedarf &c. ziehen läßt. In Bayonne ist man, wie mich dünkt, der entgegengesetzten Meinung.

An Jacob Venedey in Le Vernet.

An der Furth des Manolls bei Figueras, 18. April.

Hier sitzen wir am Ufer des Baches, dessen Namen ich der catalonischen Aussprache so gut nachgeschrieben habe, als es nur möglich gewesen ist, denn auf der Karte finde ich ihn nicht; hier

sitzen wir seit einer halben Stunde und warten darauf, wie die Bauernjungen in der Fabel, daß sich das Wasser verlaufe. Der Bach ist von dem heutigen Regen zu einem Strome angeschwollen, dem man es auf den ersten Blick ansieht, er würde Wagen und Pferde mit sich fortnehmen, wenn wir uns hinein wagten. Das Wasser ist freilich, wie die Spuren beweisen, die es zurückgelassen hat, schon um zwei bis drei Fuß gefallen, aber es ist doch kein Grund vorhanden, zu hoffen, daß wir so bald von hier fortkommen; wir müssen uns vielmehr darauf gefaßt machen, die Nacht über hier am Ufer zu lagern, denn der Himmel ist noch immer mit dichten Gewitterwolken behangen, und es vergeht keine Viertelstunde, ohne daß ein neuer Regenschauer niederfällt. Neben uns halten ein paar Holzwagen und eine Tartane, die unser Schicksal theilen. Hätte ich nur irgend eine erträgliche Reisegesellschaft, um die Stunden des ungewissen Wartens zu verkürzen! Aber außer einer Bauersfrau und einem Carabinier, die wir auf der Straße aufgenommen haben, bin ich seit Perpignan der einzige Reisende der Diligence, und diese Leute, so wie alle übrigen um mich herum, wollen oder können nur Catalonisch sprechen. — Indem ich diese Worte schreibe, erscheint auf dem jenseitigen Ufer ein junger Bauer auf zweispännigem Karren, und ohne sich einen Augenblick zu besinnen, fährt er den Abhang hinunter in vollem Trabe seiner beiden hinter einander gespannten Pferde in den Fluß. Aber kaum hat sein Vorderpferd das erste Dritttheil der Wasserbreite hinter sich, so wird es durch die Gewalt des Stromes so heftig auf die Seite geworfen, daß es den Boden verliert und unter den Wellen verschwindet. Glücklicherweise treibt die Strömung dem Ufer zu, so daß das Pferd, welches sehr lang gespannt ist, rasch wieder festen Fuß fassen kann. Mit großer Mühe und Noth gelingt es dem Bauer, seine beiden Pferde auszuspannen und ans Land zurück zu bringen; aber sein Karren bleibt im Flusse liegen und bildet ein neues Hinderniß unseres Hinüberkommens.

Das ist nun freilich ein ächt spanisches Reiseabenteuer, es hätte uns aber doch auch schon auf französischem Boden begegnen

können. Diesseits Boulon nämlich mußten wir den Tech durchwaten, dessen Wasser den Pferden bis an den Bauch ging, obgleich in jenem Augenblick der stärkste Regen noch nicht gefallen war. Hier am Manolls zeigen sich wenigstens die Trümmer einer ehemaligen Brücke, der französische Tech dagegen, welcher wenigstens eben so gefährlich ist, und der gleichfalls eine große und wichtige Landstraße durchschneidet, scheint noch niemals das Brückenjoch getragen zu haben.

Während wir hier halten, will ich dir meine heutige Reise erzählen, glücklich genug, wenn ich mit meiner Beschreibung nicht zu früh fertig werde. Kaum hatte ich dir die Hand zum Abschiede gedrückt und dir ein „Auf Wiedersehen!" zugerufen, so rasselte der Eilwagen im Galopp von vier rüstigen Pferden durch die krummen Straßen von Perpignan, die wir noch eine Viertelstunde zuvor mit so traulichem Geschwätz und Scherz durchschlendert hatten. Ich war allein, nicht bloß im Coupé, sondern sogar in der ganzen Diligence. Schlechte Reisegesellschaft für jeden, der schon seit einem Monate fast beständig mit sich allein ist! Vor dem Thore von Perpignan lief mir ein Fuchs quer über den Weg. Böses Omen! Inzwischen rollten wir frisch durch die grüne Ebene hindurch nach den Bergen zu, die sich bald in ein bedenkliches Grau zu hüllen anfingen. In ein paar Stunden hatten wir den Fuß der Pyrenäen erreicht, wo wir von einem prasselnden Regen empfangen wurden, der uns bis über die französische Gränze hin begleitete. Das Gebirge hat hier einen massiveren Charakter, als zehn Stunden westlich am Passe von Villefranche und in dessen Nachbarschaft. Statt des zerbröckelten und verwitterten Gesteins, das wir gestern auf beiden Seiten unseres Weges sahen, zeigt sich hier ein massenhafter, dichter Fels, der gleichwohl stärker bewachsen ist, als jene ausgewaschenen Abhänge, in deren Geröll kaum die Ziege eine dürftige Nahrung findet. Die Vegetation beschränkt sich aber auch hier im Wesentlichen auf Buschwerk und Gebirgskräuter, zwischen denen nur hier und da ein einzelner Baum sichtbar wird.

Die Pyrenäen sind an dieser Stelle zwar nicht sehr hoch —

ich konnte keine Spur von Schnee auf den höchsten Spitzen entdecken, die in den Bereich meines Blickes kamen —, aber sie sind äußerst steil, und die Straße kann sich nur in fortwährender Schlangenbewegung hinaufwinden. Die hochgelegene französische Gränzfestung Bellegarde ist dem Reisenden bald zur Rechten, bald zur Linken, bald hinter, bald vor ihm, so daß man zuletzt fast verzweifelt, sie auf diesem Wege jemals zu erreichen. Auf dem Gipfelpunkte der Straße liegen neben drei oder vier ärmlichen Häusern die Trümmer des alten Forts L'Ecluse. Von hier geht es wieder bergab bis nach dem etwa auf der halben Höhe des Abhanges gelegenen Dorfe Perthus, welches durch das Schloß Bellegarde beherrscht wird. Hier muß der Paß zum Austritt aus Frankreich vorgezeigt und visirt werden. Von dem Augenblick an, wo man das Dorf verläßt, hat man zur Linken jenseits des Chausseegrabens den spanischen Boden. Die Straße selbst läuft noch ein paar hundert Schritte auf französischem Gebiete hin, bis an eine kleine Brücke, an deren einem Ende der letzte rothhosige Soldat steht; noch drei Schritte weiter, und wir sind in Spanien.

Obgleich die Gränze, wie gesagt, nicht über die Gipfel des Gebirges, sondern ungefähr in der Mitte seines südlichen Abhanges hinläuft, so scheint sie doch mit der Wasserscheide zusammen zu fallen. So lange wir in Frankreich waren, gingen wir den Bächen immer entgegen; diesseits der Gränze gingen wir ihnen nach. Zu meiner Verwunderung sah ich auf der spanischen Gränze keinen Militärposten, sondern nur ein paar Zollcarabiniere, die uns unaufgehalten unseres Weges ziehen ließen. Binnen einer halben Stunde erreichten wir das spanische Gränzdorf La Junquera. Hier sollte ich inne werden, daß ich in einem andern Lande sey. Bisher hatte mich nichts daran erinnert, daß ich Frankreich verlassen; die Straße war diesseits gerade eben so gut als jenseits, die Carabiniere sahen von weitem ungefähr eben so aus, wie die Douaniers, und zwischen den spanischen und den französischen Cataloniern auf der Landstraße und auf den Feldern war nicht der mindeste Unterschied zu bemerken. In La

Junquera fand ich kein zweites Schloß Bellegarde, wohl aber Thore mit Schießscharten, Mauern mit Schießscharten, Häuser mit Schießscharten. Die Einwohner haben ihren Ort während des Bürgerkrieges auf eigene Hand in eine Art Festung verwandelt, an welcher alle Aufforderungen und Ueberfallsversuche der feindlichen Parteigänger gescheitert sind; die Carlisten haben nie einen Fuß nach La Junquera gesetzt.

In der engen, schmutzigen Hauptstraße des Dorfes hat jedes Haus seinen Balkon, über dessen Brüstung neugierige Gesichter nach der einfahrenden Diligence herunterschauen. Die Physiognomie der Bewohner ist hier dieselbe wie auf der andern Seite der Berge, aber die Tracht der Frauen fängt an sich zu verändern, wenn auch noch nicht in auffallender Weise. Die Diligence hielt vor dem Zollgebäude, wo das Gepäck zur Durchsuchung in eine Art Kellergewölbe geschafft wurde, dessen Licht ganz eigens für gewisse stillschweigende Transaktionen gemacht zu seyn schien. Indessen der Raum war heute so voll von Menschen, unter denen einige höhere Zollbeamte, daß ich doch nicht wagte, eine Ranzion für meinen wohlgepackten Koffer zu bieten. Dieser wurde geöffnet, und es begann eine Durchsuchung, wie ich sie bis jetzt noch nicht erlebt hatte. Nichts war unverdächtig, nichts wurde geschont. In jeden Stiefel sah ein Zöllner hinein, meine Reisekarte wurde aus einander geschlagen, mein Portefeuille Tasche für Tasche durchsucht. Welche Verleumdung, sagte ich bei mir selbst, wenn man diese pflichteifrigen Leute der Lauigkeit im Dienste oder gar der Bestechlichkeit beschuldigt! Wie übel würde ich gefahren seyn, wenn ich auf das Wort leichtfertiger Reisender hin versucht hätte, diese exemplarische Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt in der Amtsausübung durch ein paar elende Silbermünzen zu lähmen! Es ist wahr, ich stehe mich schlecht bei dem Pflichteifer dieser braven Zöllner, aber es thut nichts, ich lerne dadurch wenigstens eine bisher so arg verkannte Menschenklasse nach ihrem wahren Verdienste schätzen. Der Schaffner hat mir freilich seitdem gesagt, daß die Carabiniere mich durch die strenge Untersuchung meiner Sachen nur dafür haben bestrafen wollen, daß ich

ihnen meine Börse nicht aufgethan; aber der Schaffner ist ein Lästermaul.

Auf dem spanischen Abhange der Pyrenäen und bis über La Junquera hinaus werden die Korkeichen, welche innerhalb des französischen Gebietes ziemlich selten sind, immer häufiger. Ein Einwohner des genannten Dorfes, der dort auf eine halbe Stunde zu mir in den Wagen stieg, gab mir einige Auskunft über den sehr beträchtlichen Korkhandel, der von dieser Gegend aus mit dem halben Europa getrieben wird. Die Korkeiche, versicherte er mir, sey der beste Reichthum des Landes, sie trage bei weitem mehr zu dem allgemeinen Wohlstande bei, als Feldwirthschaft, Weinbau und Oelbaumzucht. Vielleicht würde der Mann anders gesprochen haben, wenn er ein Ackerbauer gewesen wäre, aber er war ein Korkhändler. Seiner Versicherung zufolge ist Köln die Stadt, welche mehr Pfropfen verbraucht, als irgend eine andere, und namentlich mehr als Paris, dessen jährlichen Pfropfenverbrauch er doch auf vier bis fünfhundert Millionen Stück anschlug. Ob Köln seine Ueberlegenheit in diesem Punkte mehr dem Durste seiner Einwohner oder dem Handel mit seinem Riechwasser verdankt, muß ich dahin gestellt seyn lassen. Mein Junqueraner war sehr übel auf die preußische Regierung zu sprechen. In Magdeburg hatte ihm sein Commissionär ein bedeutendes Waarenlager verkauft, um mit dem Gelde nach Amerika, nach Ostindien, oder Gott weiß wohin, durchzugehen, und die preußische Behörde hatte auf die Klage des spanischen Kaufmannes geantwortet, daß sie bei der Flucht des Commissionärs, der überdieß all sein Hab und Gut mit sich genommen habe, nichts für ihn thun könne. Darüber nun war der Junqueraner im höchsten Grade erbittert. Was sind das für Grundsätze der Regierung! rief er einmal über das andere. Und welch eine Justiz! Wenn der deutsche Handel nicht mehr Vertrauen verdiente, als die deutsche Gerichtspflege, ich würde für keinen Maravedi Geschäfte dorthin machen. — Ich war anfangs stumm und starr vor Erstaunen, einen Spanier auf die deutsche Civiljustiz schimpfen zu hören, dann suchte ich dem Handelsmanne begreiflich zu machen, daß der Arm der preußischen

Gerechtigkeit nicht über den Ocean hinausreiche, und daß da, wo nichts sey, selbst ein Junqueraner sein Recht verloren habe; aber das war vergebliche Mühe.

Wenn du mit mir die Umgegend von La Junquera gesehen hättest, so würdest du vielleicht eigensinniger als je auf deiner Behauptung bestanden haben, daß der Name der Provinz Roussillon von der rothen Färbung der Landschaft herkomme. Zwar hat niemals ein Fußbreit des jetzigen spanischen Gebietes zu der Grafschaft Roussillon gehört, aber bei der Vertheidigung einer mehr oder weniger gelehrten Hypothese nimmt man es natürlich nicht so genau mit spießbürgerlichen Thatsachen, und am allerwenigsten mit der Geographie. Der Boden ist hier an vielen Stellen wirklich ziegelfarbig, und unter den Regenbächen, welche von den Anhöhen herunter kommen, habe ich mehrere vom schönsten Orangegelb bemerkt. Dazu kommt dann gerade jetzt die Blüthezeit, eine Menge von Bäumen und Kräutern, zumal von Futterkräutern, deren Blumen jenen rothen Ton der Erde bis ins Phantastische steigern. Es ist wirklich Schade, daß das Roussillon just da aufhört, wo das Ampurdan anfängt.

Nach zweistündiger Fahrt, als wir die letzten Vorberge der Pyrenäen längst hinter uns hatten, kamen wir an die unglückselige Furth des Manolls, und nach anderthalbstündigem Warten an derselben gelang es uns, sie ohne Unfall zu passiren, so daß ich meinen Brief in Figueras beendigen kann. Diese Stadt ist enggebaut, schmutzig und unansehnlich. Ihr großer, aber von elenden Häusern umgebener Marktplatz war gedrängt voll von Menschen, die, nachdem der Regen aufgehört, ihren Sonntagsspaziergang machten. Die vielen rothen Mützen gaben dem Platz die größte Aehnlichkeit mit einem Erdbeerenfelde. Ich hoffte, mich noch für eine halbe Stunde unter das Volk von Figueras mischen zu können, aber ich hatte ohne das Zollamt gerechnet, auf das wir uns auch hier wieder begeben mußten. Nach langem Warten schritt man zur Untersuchung des Gepäckes. In dem Augenblicke, wo man mir den Schlüssel meines Koffers abgefordert hatte, zog ich den Geldbeutel hervor, um dem Schaffner eine Kleinigkeit zu

geben, die er für mich ausgelegt hatte. Der Zöllner mißverstand diese Bewegung, aber ich verstand sehr wohl den Eindruck, den sie auf ihn machte. Was enthält Ihr Koffer? fragte er mich. Nichts als Reisegeräthschaften, war meine Antwort, Kleider und Wäsche und ein paar Bücher. Nun, da ist es nicht nöthig, ihn zu untersuchen, sagte er, indem er mir die Schlüssel zurückgab. Zu seinem Lobe muß ich hinzufügen, daß er sich dabei keineswegs geberdete wie ein Mensch, der auf ein Trinkgeld wartet; er wendete sich vielmehr gleich nach einem andern Theile des Gemaches, und ich mußte verschiedene künstliche Manöver machen, ehe ich meine Hand der seinigen nahe genug bringen konnte, um eine Peseta hineingleiten zu lassen. O Tugend der spanischen Carabiniere, so bist du doch nur ein Name!

Inzwischen war es dunkel geworden, und eben so wenig an ein Durchlaufen kothiger Straßen der Stadt als an einen Besuch auf der berühmten Citadelle mehr zu denken. Ich ließ mir in dem Gasthofe, der an das Zollhaus stößt, ein Zimmer geben. Ein hübsches frisches Mädchen mit der heitersten Stirn, die man sich denken kann, brachte mir Wasser und rief mich bald darauf zu Tische, an welchem ich mich einem jungen Elsässer gegenüber fand. Wie heißen Sie? fragte ich nach einigen andern Redensarten unsere Aufwärterin. „Maria," antwortete sie mir, „und meine Schwester hier," indem sie auf eine junge Frau deutete, „heißt Dolores." „Maria ist ein hübscher Name, der mir sehr gut gefällt; wie gut es klingen muß, sich sagen zu hören: Mariquita mia!"

„Mir gefällt mein Name auch besser als der Name meiner Schwester," sagte Maria mit naiver Lustigkeit. „Und der Name Jayme," fiel die Schwester ein, „gefällt ihr besser als jeder andere Mannsname." Mariquita wurde roth bis über die Ohren und lief, von hellem Gelächter verfolgt, zur Thür hinaus. Nachdem wir der Küche unseres Wirthes alle Ehre angethan, die sie verdiente, ging ich mit meinem Tafelgenossen in das benachbarte Kaffeehaus, wo ich zwar nur ländlich gekleidete Gäste, aber eine gewisse Eleganz der Einrichtung fand, die mich Wunder nahm,

zum Beispiel Tischplatten von feinem weißem Marmor, vergoldete Tassen und versilberte Feuerbecken zum Anzünden der Cigarren.

In Figueras verschwindet der Einfluß der französischen Mode auf die weibliche Volkstracht vollständig. Als Kopfbedeckung sieht man hier durchweg ein seidenes Taschentuch, zum Dreieck zusammengelegt, dessen doppelter Zipfel über den Nacken hinabhängt und das unter dem Kinne locker zugeknüpft ist. Dieß Tuch ist nichts anderes als der Keim, aus dem sich die Mantille mit ihren Spitzen und Fransen und Stickereien entwickelt hat. Der Uebergang läßt sich von Stufe zu Stufe mit der größten Leichtigkeit verfolgen. Statt des Taschentuches sieht man bald eine Schärpe von schwarzem Atlas oder einen seidenen Schleier, die eben so getragen werden wie jenes Tuch, und durch die Zusammenstellung von Schärpe und Schleier nebst der erforderlichen Zuthat von Luxus wird die Mantille der Dame aus der vornehmen Welt gebildet. Doch ich komme zu den Frauen und Mädchen von Figueras zurück. Ihr weiterer Anzug besteht aus einem um die schlanke Taille knapp anliegenden Jäckchen, dessen enge Aermel nur bis auf den Ellbogen herabreichen. Die Sonntagsjacke der kleinen Mariquita war von schwerem grünem Seidenstoff. Unter dem Mieder wird ein faltenreicher Rock von dunklerer Farbe getragen, der den eleganten Formen des Oberkörpers ein noch größeres Relief gibt. Von den Händen und Füßen der hiesigen Weiber läßt sich nicht viel Vortheilhaftes sagen, aber der Schnitt und der Ausdruck ihres Gesichtes ist voll Reiz und Anmuth. Ich bin hier in Figueras lebhaft an das merkwürdige kleine Gedicht des zweiten hohenstaufischen Friedrich erinnert, welches mit den Versen anfängt:

Plas me el cavalier frances
E la dama catalana.

Der in provenzalischer Sprache dichtende Kaiser war freilich nur ein mittelmäßiger deutscher Patriot, aber seinem Geschmacke für die Catalonierinnen muß ich alle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

An Jakob Venedey.

Barcelona, am 22. April.

So ist denn das Reiseungemach für's Erste überstanden, und ich sitze hier in der Fonda del Oriente in einem freundlichen Zimmer mit altväterisch geschnitztem und vergoldetem Bette, bunt gemalter Decke und faltenreichen Fenstervorhängen, mit Einem Worte: in einem der Prachtzimmer des Hauses, das Liszt, der Fortepianokönig, gestern verlassen hat. Unter meinem Fenster summt und drängt sich der bunte Volksschwarm auf der Rambla, und über meinem Balkon hängt in niegesehenem Glanze der Vollmond. Ich fühle mich im Hafen, wie ein dem Schiffbruch Entronnener, ich sehe mit Behagen, wie das stürmische Meer zunimmt, das hinter mir liegt.

Mein Gleichniß mag dir etwas anspruchsvoll vorkommen, aber so ganz unwahr ist es doch just nicht zu nennen. Wassersgefahr habe ich wenigstens gestern mehr ausgestanden, als mancher Seefahrer, und wenn ich in dem Eilwagen keinen Schiffbruch gelitten, so verdanke ich das ohne Zweifel nur dem Schutze unserer lieben Frau de belle garde, deren Tempel auf dem Vorgebirge bei Marseille ich, in Ermangelung der Zeit zu einer Pilgerfahrt, verschiedene sehnsüchtige Blicke und Gedanken hinaufgeschickt habe, denn die Aussicht von dort oben muß prachtvoll seyn. Doch ich will dir meine gestrigen Reiseabenteuer methodisch erzählen.

Um halb drei Uhr Morgens wurde ich in Figueras aus dem Familienbette geholt, dessen breiten Raum ich nicht ohne einige Gewissensscrupel für mich ganz allein in Besitz genommen hatte. Nicht Jeder, der sich zufällig einmal im Ueberflusse badet, fühlt so delikat, wirst du denken, aber ich erlasse dir die Complimente. — Als der einzige Reisende war ich in Figueras aus der französischen Diligence ausgestiegen, als der einzige Reisende stieg ich in die spanische Diligence wieder hinein. Statt des breitschultrigen Condukteurs mit der militärischen Miene und Haltung, die den französischen Schaffnern eigen ist, hatte der

Eilwagen jetzt einen Mayoral, einen windigen Kerl, der einem Schneider aus der Lehre gelaufen zu seyn schien, und der von der Behandlung der Pferde so viel verstand, wie ein Schiffsknecht vom Kuhmelken. Der Postillon hatte sich dagegen aus einem altfränkischen Blusenmanne in einen schnurrbärtigen Burschen mit phantastisch-bunter Jacke verwandelt, der in dieser Gestalt seinen Platz unter den Schwänzen der Deichselpferde einnahm und uns, die Papiercigarre im Munde, unter heidnischen Flüchen und ungeheuren Peitschenhieben durch die dunkeln, öden Gassen von Figueras hindurchrasselte. Es war mir Anfangs unerklärlich, wie der Kutscher von seinem niedrigen Sitze aus seine sechs paarweise angespannten Pferde beherrschen konnte, von denen nur die beiden letzten im Bereiche seiner Peitsche waren. Erst nach und nach begriff ich, daß dem spanischen Fuhrmann nicht nur die Peitsche, sondern auch der Zügel in der Regel durch das Wort beinahe völlig entbehrlich wird, das er nur von Zeit zu Zeit mit einem gut gezielten Steinwurfe unterstützt; denn er hat wo möglich immer einen Vorrath von Flußkieseln neben sich auf dem Bocke liegen.

Der Charakter der Gegend bleibt diesseits Figueras derselbe, welcher er jenseits war. Die Straße läuft noch mehrere Stunden lang durch die fette Ebene des Ampurdan, in welcher der Weinstock und der Oel- und der Mandelbaum eben so vortrefflich gedeihen, als Getreide, Hülsenfrüchte und Futterkräuter. Die Straße wird hier im Allgemeinen schon außerordentlich schlecht, stellenweise ist sie aber doch noch immer beinahe so gut, wie die unserer besten deutschen Chausseen; denn vortreffliche Landstraßen, das muß man gestehen, haben wir bei uns zu Hause, nur schade, daß uns der Gebrauch derselben zur Hälfte dadurch verkümmert wird, daß wir ihn bei jedem Schlagbaume so theuer bezahlen müssen, — eine Einrichtung, deren systematischen Unverstand alle anderen Staaten längst mit Händen greifen gelernt haben.

Etwa auf halbem Wege zwischen Figueras und Gerona kreuzt die Straße die Fluvia, welche an dieser Stelle vor Zeiten einmal eine Brücke gehabt, aber ihr Joch abgeschüttelt hat, um

jetzt auf Kosten der Reisenden und des Verkehrs ihrer ungeschmälerten Naturfreiheit zu genießen. Brücken scheinen überhaupt heut zu Tage in Spanien für ein entbehrliches Möbel zu gelten; ich habe in Catalonien, das bekanntlich der bei weitem kultivirteste Theil des Landes ist, bis jetzt erst eine einzige Brücke gesehen, welche diesen Namen verdient, einen seltsamen alten Bau, der in der Nähe von Gerona über den Ter geworfen ist. In Gerona selbst, einer Provinzialhauptstadt, fällt die Straße auf eine beträchtliche Strecke mit dem Bette des genannten Flusses zusammen, dessen Anschwellen jedesmal die Verbindung zwischen der Stadt und der Vorstadt für längere oder kürzere Zeit aufhebt.

Die Festungswerke von Gerona sehen kläglich aus. Am Figuerasthor schauen von den alten zerbröckelten Mauern mehrere rostige Kanonen trotzig nach Frankreich hinüber, — ein Anblick, der beinahe spaßhaft seyn würde, wenn man sich dabei des Gedankens an das enthalten könnte, was diese verfallenen Wälle und dieses invalide Geschütz vor einem Menschenalter geleistet haben. Aber freilich waren Männerarme da, um die lockeren Steine der Mauern zusammen zu halten, und für Männersinn führt der rostige Mund der Kanonen das Wort. (Ueber sieben Monate lang lagen die Franzosen vor dem elenden Neste Gerona, dieselben Franzosen, die unbezwingliche Festungen mit einer Schwadron Husaren oder auch mit einer bloßen Aufforderung erobert hatten. Sechzehntausend Franzosen waren unter den Mauern von Gerona begraben, als die Stadt endlich nicht der Feindesgewalt, sondern dem Hunger und der Seuche unterlag, welche die Hälfte ihrer Besatzung und ihrer Einwohnerschaft dahin gerafft und die andere Hälfte kampfunfähig gemacht hatten. Noch kurz zuvor war ein letzter allgemeiner Sturm auf vier weite Breschen eben so siegreich, wie alle frühern abgeschlagen worden. [1]) Solche Leistungen kann man denn freilich nicht von der modernen Kriegsmaschine, Soldat genannt, erwarten. Und

[1] Der Kommandant von Gerona, General Alvarez, wurde auf Befehl Napoleons todtkrank nach der Citadelle von Figueras abgeführt, in deren Casematten man ihn hülflos sterben ließ. Der große Kaiser!

welchen Rock ihr euren Soldaten auch anziehen, wie kunstgerecht ihr sie immer abrichten, und welche prahlenden Wahlsprüche und Redensarten ihr sie hersagen lehrt, wenn ihr es nicht versteht, ihnen die Gedanken: Nation und Vaterland, einzuhauchen, so werdet ihr nun und nimmermehr etwas anderes an ihnen haben, als militärische Maschinen. Die Spanier hatten auch vor vierzig Jahren, und dem Absolutismus zum Trotze, ein Vaterland; wir Deutschen aber haben auch jetzt noch nichts, als unsere Hoffnung und unsern Willen.

Der Umfang von Gerona zeugt von der ehemaligen Blüthe und Volkszahl dieser Stadt, die heute nicht einmal so viel Einwohner zählt, wie Jena. Gerona war oft die Residenz der Könige von Aragonien, welche dieser Stadt ihre besondere Gunst dadurch bewährten, daß sie ihren erstgeborenen Söhnen den Titel der Prinzen von Gerona gaben. Diese Gunst mußte Gerona indessen theuer bezahlen. Ein spanischer Schriftsteller versichert, daß die Vorliebe der aragonischen Könige gerade die Hauptursache des schon von lange her datirenden Ruins von Gerona gewesen sey. In allen Kriegsnöthen, sagt er, flüchtete sich der Hof nach Gerona, wodurch dann der Stadt so schwere Lasten aufgebürdet und so viele verwüstende Belagerungen zugezogen wurden, daß ihr alter Reichthum beinahe auf nichts zusammenschwand, und daß sie nach und nach den größten Theil ihrer Bevölkerung verlor. Von seinem ganzen früheren Glanze ist Gerona heute nichts übrig geblieben, als eine große und schöne Kathedrale, mit hohem, massivem Thurme. Das Innere der Kirche konnte ich nicht sehen, da ich ihre Thüre verschlossen fand und nicht Zeit hatte, den Küster aufzusuchen.

Ein französischer Kaufmann, mit welchem ich in Perpignan an der Wirthstafel über die Unbequemlichkeiten des Reisens in Spanien sprach, sagte mir: Rassurez vous, Monsieur, quand vous aurez dîné et couché à Figuières, et quand vous aurez déjeûné à Gérone, vous serez fait à tout, vous n'aurez plus peur de rien. Dieser Trost und die sarkastische Miene, mit welcher er mir verabreicht wurde, hatte mir eine Art dumpfer

Ergebung eingeflößt, in der ich wirklich von Seiten der spanischen Wirthe und Köche auf das Aeußerste gefaßt war. Aber Figueras hatte Alles wieder verdorben. Bewirthung und Nachtquartier waren dort so über alle meine Erwartung gut gewesen, daß ich von dem Geschwätze des Franzosen in Perpignan kein Wort mehr glaubte. In Gerona sollte ich indessen nicht allein zum Glauben zurückkommen, sondern auch leider zur Erkenntniß gebracht werden. Das Frühstück, welches ich mir eigentlich nur aus Neugier bestellt hatte, konnte augenscheinlich nur aus einer Hexenküche kommen, und die struppigste, schmutzigste Meerkatze der Mutter Hexe diente mir dabei als Aufwärterin. Gleichwohl ging ich beherzt auf den Feind los, aber meine Eßlust war nicht stark genug, um meinen Muth länger als ein paar Minuten aufrecht zu erhalten. Ein paar geröstete Mandeln und ein Glas des dicken schwarzen Landweines befriedigten mein Bedürfniß. Auf meine Frage nach der Zeche erhielt ich zur Antwort: nou rauls. Ich weiß nicht, ob ich dir schon gesagt habe, daß man aus den Leuten hier zu Lande gewöhnlich nichts herausbringt, als ihr Catalonisch oder ein haarsträubendes Kauderwälsch, welches sie für Französisch halten, und das für mich noch unverständlicher ist, als die Provinzialsprache. Ich war dieses Eigensinnes oder dieser Unkenntniß herzlich müde, und obgleich ich die Worte der Aufwärterin dießmal verstand, so wiederholte ich: cuanto es? — Nou rauls war zum zweiten und zum drittenmale die Antwort auf meine Frage, und erst als ich auch jetzt wieder kaltblütig entgegnete: No comprendo, platzte die Magd gleichsam wider Willen mit einem sehr wohl artikulirten Nueve reales heraus. Es war also dießmal wirklich übler Wille im Spiele gewesen, wie ich schon in mehren ähnlichen Fällen vermuthet hatte, und ich beschloß, von jetzt an Kopf gegen Kopf zu setzen, um zu sehen, ob mein Nacken denn nicht vielleicht eben so steif sey, als der der Catalonier. Ich that bei mir selbst das Gelübde, mich weder auf das Errathen des Catalonischen, noch auf irgend eine französische Unterhaltung einzulassen. Ich sehe sehr gut ein, daß es zumal schwer seyn werde, mir das Französische

vom Leibe zu halten, aber mein Entschluß ist gefaßt, und ich führe ihn mit einer eisernen Consequenz durch. Da man mir den Ausländer natürlich auf den ersten Blick ansieht und beim ersten Worte anhört, so werde ich auf Schritt und Tritt französisch angeredet, denn ein Fremder und ein Franzose sind hier ziemlich gleichbedeutende Begriffe, und jede dieser Anreden beantworte ich unfehlbar mit der Erklärung, daß ich kein Französisch verstehe.

Die erste Gelegenheit, mein neues System in Anwendung zu bringen, fand ich in Tordera, wo Mittag gemacht wurde. In Gerona waren fünf oder sechs Personen in den Hauptraum des Eilwagens gestiegen, während ich im Coupé allein blieb. Einer meiner neuen Reisegefährten nun sprach mich beim Aussteigen aus dem Wagen französisch an. No hablo frances, erwiederte ich dem Manne mit dem größten Aplomb, ohne daran zu denken, daß die ganze Reisegesellschaft mich auf dem Posthofe von Gerona lange und laut in der Sprache hatte reden hören, die ich jetzt verläugnete. Mein Catalonier sah mich mit großen Augen an. Sie sind kein Franzose? fragte er gedehnt. Auf meine Entgegnung, daß ich ein Deutscher sey, maß er mich mit einem so mißtrauischen Blicke, als ob er mich im Verdacht habe, daß ich für das Haus Oesterreich das Land auskundschaften wolle. Indessen sein Argwohn verhinderte ihn nicht, sich als gefälligen Tischnachbar gegen mich zu zeigen, mir zum Beispiel die Suppe vorzulegen, die nachher gleich allen übrigen Schüsseln die Runde um die ganze Tafel machte, so daß ein Jeder sich selbst bedienen mußte. Speisezimmer, Geschirr und Tischzeug waren von dörflicher Einfachheit, aber ziemlich sauber gehalten, und das Mahl selbst, das ich nach dem Frühstück in Gerona doppelt vortrefflich fand, würde mancher französischen Wirthstafel alle Ehre gemacht haben.

Bei Tordera mußten wir durch den gleichnamigen Fluß durchwaten, breit wie der Main und von sehr böser Miene. Wir kamen indessen glücklich hinüber. Der Regen fiel seit frühem Morgen strömlings vom Himmel, und der Weg fing an grundlos

zu werden. Gleichwohl ging es in beständigem Trabe und zuweilen im vollen Galopp der Gäule sehr rasch vorwärts. Gleich hinter Tordera wendet sich die Straße links ab, dem Meere zu. Auf der Höhe eines Hügels angekommen, sah ich bald, wie mir mein, wenn nicht angeborener, doch angelernter Ortssinn mit Sicherheit vorausgesagt hatte, das mittelländische Meer zum erstenmale in voller Majestät vor mir liegen, unermeßlich, schwarz wie der Ocean Homers, und am äußersten Horizonte mit dem dunkeln Himmel zu Einer Masse zusammenschmelzend.

In der Gegend von Tordera sah ich auch zum erstenmale die Rebe, nicht wie der lateinische Dichter sagt, mit der Ulme, sondern mit dem Mandelbaume vermählt. Das Bild des Horaz ist von rührender Wahrheit. Die geschmeidige Ranke umklammert den Baum wie mit Liebesinbrunst, als wolle sie ihn nur mit dem Leben lassen. Und der Baum, er hat dieser leidenschaftlichen Umarmung seine stolzesten Zweige und seinen schönsten Blätterschmuck aufopfern müssen; beschnitten und gezähmten Sinnes steht er da, wie der Ehemann, den die Bande seines Standes halb drücken und halb beglücken. Himmelweit verschieden ist dieser Anblick von demjenigen, welchen bei uns zu Lande die von Epheu umrankte Pappel oder Buche darbietet. Der Epheu kriecht wie eine Schlange an dem Baume hinauf, dem er mit unersättlicher Gier das Herzblut aussaugt. Der unfruchtbare Epheu bringt dem Baume, dem er sich aufdrängt und auf dessen Kosten er lebt, den Tod; die Rebe lebt nicht von, sondern mit ihrem Gatten, und sie gibt ihm duftige Blüthen und süße Früchte als Brautschatz. Auch die Aloe- und der Cactus fangen hier an sich zu zeigen. Mit jeder Stunde, um die man dem Süden näher kommt, scheint der Wuchs dieser Pflanzen kräftiger zu werden. Man pflanzt sie vorzüglich an den Rand der Felder und Gärten, für die sie eine undurchdringliche Umzäunung bilden.

Von Calella an zieht sich die Straße fortwährend das Seeufer entlang, zuweilen in der schmalen Ebene, die hier und da noch zwischen den Bergen zur Rechten und dem Meere zur Linken liegt, oft über die steilen Uferfelder hinweg, an einigen Stellen

auch durch den Meersand selbst. Dieser Theil des Weges ist über alle Begriffe schlecht, zumal in den meisten Ortschaften, die er durchschneidet, und deren Straßen sich bei dem vorgestrigen Wetter in mehrere Schlammströme verwandelt hatten. Daß wir nicht zehnmal umgeworfen und zehn Achsen und Räder gebrochen haben, kann ich mir nur durch eine Art Wunder erklären. Oft wurde der Wagen halbe Stunden lang in den ellentiefen Löchern der Straße so gewaltsam hin- und hergeworfen, daß ich ganz ernstlich die Seekrankheit fürchtete, der ich auf dem Meere bisher glücklich entgangen bin. Und diese Straße geht oft über hundert Fuß tiefe Felsenabhänge hinweg, und ihre schärfsten Zickzackwendungen werden fast immer im vollen Laufe der Gäule durchfahren, so daß die schwerbeladene Imperiale bei dem starken Schwanken des Eilwagens zuweilen buchstäblich über der Brandung des Meeres hing.

Die zahlreichen und zum Theil großen Ortschaften am Gestade sind fast ausschließlich von Schiffern und Fischern bevölkert. Die Boote der letztern müssen beim Landen, da es die ganze Küste entlang, außer vielleicht in Mataro, keinen Hafen gibt, auf den Strand gezogen werden, wo sie in langen Reihen aufgepflanzt stehen, wie die Schiffer der Achaier vor Troja. Diese Städte und Flecken, namentlich San Pol, Canet, Santa Maria und Areus de Mar, haben zum Theil, abgesehen von ihrem nichtswürdigen Pflaster, einen ganz wohlhabenden Anstrich, und die Schiffsleute, welche hier im süßen Nichtsthun die Tage zubringen, während deren ihre Schiffe im Hafen von Barcelona müßig vor Anker liegen, tragen eine ganz eigenthümliche tapfere Miene zur Schau, mit welcher ihre weiten Sammthosen mit rothen Gürteln und die zottigen Capuzenröcke, die sie nachlässig über die Schultern werfen, recht gut harmoniren.

In Areus de Mar (die Castilianer schreiben, da sie den catalonischen Laut nicht herausbringen können, und um sich das Wort mundgerecht zu machen Areñys) wurden endlich die seit Perpignan leeren Plätze im Coupé eingenommen, und zwar von einem Barcelonesen mit seiner Frau, bei denen ich bereitwillige

Auskunft über so manche Gegenstände fand, die bisher meine Neugier vergeblich gereizt hatten. So konnte ich mich bei meinen neuen Reisegefährten vergewissern, daß der Bergkegel, welcher in weiter Entfernung von uns die Aussicht begränzte, wirklich der furchtbare Monjuich sey, als den ich ihn auf seine bloße Miene hin zu erkennen geglaubt hatte. Der Monjuich, obgleich nur ein paar hundert Fuß hoch, ist nach dieser Seite hin wenigstens auf zwölf Stunden sichtbar, da er weiter in das Meer vorspringt, als irgend ein anderes Vorgebirge dieser Küste.

Mataro, wiewohl eine Stadt von 25,000 Einwohnern, ist nichts weniger als ansehnlich gebaut, und ich würde es gar nicht erwähnen, wenn es mir nicht dadurch merkwürdig geworden wäre, daß ich hier die erste Palme sah, die wahrscheinlich weit und breit im ganzen Lande die einzige ist. Orangen- und Citronengärten, deren Früchte sich gerade jetzt der Reife nähern, werden hier schon sehr zahlreich.

Endlich hatten wir zum letztenmale die Pferde gewechselt. Badalona lag hinter uns, und wir waren nur noch eine halbe Meile von Barcelona entfernt, wo wir trotz des schlechten Wetters und Weges drei Stunden vor der bestimmten Zeit anzukommen glauben durften. Da auf einmal schlägt die Schreckensnachricht an unser Ohr: der Besos ist so stark angeschwollen, daß an ein Hinüberkommen für heute nicht zu denken ist. Noch ein paar hundert Schritte weiter, und wir sind an der Furth des Flusses, wo ausgestiegen und ein allgemeiner Kriegsrath gehalten wird. Es war inzwischen dunkel geworden, der Zustand des Wassers ließ sich nur sehr unvollkommen beurtheilen, und das ganze stimmführende Personal des Eilwagens, Schaffner und Kutscher einbegriffen, erklärte sich dahin, daß in dieser Lage der Dinge die Ueberfahrt nicht zu wagen sey. Ich für meine Person war zwar anderer Meinung, weil es mich drängte, in Barcelona anzukommen, aber ich begab mich meiner Stimme als ein des Landes völlig Unkundiger, und um keine Verantwortlichkeit auf mich zu laden, die sehr ernstlich hätte ausfallen können. Die Spanier fügten sich mit dem größten Gleichmuthe in ihr

Geschick. Kein Einziger von ihnen ließ ein Wort der Ungeduld oder der übeln Laune laut werden, Keiner beklagte sich über die Aussicht, die Nacht, statt in der Mitte seiner wartenden Familie, in einer elenden Fuhrmannsherberge zuzubringen. Das gute Beispiel brachte eine wohlthätige Wirkung auf mich hervor; wir stiegen sämmtlich in philosophischer Ruhe wieder in den Wagen, und kehrten nach einem nahe gelegenen einzelnen Wirthshause am Wege zurück, das lediglich für ähnliche Fälle hergerichtet zu seyn und von dem Anschwellen des Besos zu leben scheint. Wir wurden mit freundlicher Miene empfangen und in das Ehrengemach des Hauses, die große Küche, geführt, wo das Feuer prasselte und die Pfannen schmorten, als ob man uns erwartet hätte. Ein sauber gehaltener Gasttisch, der die eine Wand der Küche einnahm, und blankes Kupfergeschirr auf den Simsen milderten das ungünstige Vorurtheil, mit dem ich das Haus betreten hatte. In dem ungeheuren Kamine neben dem ausgebrannten Feuer saß schlafend mit unterschlagenen Armen ein kleines hübsches Mädchen, das sich durch den Lärm der ankommenden Gäste und durch das geschäftige Treiben am Herde eben so wenig stören ließ, als die etwas ältere Schwester, die, auf einer hölzernen Bank halb sitzend und halb liegend, gleichfalls eingeschlafen war. Das Kind wird sich die Glieder verrenken und sich wund liegen, sagte ich zu meinem Wagennachbar. Seyen Sie ohne Furcht, erwiederte er lächelnd, das Mädchen ruht auf der harten Bank und trotz seiner verquälten Stellung eben so sanft und süß wie Sie auf einer Matraze mit Springfedern; die Gewohnheit ist Alles.

Es wurde mir zu warm in der Küche, und ich ging hinaus auf die geräumige Hausflur. Hier lagen in einem Winkel auf frischem Stroh fünf oder sechs Maulthiertreiber und Fuhrleute. Deine Schlafkameraden für diese Nacht, sagte ich mir in der Stille. An einem der großen Tische saß ein Graubart, dessen schöner charaktervoller Kopf aus einem Bilde Murillo's herausgeschnitten zu seyn schien, und ihm gegenüber ein französischer Ausreißer, ein Sergeant, der, nach seiner noch sehr frischen

Uniform zu urtheilen, erst ganz kürzlich über die Gränze gekommen seyn mußte. Ich hätte diesen Deserteur — den zweiten oder dritten, der mir seit meinem Eintritte in Spanien aufstieß — gern ein wenig ausgefragt, aber ich mußte meines Sprach-Incognito halber darauf verzichten.

Inzwischen waren noch mehrere andere Mitglieder der Reisegesellschaft herausgekommen, um an der offenen Hausthüre Luft zu schöpfen. Ich gesellte mich zu der Dame aus Barcelona, deren Blicke in den stillen wunderschönen Abend hinausschwärmten, und so fabelhaft es auch klingen mag, die Spanierin hub ein ursentimentales Gespräch an, über den blauen Nachthimmel, den hier zu Lande nicht silbernen, sondern goldenen Mond, und über die freundlich blinkenden Sternelein. Ich traute meinen eigenen Ohren nicht, denn ich hatte mich in Frankreich gewöhnt, das Weib ebensowohl wie den Mann diesseits der deutschen Sprachgränze einer solchen Gemüthsstimmung für absolut unfähig zu halten. Die deutsch-empfindsame Barceloneserin hauchte mit ihren leisen, weichen Worten mein ganzes System der Volkscharaktere um wie ein Kartenhaus, ich war völlig aus meiner frischen Fassung gebracht, und wußte nicht, welchen Heiligen ich in meiner Noth anrufen sollte, als mir vom Himmel gesandt ein rettender Engel in der Gestalt der Küchenmagd erschien, die uns ankündigte, daß das Essen bereit sey.

Wir setzten uns zu Tische. Die erste Schüssel bestand in weichgesottenen Eiern. Indem ich mich anschickte, das Meinige zu verzehren, bemerkte ich mit einiger Verwunderung, daß mir als ganzes Tischzeug nichts zugetheilt war als — eine hölzerne Gabel. Die drei oder vier Messer des Hauses waren in andere Hände gefallen, von Eierbechern und kleinen Löffeln keine Spur. Soll hier etwa das Gastmahl wieder aufgeführt werden, das der Fuchs dem Storche gab? fragte ich mich. Wenn dem so ist, so wird der Fuchs dießmal geprellt. Ohne alle nutzlosen Deklamationen trank ich mein Ei aus, nachdem ich die Schale desselben mit der Gabel zerbrochen hatte. Die Spanier, als Leute, die an solche Dinge gewöhnt sind, behalfen sich gleichfalls, ohne die

mindeste Bemerkung, jeder auf seine Weise. Ein Franzose würde seines Eies wahrscheinlich mit größerem Geschicke Meister geworden seyn, als wir alle, aber gewiß nicht ohne einige Sarkasmen, Deklamationen, Berufungen auf Very und den Rocher de Cancale, kurz, ohne eine Menge Worte, die, ohne böse gemeint zu seyn, doch so den Wirth wie die spanischen Gäste hätten verletzen müssen.

Ein saftiges Stück gebratenes Rindfleisch, ein Hühnchen mit Salat, und zum Nachtisch geröstete Nüsse und Mandeln vervollständigten unser Mahl, das unter lebhaftem Geschwätze und in der besten Laune von der Welt eingenommen wurde. Wer künftig den spanischen Herbergen und ihrer Küche etwas Böses nachsagt, der wird es mit mir zu thun haben. Die schändliche Kneipe in Gerona machte allem Anscheine nach eine Ausnahme, und sie wird überdieß, wie ich glaube, von einer Französin gehalten. Um den spanischen Gasthäusern in kleinen Städten und auf dem Lande ihr Recht angedeihen zu lassen, muß man vor allen Dingen wichtige Vergleichungspunkte wählen und keine widersinnigen Ansprüche machen. Ich, für meine Person, würde wahrscheinlich zu Hause geblieben seyn, wenn ich erwartet hätte, in Spanien dieselben Bequemlichkeiten, dieselben Einrichtungen und Gebräuche zu finden, die ich dort verlassen habe. Die kleinen Mühsale und Entbehrungen sind meinem Geschmacke nach der größte Reiz des Reisens, zumal wenn das Neue, das Schöne, das Ueberraschende auf Schritt und Tritt neben ihnen hinläuft, wie hier zu Lande. Das ist nun aber freilich nicht die Meinung der Franzosen, durch deren Berichte und Schilderungen unsere Begriffe von Spanien noch immer fast ausschließlich bestimmt werden. Ein Franzose glaubt sich dem Hungertode nahe, wenn man ihm die Coteletten statt auf dem Roste in der Pfanne brät; er ist überzeugt, daß Schüsseln, die er nicht auf der Speisekarte seines Pariser Restaurateurs findet, nur für Barbaren gemacht sind, und er schreit über Vergiftungsversuche, wenn ihm eine Brühe vorgesetzt wird, die etwas weniger fade ist, als die beiden ewigen Saucen, mit denen die französische Küche Fleisch und Gemüse, Vögel und

Fische zurichtet, und die sich eigentlich auch nur durch die weiße und die braune Farbe unterscheiden, denn an Geschmacklosigkeit sind sie einander völlig gleich.

Nach aufgehobener Tafel zündeten wir bei einem neuen Glase Wein die Cigarren an, und das Gespräch wendete sich auf die Räuberbanden, die Catalonien noch immer in Allarm halten, obgleich sie mit Rücksicht auf die bevorstehende Badereise der Königin nach Barcelona seit einiger Zeit mit ungewöhnlichem Nachdrucke verfolgt worden. Der Generalkapitän ist noch vor vierzehn Tagen in eigener Person gegen die Trabucayres im catalanischen Oberlande ausgerückt, und als ich am vorigen Sonntage durch Perthus fuhr, sollte dort auf der Gränze von spanischen und französischen Truppen ein gemeinschaftliches Treibjagen auf dieses Gesindel angestellt werden, das in schwierigen Fällen sehr oft auf französischem Gebiet eine Zuflucht sucht und findet. In Gerona wurde während meines unvergeßlichen Frühstücks ein wenige Tage zuvor eingefangener Trabucayre nach Standrecht erschossen. Einige Meilen diesseits Gerona, in einem stundenlangen, aber ziemlich magern Gehölze, fanden wir an der Stelle, wo der Eilwagen im vorigen Monate zum letztenmale ausgeplündert worden ist, einen etwa zwölf Mann starken Gensd'armerieposten, Kerle mit wahren Galgengesichtern, den Dreimaster mit aufgekrümmten Zinken verwegen auf das Ohr gesetzt, und mit einer nicht gerade militärischen Haltung auf ihre langen Musketen sich lehnend. Ich wollte darauf wetten, daß die Hälfte dieser braven Leute noch vor sechs Monaten Brüderschaft mit den Buschkleppern getrunken hat, gegen welche sie jetzt zu Felde liegen, und ich gestehe, daß mir erst dann wieder sicher zu Muthe war, als wir diese verdächtige Sicherheitswache aus den Augen verloren hatten. Das Gehölz, von dem ich eben geredet habe, besteht theils aus Korkeichen und einer bei uns unbekannten Fichtenart von stolzem Wuchse und luftigem, gewelltem Wipfel, die indessen, wie gesagt, sehr dünn gepflanzt sind und zwischen denen auch nur stellenweise einiges Buschwerk steht. Will man diese bewachsene Haide einen Wald nennen, so ist es der erste, den ich seit dem Walde

von St. Germain gesehen habe. Der so genannte Wald von Fontainebleau verdient diesen ehrenvollen Namen überhaupt nicht, und am allerwenigsten an der Stelle, welche die Eisenbahn durchschneidet, und so aufmerksam ich auch gesucht habe, so habe ich doch in dem Gebiete von Orleans, im Beaujolais, in der Dauphiné, in der Provence, im Languedoc und in den Pyrenäen nirgends eine Anzahl von Bäumen beisammen gesehen, die hinreichend wäre, um auch nur dem Begriffe eines Lustwäldchens zu entsprechen. Wer gibt mir meine herrlichen Forsten des Harzes und der Thüringer Berge zurück, mit ihrer heiligen Einsamkeit, mit dem geheimnißvollen leisen Rauschen ihrer Wipfel und dem entfernten Glockenläuten ihrer Heerden? — Doch ich bin ja in Spanien.

Es war eilf Uhr, als wir zum Schlafengehen aufbrachen. Man wies mir ein „Zimmer" an, in welchem ich außer dem für mich bereiteten Nachtlager nichts, aber auch durchaus nichts fand, als vier Lehmwände und einen hölzernen Laden, der die Stelle des Fensters vertrat. Auf ausdrückliches Verlangen wurde mir indessen ein Stuhl verabfolgt, um meine Kleider darauf zu legen. Mein Bett bestand aus einer kaum einen Fuß hohen Pritsche, einem Strohsacke, einer wollenen Decke und ein paar weißen Leintüchern. Ich legte mich guten Muthes nieder, und da seit halb drei Uhr Morgens die furchtbaren Stöße des Wagens jeden meiner Versuche, ein Auge zu schließen, vereitelt hatten, so schlief ich auf der Stelle ein und ruhte die ganze Nacht hindurch wie ein Seliger.

Es mochte sechs Uhr seyn, als ich durch den Lärm des Hauses geweckt wurde. Ein freundlicher Sonnenstrahl fiel durch das kleine viereckige Loch, welches das Fenster meines hölzernen Fensters bildete, und bei seinem Lichte kleidete ich mich an. Während dieser Beschäftigung kam mir gewohnheitsmäßig der ausschweifende Gedanke, mir Waschwasser heraufbringen zu lassen; allein ich besann mich bald eines Bessern und begriff, daß ich, um mich zu waschen, hinuntersteigen müsse. Das geschah, nachdem ich meinen Anzug vollendet hatte, und ich war eben im Begriffe, nach dem Brunnen zu fragen, als man mir zu meinem

Erstaunen den Wrack eines irdenen Waschbeckens brachte, das meinen sämmtlichen Reisegefährten zuvor gedient hatte und in dem ich mich, nachdem es bis an den Rand mit dem frischesten Wasser gefüllt war, nun gleichfalls ohne alle Umstände coram populo auf der Hausflur badete. Hierauf wurde mir eine Tasse vortrefflicher Chocolade mit gerösteten Brodschnitten gereicht, und dann traten wir die Expedition nach dem Besos zum zweitenmale an.

Am Ufer des Flusses fanden wir bereits fünfzig oder sechzig Fuhrwerke aller Art versammelt, von denen sich eben die ersten in den Fluß gewagt hatten. Die leichten Marktwagen kamen ohne große Schwierigkeit hinüber, einige schwerere Gefährte dagegen blieben nach den ersten Schritten in dem aufgewühlten Treibsande stecken. Nachdem wir den andern eine Weile zugesehen, setzte sich auch unsere Diligence in Bewegung. Da die gewöhnliche Furth noch immer für durchaus unwegsam galt, so mußten wir eine Strecke unter den Weiden und Pappeln am Ufer hinfahren, das ober- und unterhalb der Furth steil in den Fluß abfällt. Die Aussicht auf den Sprung vom Lande in das Wasser schien mir das Bedenklichste bei der ganzen Unternehmung. An der ausgewählten Stelle angekommen, versagten die sonst so gelehrigen Pferde hartnäckig den Dienst, und sie schienen mir in diesem Augenblicke wirklich vernünftiger als der Kutscher und der Schaffner, die mit den Peitschenstielen auf sie einhieben. Nehmt euch in Acht, warnte ein Landmann aus der Nachbarschaft, an dieser Stelle ist ein sehr gefährliches Loch, es terrible wiederholte er. Die Pferde wurden indessen doch zuletzt in den Fluß hinunter gepeinigt, und der Eilwagen folgte ihnen in schwerem Sturze, so daß seine Achsen krachten und daß das Wasser stromweise zu den Wagenfenstern hereinspritzte. Doch der salto mortale war gelungen, und ich glaubte uns aus aller Noth. Diese sollte aber erst jetzt beginnen. Der Wagen war so tief in den Sand hineingefallen, daß die Pferde ihn mit der größten Anstrengung nur zollweise vom Flecke brachten. Kutscher und Schaffner sprangen in's Wasser, zerrten die Pferde bald rechts,

bald links, um durch eine Art von Laviren vorwärts zu kommen; aber es wurde dadurch kaum etwas Anderes erreicht, als daß der Wagen bei jeder der gewaltsamen Wendungen, die man ihn machen ließ, in augenscheinliche Gefahr gerieth, umzustürzen. Und ein solcher Fall würde, obgleich das Wasser nur etwa anderthalb Schuh tief war, doch vielleicht mehr als Einem von uns in dem vollgepfropften Wagen lebensgefährlich geworden seyn.

Während unseres vergeblichen Arbeitens war die Zahl der Fuhrwerke auf beiden Ufern des Flusses zu Hunderten angewachsen, und der Fluß selbst wimmelte von Menschen, Pferden und Maulthieren. Mehrere andere Wagen waren in einer eben so schlimmen oder in einer noch schlimmeren Lage als wir. Rechts und links wildes Fluchen und Schreien, knallende Peitschenhiebe und das Getöse des von den Füßen der Pferde gewaltsam zerarbeiteten Wassers. Mehrere Menschen und Thiere wurden von dem Flusse fortgerissen, andere verschwanden ausgleitend unter dem Wasser, die Noth und Verwirrung hatte den höchsten Grad erreicht, und die Thränen meiner Reisegefährtin, die sich fest an ihren Mann angeklammert hielt, fingen an in reichlichem Maße zu fließen. Ich war der Sache endlich überdrüssig geworden, ich rief einen rüstigen Bauernburschen heran und wurde mit ihm Handels einig, daß er mich rittlings über den Fluß tragen solle. Wohlbehalten, wenn auch mit durchnäßten Füßen, kam ich auf dem jenseitigen Ufer an; mehrere meiner Mitreisenden folgten meinem Beispiele, und die so erleichterte Diligence konnte sich jetzt aus dem Sande herauswinden, in welchem sie beinahe zwei Stunden festgesteckt hatte. Daß solche Dinge an den Thoren der zweiten Stadt des Landes vorkommen können — und allem Anscheine nach wiederholen sie sich sogar sehr häufig —, daß das reiche Barcelona nicht ein paar Hundert Piaster hat, um die Wegsamkeit der unermeßlich wichtigen Straße nach Frankreich durch eine Brücke über den Besos zu sichern, das sehe ich zwar mit eigenen Augen, aber begreifen kann ich es nicht.

Nachdem unsere neuen Pferde einen Augenblick verschnauft hatten, setzte sich die Diligence wieder in Bewegung; mein

Barceloneser Nachbar vertheilte Cigarren an das ganze Personal des Wagens, Mayoral und Kutscher natürlich einbegriffen, und nach einer Stunde raschen Trabes rollten wir durch die Puerta nueva in die Hauptstadt des Catalanenlandes ein.

Herrn Dr. K. in A.

Barcelona, 27. April.

Der „Ausnahmszustand," welcher bis auf den heutigen Tag auf Barcelona und auf ganz Catalonien lastet, macht sich auf der Oberfläche des hiesigen Lebens wenig oder gar nicht fühlbar. Das Volk bewegt sich frei und sicher trotz der Herrschaft des Kriegsgesetzes, die Zeitungen sprechen mit Mäßigung, aber ohne Feigheit, die öffentliche Stimmung zeigt sich weder gedrückt noch erbittert; Säbel und Bajonnet spielen keine größere Rolle auf der öffentlichen Scene, als in ganz gewöhnlichen Zeiten. Indessen man würde sich irren, wenn man glaubte, daß der Belagerungszustand ein leeres Wort sey. Nicht allein, daß die Kriegsgerichte fortwährend in allen, die öffentliche Sicherheit betheiligenden Fällen an die Stelle der ordentlichen Tribunale treten, sondern sie sprechen auch in manchen ganz gewöhnlichen Criminal- oder selbst Polizeisachen, ja es scheint sogar, daß die Militärgewalt zuweilen ohne allen kriegsrechtlichen Spruch Strafen von sehr ernstlicher Bedeutung verhängt. So lasen wir in dem gestrigen Diario de Barcelona, daß die neue Bürgerwache in Ripollet eine Gesellschaft von zwanzig Personen bei verbotenem Spiel ertappt habe, und daß diese Leute sämmtlich auf die Citadelle abgeführt seyen, wo sie auf Verfügung des Generalkapitäns so lange zu Festungsarbeiten verwendet werden sollen, bis sie jeder eine Geldstrafe von 50 Dukaten erlegt haben. Eine solche Verfügung möchte dann wohl für manchen der davon Betroffenen mit einer

Verurtheilung auf Lebenszeit — wegen unerlaubten Glücksspiels — gleichbedeutend seyn. Man hofft übrigens, daß der Belagerungszustand die bevorstehende Ankunft des Hofes in Barcelona nicht überdauern werde. Die Regierung selbst wünscht schon seit ein paar Monaten, diesem Zustand ein Ende zu machen, und der vorige Generalkapitän Baron de Meer hat lediglich deßhalb seine Entlassung genommen, weil er sich, im Gegensatz zu dem Ministerium, nicht von der Zweckmäßigkeit einer Maßregel überzeugen konnte, welche die öffentliche Gewalt in Catalonien, seiner Meinung nach, dem Geiste des Aufruhrs gegenüber entwaffnen würde. Wenn sein Nachfolger, der General Concha, den Belagerungszustand nicht gleich nach seinem Amtsantritt aufgehoben hat, so ist dieß dem Unwesen der Wegelagerer zuzuschreiben, das gerade in jenem Augenblick einen neuen Anlauf nahm, so daß sich der Generalkapitän sogar veranlaßt sah, persönlich gegen die Banden in Obercatalonien auszuziehen, deren Zahl und Bedeutung man denn freilich gar sehr übertrieben hatte. Jetzt nun glaubt man, wie gesagt, daß die Regierung es der Königin vorbehalten habe, den Barcelonesern die Befreiung von dem militärischen Regiment als Gastgeschenk mitzubringen.

Die Abreise der Königin aus Madrid ist nach amtlichen Nachrichten, die man hier erhalten hat, auf den 15. künftigen Monats festgesetzt. Der Hof beabsichtigt jedoch, das Frohnleichnamsfest in Valencia zuzubringen, so daß er hier erst gegen das Ende des Monats eintreffen kann. Es wäre indessen leicht möglich, daß durch die große Gewerbsausstellung, welche man für den Anfang des Mai in Madrid vorbereitet, eine neue Verzögerung des Hofes veranlaßt würde, zumal da das in Spanien so einflußreiche französische Beispiel die sorgfältigste Berücksichtigung und die schmeichelhafteste Auszeichnung des zu einem solchen Fest geladenen Kunstfleißes anempfiehlt. Dagegen wird dann der Hof allem Vermuthen zufolge seinen Aufenthalt in Barcelona bis in den Herbst verlängern. Die Bäder von Caldas haben sich nämlich im vorigen Jahre bei der Königin äußerst wirksam gezeigt. Ihre Hautkrankheit hatte bei ihrer Ankunft einen wahrhaft bedenklichen

Charakter, und bei ihrer Abreise war die letzte Spur derselben verschwunden. Daher denn ein großes Vertrauen auf diese Bäder, deren Wirkung leider nicht lange über ihren Gebrauch hinauszureichen scheint. Die Quellen von Caldas sind drei Stunden von hier entfernt, aber gleichwohl können sie ohne Schmälerung ihrer Heilkraft in Barcelona benützt werden, denn das Wasser derselben ist so heiß, daß es, nachdem es auf der Achse hieher geschafft ist, noch mehrere Stunden stehen muß, ehe es bis zur Badewärme abgekühlt ist. Man verspricht sich für die Dauer des Aufenthalts der Königin einen starken Andrang von Fremden. In der That sind schon jetzt viele Wohnungen belegt, so daß die ohnehin theure Miethe in Barcelona bereits gestiegen ist. Mir wurde bei meinem Einzug in die Fonela del Oriente angekündigt, daß man mir mein Zimmer höchstens für vierzehn Tage geben könne, weil dasselbe, obgleich es nicht gerade fürstlich eingerichtet ist, für einen Prinzen (vermuthlich einen italienischen) in Beschlag genommen sey.

Die Besatzung von Barcelona, welche gegenwärtig nur 4000 Mann zählen soll, wird für die Dauer der Anwesenheit des Hofes durch mehrere Regimenter verstärkt werden, die zum Theil schon auf dem Marsch hieher begriffen sind. Ich bin förmlich überrascht durch das gute Aussehen aller spanischen Truppen, die mir bis jetzt zu Gesicht gekommen sind. Das hiesige Offizierkorps kann sich in der äußern Erscheinung den glänzendsten Offizierkorps anderer Länder zur Seite stellen. Die Barceloner Offiziere machen durch Miene, Wuchs, Haltung und sorgfältigen Anzug auf den ersten Blick einen durchaus günstigen Eindruck. Wie es um ihr militärisches Verdienst, und besonders um ihr militärisches Wissen steht, kann ich freilich nicht beurtheilen. Was die gemeinen Soldaten betrifft, so sind sie allerdings nicht nach dem Bilde der Kriegsknechte des Herzogs von Alba gemacht, das uns Goethe mit so lebendigen Farben gemalt hat; allein wo findet man denn überhaupt heutzutage Soldaten von wahrhaft martialischem Anstrich? Höchstens in den französischen Regimentern die fünf oder sechs Jahre in Afrika gestanden haben; der französische

Soldat, der seine Garnison nie verlassen hat, sieht ebenso unbehülflich aus wie die Rekruten des Fürsten von Monaco. So ist es denn auch im Allgemeinen mit den Soldaten, die ich hier sehe. Dagegen sind dieselben sehr gut uniformirt, gut bewaffnet, gut eingeübt, für den Garnisonsdienst wenigstens, und sie kennen militärische Sitte und Zucht ebenso gut wie ihre Kameraden jenseits der Berge. Das hier liegende Kürassierregiment, welches ich bei dem Begräbniß seines Obersten versammelt sah, hat kräftige feurige Pferde, zu deren Handhabung geübte Reiter erforderlich sind. Die Bespannung der Artillerie, aus Maulthieren bestehend, ist vortrefflich, und man sieht unter ihr viele Thiere, die den lebendigen Beweis liefern, daß der Bastard von Pferd und Esel wirklich schön seyn kann. Auch die militärische Musik, die ich hier finde, ist weit besser als ich erwartet hatte. Sonderbarerweise sind die Clarinetten darin beinahe ebenso zahlreich als die Blechinstrumente.

Die Citadelle, an welche der Aufstand von 1842 bekanntlich die zerstörende Hand gelegt hatte, und deren nach der Stadt zugekehrte Mauer während des Aufstandes vom folgenden Jahre noch immer in Trümmern lag, so daß die damaligen Empörer einen förmlichen Sturm wagen konnten — die Citadelle ist jetzt vollständig wieder hergestellt, und man muß gestehen, daß sie in diesem Zustand eine respektable Miene hat. Die Stadtmauer hingegen ist an den Stellen, wo die Centraljunta von 1841 angefangen hatte, sie niederreißen zu lassen, noch immer nicht wieder aufgerichtet, obgleich der zerstörte Theil nur sehr unbedeutend ist. Am neuen Thore beschäftigt man in diesem Augenblick eine Anzahl Kettengefangener damit, den Schutt der dort befindlichen und höchstens ein paar hundert Schritte breiten Mauerlücke aufzuräumen. Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, in der Nähe des Thores, welches nach Gracia führt, ist eine ähnliche Bresche vorhanden, an die man bis jetzt noch gar nicht Hand gelegt hat, da es im Plane ist, die Stadt nach dieser Seite hin zu erweitern. Die Mauern von Barcelona sind jedenfalls zu eng geworden für die mit jedem Jahr wachsende Bevölkerung, und diese würde sich

wahrscheinlich weniger ungeberdig zeigen als in den letzten Jahren, wenn man ihr mehr Luft zum Athmen und mehr Raum und Freiheit zur Bewegung gäbe. Das allgemeine Verlangen, das gebieterische Bedürfniß der materiellen Raumgewinnung ist ohne Zweifel eine sehr wirksame Mitursache der heftigen Volksbewegungen gewesen, durch welche Barcelona in dieser Zeit erschüttert ward. Die hohen Häuser sind bis an die Dächer vollgepfropft von Menschen, der lebenskräftige Verkehr droht in den schmalen Gassen der Stadt zu ersticken, die Miethpreise stehen übertrieben hoch, und für neue gewerbliche Anlagen ist es unmöglich, Platz zu gewinnen, so daß z. B. die Zahl der jetzt in der Stadt arbeitenden Dampfmaschinen (etwa vierzig) dem Beschluß der städtischen Verwaltung zufolge nicht überschritten werden soll. Ein beträchtlicher Theil der Barcelonaer Industrie hat sich nach Gracia hinausgeflüchtet, aber die Stadt sieht in solchen Auswanderungen natürlicherweise nur Verluste, die sie mit Unmuth duldet. Der jetzige Generalkapitän ist dem Wunsche nach Erweiterung der Stadtmauern durchaus günstig, und wenn er im Amte bleibt, so wird es wahrscheinlich zur Ausführung des zu diesem Zweck entworfenen Planes kommen, vorausgesetzt, daß sich der Kostenpunkt auf eine befriedigende Weise erledigen läßt. Barcelona ist jedenfalls reich genug um, wenn es nöthig werden sollte, seiner Vergrößerung selbst ein ansehnliches Opfer zu bringen. Ich kenne keine Stadt, deren inneres Treiben ein so lebensvolles und mannichfaltiges Bild der gewerblichen Thätigkeit darböte wie Barcelona. Die Häuser sind für die Industrie zu enge, sie fließen über vor rüstig schaffender Thätigkeit, das Handwerk und die Fabrikarbeit bemächtigt sich eines Theiles der öffentlichen Gasse, obgleich diese ohnehin kaum den nothwendigsten Raum bietet für das Gehen und Kommen der zweimalhunderttausend Menschen, die Barcelona beherbergen soll. Ich sage beherbergen *soll*, weil alle Angaben, die man über diesen und hundert ähnliche Punkte hat, eigentlich nur auf ungefährer Schätzung nach dem Augenmaß beruhen. Die amtliche Statistik liegt hier nicht minder im Argen als im übrigen Spanien, so zwar, daß Hr. Cormenin bei

seiner neulichen Anwesenheit, des besten Willens der Behörden ungeachtet, nicht im Stande war, zu ermitteln, wie groß die Anzahl der Gemeinden in der Provinz Barcelona sey.

Daß es unter solchen Umständen vollends unmöglich ist, sich irgend zuverlässige Angaben über den Betrag der verschiedenen Zweige der Barceloner Industrie zu verschaffen, versteht sich von selbst. So viel ist gewiß, daß der Werth der industriellen Produktion sich auf ungeheure Summen belaufen muß. Das Hämmern und Feilen und Meißeln, das Schwirren der Webstühle und das Rasseln der Maschinen, der ganze tausendtönige Lärm des gewerblichen Fleißes, den man an allen Enden der Stadt hört, gibt einen kolossalen Begriff von der volkswirthschaftlichen Bedeutung Barcelonas. Und der Absatz hält allem Anschein nach gleichen Schritt mit dem Schaffen. Es mag schwer seyn, die Operationen des Großhandels abzuschätzen; wenn derselbe aber in demselben Verhältniß gedeiht wie der Kleinhandel, so muß er von unermeßlicher Bedeutung seyn. Man durchwandle eine der langen Straßen, welche der Detailhandel in Besitz genommen hat, die Calle de Escudellers z. B., in der sich hunderte von Waaren strotzender Läden aneinanderreihen, und man wird unter zehn Läden vielleicht nicht einen einzigen finden, in dem die ländlichen und städtischen Kunden sich nicht drängten. Die rue Vivienne in Paris ist eine Einöde gegen die Calle de Escudellers und zwanzig andere Straßen von Barcelona, mit denen sich selbst die Londoner Oxford-Street nicht vergleichen kann. Nur auf den allerbesuchtesten Messen und Märkten kann man bei uns ein Verkehrstreiben sehen entfernt dem ähnlich, welches sich hier tagtäglich durch die dem Handel gewidmeten Gassen bewegt.

Daher stößt man denn auch überall auf die Zeichen einer großen Wohlhabenheit. Freilich, der bloße Handarbeiter ist auch hier nicht reich, aber doch auch bei weitem nicht so elend wie in den großen Fabrikstädten anderer Länder. Neben ihm steht ein sehr zahlreicher Mittelstand in günstigen Vermögensverhältnissen; die Zahl der wirklich Reichen scheint dagegen nicht groß zu seyn. Daß der Wohlstand der Barcelonesen auf einem festen Boden

ruht, haben die letzten revolutionären Wirren auf die schlagendste Weise dargethan. So ist es eine höchst merkwürdige und ehrenvolle Thatsache, daß der dreimonatliche Aufstand von 1843 keinem einzigen Bankerott zur Veranlassung oder zum Vorwand gedient hat. Der Chef eines bedeutenden französischen Handelshauses, das große Geschäfte mit Barcelona macht, hat mir gesagt, daß er bedeutende Wechsel auf diese Stadt hatte, deren Verfallzeit gerade in die Tage der heftigsten Beschießung der Stadt durch das Fort Monjuich und durch die Citadelle fiel, und daß alle diese Wechsel, ganz gegen seine eigene Erwartung, auf die erste Präsentirung gezahlt wurden. Von einem englischen Kaufmann weiß ich, daß sein Haus in jener Zeit Forderungen zum Belauf von 8 Millionen Realen in Barcelona gehabt, und daß es von dieser Summe nicht einen Maravedi verloren hat. Diese Dinge geben allerdings rühmliches Zeugniß von der Strenge und Redlichkeit des kaufmännischen Geistes der Barcelonesen; sie zeugen aber auch zugleich ganz unstreitbar von der äußerst soliden Verfassung der Barceloner Geldsäcke.

An denselben.

Barcelona, 29. April.

„Man ist sehr ruhig in Barcelona," und man hat seine guten Gründe dafür. Heute in früher Morgenstunde stieg ich in Begleitung eines Bewohners von Barcelona nach dem Schloß Monjuich hinauf. Amigo Casals, besagte mein Geleitszettel, el señor secretario del señor consul frances (ich rathe allen meinen in Spanien reisenden Landsleuten, sich, wenn sie irgend eine Gelegenheit oder irgend einen Vorwand dazu haben, auf irgend eine fremde Diplomatie zu stützen, und um des Himmels willen nicht auf den Beistand der Agenten der deutschen Regierungen

zu rechnen) con otra persona de caracter desean elar el fuerte, y espero cuedaran (sic!) servidos. Diese otra persona de caracter nun war ich; vielleicht hatte man meine Eigenschaft als Correspondent der Allg. Zeitung errathen. Trotz der Empfehlung des Platzcommandanten von Barcelona wurden wir drei- oder viermal einer Ausfrage unterworfen, ehe wir bis zu dem Sergeant-major (ein Titel, der hier bei weitem mehr bedeutet als bei uns) des Monjuich gelangten. Dieser, ein Graubart von chevaleresker Haltung und Sitte, überantwortete uns nach den höflichsten Anerbietungen einem Unteroffizier, der uns zum Führer in der Festung dienen sollte. Festung ist das rechte Wort für den Monjuich, von dessen Umfang und Bedeutung die Ausdrücke Schloß oder Fort einen viel zu schwachen Begriff geben. Die Werke vom Monjuich haben wenigstens eine starke halbe Stunde im Umkreis. Nach der Landseite hat die Festung drei oder, wenn man die Plattform mitzählt, vier Vertheidigungslinien; nach der Seeseite, wo der Felsabhang steil und unersteiglich hinunterfällt, ist ein einziger Mauerwall zur vollständigen Sicherheit mehr als hinreichend.

Man braucht gerade kein Kriegsmann zu seyn, um sich auf den ersten Blick zu überzeugen, daß der Monjuich ein Platz ist, gegen den Muth und Gewalt nichts vermögen. Der Bau der Festung, von Philipp V. angefangen, ist erst unter Karl III. vollendet, und die Sage will, daß er nicht weniger als 20 Millionen Piaster gekostet habe — eine Angabe, die man der Ueberlieferung gern aufs Wort glaubt, wenn man diese mächtigen Mauern sieht, und diese Gewölbe, an denen die stärksten Bomben abprallen müssen wie Thonkugeln aus einem Blasrohr geschossen. Die Casematten des Monjuich können 3000 Mann Soldaten beherbergen — eine Zahl, die nicht groß scheint in Verhältniß zu der Ausdehnung der Festungswerke, die aber gleichwohl bei der natürlichen Stärke derselben mehr als hinreichend ist zu ihrer Vertheidigung. In diesem Augenblick ist die Besatzung nicht zahlreich, aber sie ist streng auf ihrer Hut, und nach der Stadt zu schauen von den Wällen vom Monjuich einige Dutzend mit Kartätschen

geladene Vierundzwanzigpfünder hinunter; „denn man kann nicht wissen, was heute oder morgen geschehen wird,“ sagte unser Corporal. Aber die Barceloneser werden sich doch wohl hüten, die Hörner an den Mauern von Monjuich abzustoßen, vor dem sie einen so großen Respekt hegen, daß sie selbst während des dreimonatlichen Aufruhrs von 1843 nicht einen einzigen Schuß gegen ihn abgefeuert haben, überzeugt, daß das doch nur verlornes Eisen und Pulver seyn würde. Nächst der Stadt beherrscht der Monjuich den Hafen so unbedingt, daß ohne seine Erlaubniß kein Fischerboot ein- und auslaufen kann, und daß er jede ernstliche Blokade von der Seeseite her unmöglich macht. Bis jetzt ist der Monjuich niemals durch Waffengewalt bezwungen, und man versichert, daß die heutige Kriegskunst überhaupt kein Mittel darbiete, sich seiner zu bemeistern. Nur durch Aushungern oder durch den Abfall der Besatzung kann er, der Meinung der spanischen Kriegsleute zufolge, zum Fall gebracht werden. Gegen Wassermangel ist durch eine Cisterne gesorgt, welche laut der Versicherung des Platzcommandanten Wasser genug enthält, um die vollzählige Besatzung sieben Jahre lang zu tränken. Die Cisterne wird lediglich durch Regenwasser gespeist, das sich jahrelang in unverdorbenem Zustand erhält. Unserm Wunsch, diese merkwürdige Cisterne zu sehen, konnte leider nicht gewillfahrt werden, da ein ausdrücklicher Befehl des Gouverneurs den Besuch derselben unbedingt verbietet. Die Besorgniß vor einem Vergiftungsversuch, den Rachsucht und politischer Fanatismus eingeben könnten, scheint der einzige Beweggrund zu dieser Maßregel zu seyn, an welche man bis auf die neuesten Zeiten niemals gedacht hat.

Wenn man zum erstenmal die militärischen Stellungen sieht, von denen Barcelona umringt ist, so begreift man nicht, wie den Einwohnern dieser Stadt jemals der verwegene Gedanke des Aufruhrs hat kommen können. Oben auf dem Berg über der Stadt und über dem Hafen die Festung Monjuich, dieses furchtbare Zwing-Barcelona, das allein mehr als hinreichend zu seyn scheint, die feindseligste Bevölkerung im Zaum zu halten, am

Fuß des Monjuich das Fort Atarazanas, welches die Hauptstraße der Stadt, die Rambla, ihren wichtigsten Kai und ihren größten öffentlichen Platz beherrscht, jenseits des Hafens die Citadelle, welche die Hafenvorstadt Barceloneta, das volkreichste Viertel von Barcelona selbst, und die Straße nach Frankreich unter ihren Kanonen hat, und am entgegegesetzten Ende von Barcelona die Forts Pio und Canaletas, welche die Straßen nach Madrid und nach Valencia schließen, das sind die fünf großen Posten, zwischen denen Barcelona eingekeilt ist, und deren Zwischenräume noch durch mehrere kleinere Werke ausgeübt werden. Lernt man aber die Stadt selbst näher kennen, so sieht man bald ein, warum sich die Barceloneser durch all dieß drohende Rüstzeug der Gewalt doch nicht weit genug haben einschüchtern lassen, um nicht zu wiederholtenmalen das Glück der Waffen gegen die ihnen mißfällige Regierung zu versuchen. Jede Straße von Barcelona ist eine natürliche Festung, jedes Haus ist eine Burg. In diesen engen Gassen, zwischen diesen thurmhohen Häusern würde ein ganzes Heer zu Grunde gehen, ehe es sich im Kampf gegen die Einwohnerschaft auch nur des kleinsten Theiles der Stadt bemächtigt hätte. Der Belagerer kann Barcelona zerstören, aber mit den Waffen in der Hand einnehmen nimmermehr. So lange die Bevölkerung von Barcelona sich mit Preisgebung von Hab' und Gut vertheidigen will, so lange ist die Stadt unbesieglich. Und da Barcelona dreißigtausend rüstige Fabrikarbeiter in seinen Mauern zählt, die bei der möglichen Einäscherung der Stadt wenig oder nichts zu verlieren haben — warum sollte es nicht in Augenblicken der leidenschaftlichen Aufregung die Staatsgewalt zu einem verzweifelten Kampf herausfordern, bei welchem diese immer noch mehr einsetzen muß, als die Masse ihrer Gegner? Darum trotz der noch frischen Erinnerung an die Niederlage von 1843, trotz der augenblicklichen Windstille in den Gemüthern und trotz aller Kanonen von Monjuich, würde es dem Urtheil der erfahrensten Köpfe zufolge sehr voreilig seyn, auf die Dauer der Ruhe in Barcelona zu rechnen, das so manche alte Scharte auszuwetzen, so manchen alten Haß zu kühlen und so manche neue

Bürgschaft für seine Gewerbs- und Verkehrsinteressen zu gewinnen hat.

Die städtische Verwaltung hat allerlei Maßregeln getroffen, um eine Erneuerung der Unruhen zu erschweren, durch welche nicht bloß Barcelona, sondern das ganze Königreich in den letzten Jahren zu mehrerenmalen erschüttert worden ist. Zu diesen Maßregeln gehört die Oeffnung einer neuen breiten Straße, welche auf den Constitutionsplatz mündet, der früher immer das Hauptquartier des Aufruhrs bildete, weil ihm von keiner Seite her mit Mannschaft beizukommen war. Jetzt ist der Constitutionsplatz durch die Verlängerung der Straße Ferdinands VII. selbst für Reiterei und Geschütz zugänglich gemacht. Der an diesem Platz gelegene Palast der Provinzialdeputation bietet in seiner gegenwärtigen Gestalt einen sonderbaren Anblick dar. Sein Haupteingang ist durch eine halbkreisförmige und mit Schießscharten reichlich ausgestattete Mauer gesperrt, die weit auf den Platz vorspringt. Im Innern des Palastes sind gleichfalls förmliche Festungswerke aufgeführt, in denen eine Wache liegt, die man eine Besatzung nennen könnte. Aehnliche Anstalten finden sich auf verschiedenen andern Punkten der Stadt.

Indem ich von dem Palast der Provinzialdeputation rede, kann ich nicht umhin, ein paar Worte von dem Archiv der Krone von Aragonien zu sagen, das sich in diesem Gebäude befindet. An den Gerüchten, denen zufolge diese kostbare Urkundensammlung während der verschiedenen Bombardements, die seit drei Jahren über Barcelona ergangen sind, bedeutend gelitten haben sollte, ist glücklicherweise kein wahres Wort. Das Archiv der Krone von Aragonien hat vielmehr während der letzten Jahre fortwährend zugenommen, wenn nicht an Stoff, so doch an Ordnung, Uebersichtlichkeit, mit einem Wort an zweckmäßiger Einrichtung. Auf die Empfehlung des Generalkapitäns war es mir verstattet, in die werthvollsten Theile des Archivs einen Blick zu werfen, der mich überzeugt hat, daß hier historische Reichthümer verborgen liegen, von denen unsere gelehrte Welt keine Ahnung hat. Die vorhandenen Urkunden gehen in vollständiger Reihen-

folge bis in die frühesten Zeiten der Grafschaft Barcelona hinauf. Ihre beispiellose Erhaltung ist der Sorgfalt des ständigen Ausschusses der Cortes von Catalonien zu verdanken, unter deren unmittelbarer Obhut sie standen, bis die Verfassung von Catalonien durch den ersten spanischen König aus dem Hause Bourbon widerrechtlich aufgehoben wurde. Hierauf scheint das Archiv hundert Jahr lang kläglich vernachlässigt worden zu seyn, bis es unter die Aufsicht des jetzigen Archivars, des Hrn. Bofarull, kam, der es seit mehr als dreißig Jahren zur Aufgabe seines Lebens gemacht hat, die Schriftdenkmale der politischen Vergangenheit seines catalonischen Vaterlands der Forschung zugänglich zu machen. Es möchte schwer seyn, in irgend einem andern Staatsarchiv eine musterhaftere Anordnung zu finden, als in der Urkundensammlung der weiland Krone von Aragonien. Der größte Theil dieser unzähligen Pergamente und Papiere ist bereits katalogisirt, von einer großen Menge derselben sind überdieß sorgfältige Abschriften genommen, welche das Studium wesentlich erleichtern. Und all dieser Stoff ist bis jetzt so gut wie gar nicht benutzt, denn die heutigen Spanier sind nicht Männer der historischen Forschung, und das Ausland hat sich bisher kaum um das Archiv von Aragonien bekümmert.

An Denselben.

Auf dem Montserrat, 1. Mai.

Wie sehr auch die Jahreszeit anfängt zu drängen, und wie schwer mich die andalusische Sonne für mein Zögern bestrafen mag, ich habe mich nicht entschließen können, Catalonien zu verlassen, ohne eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Berge zu machen, dessen phantastisches Bild seit früher Kindheit vor meinem Auge

stand wie eine Erscheinung aus einer andern Welt, und dessen wunderbare Sagen von jeher den mächtigsten Reiz auf meine Einbildungskraft ausgeübt hatten. Gestern in früher Morgenstunde machte ich mich in Begleitung eines jungen Barcelonesers auf den Weg hieher, nicht ohne mich zuvor durch ein specielles Visa meines Passes gegen die Gefahr gesichert zu haben, in dem ersten Dorfe von Alcalden angehalten und zur Umkehr nach Barcelona gezwungen zu werden, denn die Fremdenpolizei wird hier zu Lande in diesem Augenblick mit einer unerhörten Strenge gehandhabt. Der Weg von Barcelona nach dem Montserrat, der bis nach Esparraguera mit der Straße nach Madrid zusammenfällt, führt durch den reichsten Theil der herrlichen Ebene von Barcelona. Die Felder — links bis zum Seeufer und rechts bis an den Fuß der Berge — sind, Dank dem unermüdlichen Fleiß der Catalonier, die, wie das Sprüchwort sagt, selbst aus Steinen Brod zu machen wissen, in dem blühendsten Zustande. Das Land ist theils mit Getreide, theils mit Bohnen, Erbsen, Zwiebeln und andern Gartenfrüchten angebaut, die im Schatten von Oel- und Mandelbäumen ebenso gut gedeihen, als ob sie den Boden allein im Besitz hätten. Hie und da sieht man auch Orangen- und Citronengärten, welche vortreffliche Früchte liefern sollen. Wein wird in der Ebene wenig gebaut; dagegen sind die ehemals bewaldeten Hügel, welche die Campina begränzen, bis auf ihre Gipfel hinauf mit Reben bepflanzt.

Neben der Ackerwirthschaft her läuft in diesem Theil von Catalonien eine sehr lebhafte häusliche Industrie. Während der Mann das Feld und den Garten besorgt, ist die Frau mit Spitzenklöppeln beschäftigt. In allen Ortschaften sieht man Weiber und Mädchen gruppenweise auf den Hausfluren oder auf den Straßen beisammensitzen und mit emsigen Händen die kleinen Hölzer regen, aus deren seltsam verwickeltem Spiel der Stoff zu den Mantillen der wohlhabenden Spanierinnen hervorgeht, das zierliche schwarze Gewebe, das auch von den Damen in Deutschland und Frankreich für schweres Geld zu mannichfachem Kleiderzierrath gekauft wird. Aber so theuer es auch der Käufer bezahlen muß, die

Klöpplerin verdient blutwenig bei ihrer kunstreichen Arbeit; der beste Gewinn bleibt in den Händen des schmarotzenden Zwischenhandels.

Die Straße nach Madrid durchschneidet Sanz, San Feliu de Llobregat, San Andreu de la Barca, Molins del Rey, Martorell, lauter Orte, welche während des letzten Bürgerkrieges vielfach genannt sind, und die durch ihre zum Theil neugebauten Thore und Mauern daran erinnern, daß das Zeitalter des Faustrechts für Spanien noch nicht vorbei ist, daß man sich in einem Lande befindet, wo die Sicherheit der Flecken und Dörfer hauptsächlich von den Vertheidigungsmitteln und von dem Muth ihrer Bewohner abhängt. Freilich, in diesem Augenblick hat hier alles denselben Anstrich der Ruhe wie in dem friedlichsten Lande der Welt, aber die Ortschaften, die ich genannt habe, denken an den morgenden Tag, und sie hüten sich daher wohlweislich, ihre aus dem Stegreif geschaffenen Festungswerke wieder zu zerstören, die trotz ihres armseligen Aussehens immerhin stark genug sind, den Anlauf der Banden abzuhalten, aus denen die kriegführenden Parteien in Spanien gewöhnlich zu neun Zehnteln bestehen.

Die königliche Straße von Barcelona nach Madrid, wie fast alle Straßen, die ich bis jetzt in Catalonien gesehen habe, ist zu schlecht, als daß man sich bei uns zu Hause einen Begriff von ihrem elenden Zustand machen könnte. Gleichwohl wird, was ich bisher noch nicht in Spanien bemerkt hatte, ein Weggeld auf derselben erhoben. Die schlechtesten Stellen der Straße befinden sich regelmäßig innerhalb der Ortschaften am Wege. Man sieht hier Löcher, die, während der Staub anderwärts schon sechs Zoll hoch liegt, bis an den Rand mit Schlammwasser angefüllt sind, und von denen ortskundige Leute versichern, daß sie einen Wagen mit Mann und Maus verschlingen würden. Hie und da ist die Straße so völlig unfahrbar, daß die Wagen ihren Weg jenseits des Chausseegrabens über die anstoßenden Privatbesitzungen nehmen müssen. Der mehr als erbärmliche Zustand der Straße gerade inmitten der Dörfer und Flecken und selbst mancher Städte erklärt sich dadurch, daß die Provinz mit den Ortschaften über

die Verpflichtung zum Wegbau auf jene Strecken seit Jahren im Streite liegt. Die Provinz thut ein Wenigstes für die Straßen im allgemeinen, aber sie verlangt, daß jede Ortschaft die Unterhaltung derselben in ihrem eignen Gebiete übernehme, die Ortschaften dagegen lehnen diese Verbindlichkeit von sich ab, und da es für solche Dinge keine höhere Entscheidung, oder bei etwaiger höherer Entscheidung keine vollstreckende Gewalt gibt, so geschieht eben absolut nichts.

In Esparraguera, eine Stunde vom Fuße des Montserrat, verläßt man den Eilwagen, um ein Maulthier oder einen Esel zu besteigen, oder um den Weg zu Fuß fortzusetzen. Ich würde jedem Reisenden zu dem Letztern rathen. Der Pfad, welcher von dieser Seite her auf den Berg führt, ist in seinem gegenwärtigen Zustand auf der größten Strecke nicht ohne Gefahr, und an vielen Stellen gar nicht rittlings zu verfolgen. Das sicherste Thier gleitet zwanzigmal auf den Rollsteinen aus, mit denen der Weg bedeckt ist, und es fehlt nicht an ganz neuen Beispielen, daß an schwierigen Punkten gute Maulesel, glücklicherweise immer ohne ihren Mann, in den Abgrund gestürzt sind. Was uns betrifft, so fanden wir nach mehreren Warnungen unserer Thiere, die jedenfalls ebenso wenig Lust hatten, als wir selbst, einen Sprung in die Tiefe zu wagen, daß die Mühe des Steigens mit eignen Füßen weniger groß sey, als die Leichtigkeit des Fallens mit vier fremden Hufen, und wir saßen ab. Der Montserrat fällt nach allen Seiten hin jach hinunter. Es gibt hier keine Vermittlung zwischen dem Gebirge und der Ebene; da wo die Fläche aufhört, fängt der schroffe Felsenberg an. Der Pfad, obgleich er ein fortwährendes Zickzack um die Felsenkegel beschreibt, aus denen das Gebirge besteht, ist außerordentlich steil, und führt fast beständig am Rande tiefer Abgründe hin. Der eigentliche Charakter des Montserrat offenbart sich indessen doch nicht, so lange man sich auf der untern Hälfte desselben befindet, seine Formen zeigen sich hier nicht sehr verschieden von denen mancher andern Felsengebirge, z. B. der sogenannten sächsischen Schweiz und gewisser Theile des Harzes, nur daß die Verhältnisse hier größer sind.

Bayerische Staatsbibliothek

Buchsbaumgestrüppe und Gebirgskräuter sind die einzige Vegetation, welche in den Ritzen und Schluchten fortkommt, so weit das Auge sie beherrschen kann. Die hie und da aus dem Boden hervorstarrenden Wurzelknorren starker Bäume beweisen indessen, daß ehemals der Wald auch hier nicht gefehlt hat. Einige armselige Reste desselben, ein paar Dutzend vereinzelte Steineichen, werden erst nach zweistündigem Steigen sichtbar. Diese Bäume sind gleichsam die Vorposten der einzigen menschlichen Wohnstätte, die in der Steinwüste des Montserrat anzutreffen ist. Der Weg erweitert sich, führt eine Viertelstunde lang wieder abwärts, biegt um eine scharfe Ecke, und das berühmte Benediktinerkloster des Montserrat liegt auf ein paar hundert Schritte von dem Pilger, den die Andacht oder die Neugier hieher geführt hat.

Der erste Anblick des Klosters ist im höchsten Grade überraschend. Auf einem Absatz des Gebirges, der nach vorne senkrecht in den Llobregat hinunterfällt, und der hinten von einem Halbkreis ungeheurer und ebenfalls senkrechter Felsen eingefaßt ist, liegt eine dunkle Häusermasse, von einem alterthümlichen Thurm überragt, ernsten aber nicht feindseligen Aussehens. Zwei große Hauptgebäude ziehen sich in einer langen gebrochenen Linie im Vordergrunde hin. Die Einfachheit, oder vielmehr die Einförmigkeit ihres Styls wird durch eiserne Balkons vor fast allen Fenstern gemildert, die ihnen einen wohnlichen Anstrich geben. Rechts und links und im Hintergrunde zeigt sich eine Anzahl kleiner altersschwarzer Häuser, halb verdeckt durch grüne Gartenbäume und von oben eingefaßt durch das Buschwerk, das aus den Ritzen der unmittelbar hinter ihnen aufsteigenden Felsen herunterhängt. Die untergehende Sonne goß die Poesie ihres idyllischen Lichtes über die ganze Scene, kein lebendes Geschöpf regte sich, so weit das Auge reichte, das Schweigen der Natur rings umher wurde nur durch den Ruf der Vesperglocke unterbrochen, die wie sanfte Klage von dem Klosterthurm herüberklang; ich hatte eins der Bilder vor mir, die sich nie aus dem Gedächtniß verwischen. Mit jedem Schritt, den wir dem Kloster näher kamen, wurde der Verfall sichtbarer, in welchem sich die meisten — um nicht zu

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

sagen alle — Gebäude desselben befinden. Die äußere Klosterpforte öffnete sich auf den ersten Druck der Hand, wir durchzogen zwei oder drei mit Trümmern bedeckte Höfe, ohne daß ein menschliches Wesen sichtbar wurde; wir banden unsere Thiere in einer halb eingestürzten Halle an, wir stiegen eine Treppe hinauf und durchschritten einen langen düstern Gang, in welchem unsere Tritte unheimlich wiederhallten, ohne eine Spur menschlichen Lebens zu entdecken. Mir wurde fast beklommen zu Muthe. Endlich erschien ein Mann von bäurischem aber gutmüthigem Aussehen, offenbar ein dienstbarer Geist des Klosters, der auf unsere Frage erwiederte, daß sich die geistlichen Herren in der Vesper befänden, die in einer Viertelstunde beendigt seyn werde.

Sobald der Gottesdienst vorbei war, empfing uns der Abt des Klosters, für den wir ein Schreiben des Bischofs von Barcelona hatten, auf dessen Inhalt wir mit großer Herzlichkeit bewillkommt wurden. Der Abt von Montserrat ist ein Mann von hohem Wuchs und breiten Schultern, der seine siebenzig Jahre ebenso rüstig und wohlgemuth trägt wie seinen geflickten Ordensrock, und der mit einnehmender Treuherzigkeit aus seinen blauen Augen schaut. Er war schon vor der letzten Vertreibung der Mönche im Jahre 1835 Vorsteher des Klosters, in das er erst vor sechs Monaten auf den Ruf der Regierung und seiner geistlichen Obern zurückgekehrt ist. Das Kloster des Montserrat ist bekanntlich das einzige Mannskloster, dessen Wiederherstellung die spanische Staatsgewalt für zweckmäßig gehalten hat. Der Montserrat hat diese Ausnahme von dem Gesetz, welches alle Mannsklöster aufhebt, der großen Verehrung zu verdanken, welche das Volk seit so manchem Jahrhundert seinem wunderthätigen Marienbilde zollt, zu welchem von jeher ebenso stark gewallfahrtet wurde wie zu dem heiligen Jakob von Compostella. Beim Losbruch des Klostersturms von 1835 verschwand das Marienbild mit den Mönchen, und erst im vorigen Jahre, nachdem die Regierung Bürgschaften für seine Sicherheit gegeben hatte, kam es wieder zum Vorschein, und wurde unter unermeßlichem Volkszudrang in die Ehren seines alten Heiligthums feierlich wieder eingesetzt.

Gleichzeitig fanden sich auf den Ruf ihres Abtes einige von den in alle vier Winde zerstreuten Mönchen wieder ein, so daß das Kloster in diesem Augenblick sechs Ordensgeistliche und zwei Laienbrüder zählt.

In mehrstündigen Unterhaltungen mit einigen von diesen Männern habe ich manche Klage, aber kein Wort der Bitterkeit und des Hasses gehört. Freilich war Vorsicht und Mäßigung schon ein Gebot der gemeinsten Klugheit für diese Mönche, deren Stellung die schwierigste ist, die man sich denken kann; allein ich bin nach aufmerksamer Beobachtung durchaus geneigt zu glauben, daß die Gedanken und die Empfindungen derselben nicht weiter gingen als ihr Mund. Nur einer der Mönche, der jüngste von allen, äußerte eine gereizte Stimmung, wenn er von den Dingen sprach, welche die Revolution in Spanien zerstört habe, ohne etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen, und ohne sich auch nur das Material derselben wirklich zu Nutze zu machen. So namentlich das vormalige Eigenthum des Klosters Montserrat. Dem Kloster gehörte neben einer Menge anderer Besitzungen das ganze Gebirge, auf dem es steht, und das sechs Wegstunden im Umfang hat. Durch Holzschlag und Viehweide zog das Kloster einen bedeutenden Ertrag aus diesem großen Besitzthum. Was ist aus demselben geworden, sagte man mir, seitdem der Staat es an sich genommen hat? Diese früher reiche Quelle des Einkommens ist ohne allen Vortheil für den Staat so gut wie gänzlich versiegt. Die umliegenden Gemeinden haben sich unablässig über den Montserrat hergemacht, sie haben erst den Wald abgehauen, dann auch die Wurzeln der gefällten Bäume ausgerodet, und jetzt holen sie sogar die gute Erde von dem Berge fort. Es gibt Leute in manchen Dörfern, welche jahrelang 4 bis 5000 Piaster aus dem Montserrat zu ziehen gewußt haben, und die durch den am Staat begangenen Raub steinreich geworden sind. Das Weiderecht auf dem Gebirge ist freilich verpachtet, aber für einen Spottpreis, und es wird so ausgeübt, daß die armseligen Reste der Vegetation darüber bald vollends zu Grunde gehen müssen. Man treibt nämlich in den Montserrat Tausende von Ziegen, die das junge

Buschwerk den Kräutern vorziehen, und die jeden Holznachwuchs für alle Zeiten unmöglich machen werden.

Den Mönchen selbst ist von ihrem vormaligen Eigenthum nichts zurückgegeben, als der Nießbrauch der Klostergebäude und der daran stoßenden Gärten. Auf eine Geldunterstützung von Seite der Regierung, oder auch nur auf die Zahlung der allen ehemaligen Klostergeistlichen versprochenen Jahrgelder haben sie bis jetzt vergeblich gewartet. Wir leben lediglich von Messelesen, sagte man mir, und wenn die Regierung sich nicht entschließt, etwas für uns zu thun, so werden wir uns schwerlich behaupten können. Daß unter solchen Umständen für die Unterhaltung oder gar die Wiederherstellung der Klostergebäude nichts geschieht, versteht sich von selbst. Seitdem die Franzosen das Kloster von Montserrat geplündert, verbrannt und zum Theil in die Luft gesprengt hatten, war freilich Manches wieder aufgebaut oder ausgebessert, allein beim Eintreten der spanischen Revolution lag doch noch immer ein großer Theil des Klosters in Trümmern, und eine zehnjährige gänzliche Vernachlässigung hat das Werk der Franzosen seit 1835 bis auf den heutigen Tag fortgesetzt. Nur die Kirche und das von den Mönchen bewohnte große Gebäude sind in ziemlich gutem baulichen Zustande erhalten; alles Uebrige ist kaum mehr als Ruine. Zerbrochene Säulen und Statuen, eingestürzte Gewölbe, Fensterlücken, aus denen sich grünes Gezweige hervordrängt, zertrümmerte Sarkophage und hundert kümmerliche Reste ehemaliger Kirchenpracht zeugen auf Schritt und Tritt von dem Kriegsgewitter, das sich vor mehr als dreißig Jahren an dieser Stätte entladen hat. Bei einem ersten Besuche 1808 hatten die französischen Truppen das Kloster verschont, und selbst dessen überreichen Silberschatz unberührt gelassen, der zwei Jahre später auf die Requisition der Regierungsjunta nach Reus wandern mußte, um in der dortigen Münzstätte zu Thalern, das heißt zu Waffen gegen die fremden Eindringlinge ausgeprägt zu werden. Gegen das Ende des Befreiungskrieges, als die Spanier aus dem Kloster Montserrat einen Waffenplatz gemacht hatten, und als die Franzosen sich desselben zum zweitenmal, und dießmal

mit offener Gewalt bemächtigten, versuchten sie dasselbe mit Feuer und Pulverminen dem Erdboden gleich zu machen, und verschonten nichts als einige werthvolle Gemälde, die sorgfältig aus dem Rahmen geschnitten und nach dem Beispiele, vielleicht auch im Auftrage des Marschalls Soult, fortgeschleppt wurden. Die große Stärke des Gemäuers rettete indessen einen Theil des Baues, und die Mönche arbeiteten nach der Restauration Ferdinands VII. so weit ihre Mittel es erlaubten, fleißig an der Wiederherstellung ihres Hauses, als die Revolution von 1820 sie zum zweitenmal vertrieb. Seit ihrer zweiten Rückkehr im Jahr 1823 bis 1835 wurde von neuem Hand an den Wiederaufbau gelegt, der in dem zuletzt bezeichneten Jahre zum drittenmale und zwar für längere Zeit als je, wenn nicht für immer unterbrochen werden sollte.

Die Revolution von 1835, oder vielmehr der damalige Aufruhr gegen die Mönche ist auf dem Montserrat freilich nicht eigentlich zerstörend aufgetreten, wie z. B. in Barcelona, wo mehrere Klöster und Kirchen vor ihm verschwunden sind, aber er hat die dortigen Mönche wie des unbeweglichen, so auch des beweglichen Eigenthums beraubt, das inzwischen wieder gesammelt und angeschafft war. Der Abt versicherte uns, daß die Commissäre der Regierung ihm selbst seine Privatbibliothek, ja sogar seine priesterlichen Kleider genommen haben. Von der ganzen Klosterbibliothek ist in diesem Augenblicke nichts mehr vorhanden, als ein altes handschriftliches Brevier. Außerdem, sagte der Abt, habe er zwar hin und wieder Einiges aus dem Sturme gerettet, oder aus zweiter und dritter Hand aufgekauft, aber er werde sich vorläufig wohl hüten, diese Sachen dem Klosterbesitze wieder einzuverleiben, weil man nicht einmal von heute bis morgen vor einer neuen Beraubung sicher sey. Andere Leute wollen wissen, daß die Mönche bei ihrer letzten Vertreibung gar nichts verloren, sondern daß sie Zeit gehabt haben, all ihr bewegliches Eigenthum in Sicherheit zu bringen.

Gewiß ist, daß die heutige Klostereinrichtung sich äußerst ärmlich ausnimmt. Der Abt bewohnt einen großen öden Saal mit weißen Kalkwänden und mehr als einfachem Zimmergeräthe,

aber obgleich er früher zu den reichsten Prälaten Spaniens zählte, so scheint ihn doch seine jetzige Armuth nicht im mindesten zu drücken, und er spricht mit augenscheinlicher Seelenruhe, wenn auch nicht ohne einen Anflug von Bedauern, von dem frühern Glanze seines Klosters, das er noch in seiner ursprünglichen Herrlichkeit gekannt hat. Die Kirche ist im Innern, wie schon gesagt, so weit wieder hergestellt, daß sich nirgends mehr augenfällige Spuren der Verwüstung zeigen, aber sie ist nackt und kahl, und statt der achtzig silbernen Armleuchter, die ehemals Tag und Nacht darin brannten, können jetzt mit Mühe die Kosten der Erleuchtung mit ein paar Messinglampen bestritten werden.

Es wurde uns gestattet, das wunderthätige Marienbild, das der Sage zufolge in einer Höhle des Montserrat aufgefunden seyn soll, ganz in der Nähe zu betrachten. Die Statue ist von geübter Hand aus dunkelfarbigem Holze geschnitzt, das ohne Zweifel nur durch die Zeit beinahe völlig geschwärzt ist. Das edle Profil des Bildes, und die Zartheit, mit welcher die Hände desselben gearbeitet sind, deuten auf einen ausgebildeten Kunstgeschmack hin. Das Christuskind auf den Knieen der Jungfrau Maria scheint sowohl der Idee als dem Stoffe und der Arbeit nach einem andern Zeitraum anzugehören; es ist jedenfalls der Hauptfigur durchaus nicht würdig. Die Statue ist mit einer weißen Spitzenmantille, die durch eine silberne Krone auf dem Kopfe festgehalten wird, und mit einem goldgestickten rothen Sammtmantel bekleidet. Der Zulauf der Gläubigen, die der alte Ruf des Bildes auf den Montserrat zieht, soll auch jetzt wieder sehr stark seyn. Gestern und heute waren zwar Pilger hier, aber in geringer Anzahl.

Heute Morgen brachen wir frühzeitig von dem Kloster auf, um den Gipfel des Berges zu ersteigen, der beinahe eben so hoch über dem Kloster liegt, als das Kloster über der Ebene. Der Weg nach oben, welcher ehemals in so gutem Stande erhalten wurde, daß er für Maulthiere und selbst für Pferde gangbar war, ist durch dreißigjährige Vernachlässigung in den äußersten

Verfall gerathen. An manchen Stellen ist kaum noch die Spur des ehemaligen Pfades kenntlich, überall sind die Geländer verschwunden, welche an gefährlichen Stellen Stütze und Sicherheit gewährten; Rollkiesel, die unter jedem Fuß ausgleiten, erschweren jeden Tritt, kurz, der Weg ist einer der mühseligsten, die in unsern Gebirgsländern vorkommen können. Das Gebirge wird mit jeder Minute steiler. Statt der schroffen Wände sieht man bald Felsenkegel und Felsenthürme in den Himmel hineinragen, die von der Hand eines launigen Erdgeistes aus weichem Thon in ihre seltsamen Formen zusammengeknetet, und dann im glühenden Ofen der spanischen Sonne zu festem Steine gebrannt zu seyn scheinen. Hie und da sind die höchsten Kämme des Gebirges so scharf ausgezackt, daß man dasselbe statt des „gesägten Berges" mit noch größerm Rechte den „Sägeberg" nennen könnte. Von unten gesehen machen diese seltsamen Formen bei der bedeutenden Höhe des Berges keinen sehr starken Eindruck; in der Nähe dagegen übertrifft die Abenteuerlichkeit ihrer Erscheinung jede Vorstellung. Rechts ein Wartthurm von Titanen gebaut, links ein Druidenstein von Karnak unter das Sonnenmikroskop gebracht; vor dem Wanderer ein Meilenzeiger so hoch wie der Straßburger Münster, hinter ihm eine Gruppe von ungeschlachten Riesen, die einer auf des andern Schulter lehnend, seit Jahrtausenden unverwandten Blickes in das Thal hinunterschauen.

Die dreizehn Einsiedeleien des Montserrat liegen seit der Franzosenzeit in Trümmern. Nur eine oder zwei derselben waren später wieder in einigermaßen wohnlichen Zustand gesetzt, aber der letzte Einsiedler hat vor Jahren den heiligen Berg geräumt, wo er in beständiger Hungersnoth lebte, denn die Heiligen unserer Zeit können die gemeinen Dinge, die man Speise und Trank nennt, nun einmal nicht entbehren, und die Raben scheinen ihnen den Dienst zu versagen, den sie weiland dem Propheten des Alten Testaments leisteten. Der letzte Einsiedler lebt gegenwärtig das Leben der gewöhnlichen Erdenkinder in Barcelona, wo ihm der Dienst eines Pedells wenigstens das tägliche Brod gibt.

Auf der höchsten Spitze des Gebirges liegen die vier Mauern einer ehemaligen Kapelle der Jungfrau Maria, von denen aus man nach allen Weltgegenden hin eine unermeßliche Aussicht über Land und Meer hat. Beinahe ganz Catalonien und ein Theil der Königreiche Aragonien und Valencia liegen wie eine Landkarte zu den Füßen des Schauenden ausgebreitet. In Nordosten wird die Aussicht durch die Pyrenäen begränzt, deren weiße Mähne sich an fünfzig oder sechzig Stunden weit vor dem Blicke hinzieht; gegen Südwesten reicht das Auge bis zu den balearischen Inseln hinüber.

Auffallend ist der Unterschied zwischen der Landschaft am östlichen und am westlichen Fuße des Gebirges. Dort nichts als röthliche Hügel, deren Wellenlinie die Höhe des Gebirges nur mit Mühe erkennen läßt, und die in der jetzigen Jahreszeit noch nackt und kahl erscheinen, da sie fast nur mit Wein bepflanzt sind; hier die üppigste Getreide- und Baumvegetation, ein grünes Meer, aus welchem der Ueberfluß seine köstlichsten Perlen fischt. Der erste Theil der Landschaft bildet den Uebergang zu dem catalonischen Hochlande; der zweite ist die dem Seeufer entlang laufende Verlängerung der Campina von Barcelona.

Nach stundenlangem Rasten und Schauen traten wir den beschwerlichen Rückweg nach dem Kloster an, in dessen bescheidener Fremdenherberge ich nicht ohne Mühe Mittel gefunden habe, das Vorstehende zu Papier zu bringen.

An Denselben.

Barcelona, 3. Mai.

Die Barcelonaer Fabrikanten bleiben mit einmüthiger Hartnäckigkeit bei ihrem Entschlusse die Madrider Gewerbsausstellung nicht zu beschicken. Das Zureden der Behörden, die täglich

wiederholten Aufforderungen der hiesigen und Madrider Tagsblätter, das Anerbieten der Regierung, die Transportkosten für die auszustellenden Gegenstände zu bestreiten — alles ist so vergeblich gewesen, daß vermuthlich auch nicht ein einziges Erzeugniß des hiesigen Kunstfleißes auf der Gewerbsschau erscheinen wird. Die unmittelbaren Ursachen dieser einstimmigen Weigerung der von Madrid aus an die Industrie des ganzen Landes ergangenen Einladung zu folgen, mögen mehrfacher Art seyn, aber sie lassen sich doch unter einen gemeinschaftlichen Begriff bringen: Groll gegen die Regierung und Unzufriedenheit mit der herrschenden Politik. Aus der Stimmung, welche sich auf jene Weise unter den wohlhabenden und tonangebenden Klassen der Bevölkerung kundgibt, muß man auf eine nichts weniger als beruhigende Verfassung der Gemüther in dem großen Haufen schließen. In der That hört man die Leute aus dem Volke bei jeder Gelegenheit mit der Zunge gewaltig gegen die Regierung drein schlagen, als ob kein Belagerungszustand, kein Kriegsgericht und kein General de la Concha existirte. Und doch ist, wie ich schon früher bemerkt habe, der Belagerungszustand kein leeres Wort, und doch sitzen die Militärcommissionen alle Tage über bürgerliche Personen zu Gericht, welche irgend eines Vergehens gegen die öffentliche Ordnung, z. B. der Aufforderung oder der Beihülfe zum Ausreißen angeklagt sind, und doch übt der Generalcapitän, so oft er es für gut findet, eine diktatorische Gewalt, die keine gesetzliche und keine rechtliche Gränze anerkennt. Aber dieser militärische Despotismus macht sich im Ganzen und im Großen wenig oder gar nicht fühlbar; so hart er den Einzelnen treffen mag, er geht äußerst behutsam mit dem Publikum um. Vor ein paar Wochen wohnte ich der Parade bei. Eine neugierige alte Frau, die sich zu weit vorgedrängt hatte, stand einer Truppenabtheilung im Wege, die eine Schwenkung machen sollte. Der Flügelmann der Compagnie bog sich nach der Alten hinüber und sagte ihr in dem höflichsten Ton: „Erweisen Sie mir die Gunst, ein wenig auf die Seite zu treten.“ Wenn man sich erinnert, welche rohen Worte man bei ähnlichen Gelegenheiten an andern

Orten gehört hat, wo von keinem Belagerungszustande die Rede ist, und wo es in solchen Fällen gleichwohl nicht selten sogar zu brutalen Handgreiflichkeiten kommt, so wird man diesen kleinen Zug nicht ohne Bedeutung finden.

Zu den alten Beschwerden Barcelona's gegen die Regierung kommt in diesem Augenblick eine neue, die, obgleich es sich dabei nur um einige hunderttausend Realen handelt, doch ihre sehr ernstliche Seite hat. Während des Aufstandes von 1843 wurden die Thorzölle für abgeschafft erklärt, deren Ertrag zum Theil in den Staatsschatz fließt. Es versteht sich von selbst, daß nach der Beendigung des Pronunciamiento der Thorzoll auf den alten Fuß wieder hergestellt wurde. Jetzt nun aber, nachdem zwei Jahre über jene Vorfälle hinweggegangen sind, glaubt die Regierung den Verlust, welchen der Schatz 1843 durch die zeitweilige Aufhebung jener Abgabe erlitten hat, wieder einbringen zu müssen, und sie hat zu diesem Ende eine königliche Verordnung erlassen, welche den Barcelonaer Thorzoll bis zur Deckung des fraglichen Ausfalls um ein Drittheil vermehrt. Diese Maßregel wird nun hier natürlich sehr ungünstig aufgenommen, um so mehr, als man voraussehen zu müssen glaubt, daß nach der Deckung der Summe, um welche es sich handelt, von der Wiederherabsetzung des Zolls mit keinem Worte die Rede seyn werde. Barcelona wird gegen diesen Beschluß der Regierung vielleicht an die Cortes appelliren, deren Dazwischenkunft bei einer Maßregel solcher Art nach gewöhnlichen Verfassungsbegriffen allerdings unumgänglich nothwendig zu seyn scheint. Aber gewöhnliche Begriffe sind in Spanien überhaupt in öffentlichen Dingen nicht an ihrem Platze, und die gegenwärtigen Cortes haben außerdem zu viele Beweise von dem Unbekümmertseyn um die Wahrung der öffentlichen Rechte gegeben, als daß von dieser Seite her Abhülfe für den neuen Klagegrund der Barcelonaer zu erwarten stünde.

Der französische Consul, Herr Lesseps, wird am 6. d. M. wieder hier eintreffen, und die hier ansäßigen Franzosen sind beschäftigt, ihm einen glänzenden Empfang zu bereiten. Was die Barcelonaer selbst betrifft, so sind sie keineswegs so enthusiastisch

für Herrn Lesseps eingenommen, wie uns die Pariser Blätter ihrer Zeit glauben machen wollten, und viele von ihnen machen kein Hehl daraus, daß ihnen die schließliche Bestätigung des bisherigen interimistischen Consuls lieber gewesen wäre als die Rückkehr des Herrn Lesseps. Dieser, sagen sie, hat sich in den letzten schwierigen Zeiten freilich Verdienste um die Stadt erworben, aber er ist dabei auf eine zu diplomatische Weise zu Werke gegangen, als daß man ihm so recht von Herzen Dank dafür wissen sollte, er ist zu sehr Franzose, um bei Spaniern wahrhaft beliebt zu seyn. Mit Herrn Fleuri, der während der Abwesenheit des Herrn Lesseps von seinem Posten in Valencia hierher berufen wurde, ist es etwas ganz anderes. Herr Fleuri ist seinem Charakter nach mehr Spanier als Franzose, sein gerades offenes Wesen hat ihm alle Herzen gewonnen, und Jedermann, der mit ihm in amtlichem oder Privatverkehr gestanden hat, sieht seine Entfernung mit Bedauern. In diesem Sinne habe ich von drei oder vier verschiedenen Seiten her reden hören. So viel ist gewiß, daß das französische Wesen im Allgemeinen hier in Barcelona durchaus unpopulär, um nicht zu sagen, geradezu verhaßt ist. Ich habe auch nicht eine einzige Stimme vernommen, die dem Franzosenthum günstig wäre, und mehrere Männer in Amt und Würden haben mir die wohlwollendste Aufnahme schon aus dem Grunde angedeihen lassen, weil ich, obgleich ein Fremder, doch kein Franzose sey. Die Worte Fremder und Franzose sind hier nämlich so ziemlich gleichbedeutend, weil wenigstens neunzehn Zwanzigstel aller Ausländer, die zu irgend einem Zwecke nach Barcelona kommen, dem Nachbarlande jenseits der Pyrenäen angehören. Die Anzahl der ansäßigen Franzosen beläuft sich laut der Register des Consulats auf 3000 Köpfe, sie ist aber in Wirklichkeit viel beträchtlicher, da viele der hier lebenden französischen Landeskinder ihre guten Gründe haben, den Schutz ihres Consuls und die Rechte ihrer Nationalität in keinem Fall anzurufen.

Auch Deutsche leben in nicht unbeträchtlicher Zahl in Barcelona, vorzüglich deutsche Handwerker, die hier wie überall sehr gesucht und den einheimischen Arbeitern vorgezogen werden, so daß

sie auch einen weit bessern Lohn erhalten als die Spanier. Der wöchentliche Verdienst eines guten Handwerkers steigt oft bis auf zehn Piaster, und in manchen Fällen geht er weit über diese Summe hinaus. In den Fabriken beläuft sich der gewöhnliche Wochenlohn auf vier bis fünf Piaster. Ungeachtet des hohen Lohnes, den sie zu zahlen haben, soll die Mehrzahl der Fabrikanten einen jährlichen Ertrag von nicht weniger als dreißig bis vierzig Procent aus ihrem Capitale ziehen. Ich habe mich vergeblich bemüht, zuverlässige statistische Angaben über den augenblicklichen Bestand der hiesigen Industrie aufzufinden. Eine amtliche Statistik für solche Dinge gibt es hier zu Lande nicht, und alle Privatforschungen werden durch das Mißtrauen und die Geheimnißkrämerei der Catalonier unendlich erschwert, wo nicht unmöglich gemacht. Alles einigermaßen Positive, was ich über den fraglichen Gegenstand in Erfahrung bringen können, besteht in etlichen Notizen über die catalonische Baumwollenindustrie, welche ein Zollbeamter im Jahr 1839 in höherm Auftrage gesammelt hat. Obgleich dieselben bei den reißenden Fortschritten, welche das hiesige Gewerbswesen binnen der letzten fünf Jahre gemacht hat, jetzt als gänzlich veraltet anzusehen sind, wird ihr wesentlicher Inhalt doch wahrscheinlich für manchen Leser nicht ohne Interesse seyn.

Die der gesammten Baumwollenindustrie in ganz Catalonien gewidmeten Gebäude und Maschinen wurden 1839 auf 300 Millionen, und das Betriebscapital derselben ward auf 200 Millionen Realen geschätzt. In den verschiedenen Zweigen der Baumwollenmanufaktur gab es

Spinnereien	478
Webereien	1700
Druckereien	80
Strumpfwirkereien	140
Tressen- und Fransenfabriken .	380
Andere Manufakturen . . .	155
Im Ganzen . . .	2933

Baumwollenfabriken aller Art.

Die Spinnereien verbrauchten das Jahr hindurch 11,256,283 castilianische Pfund Baumwolle, und die Webereien lieferten 80 Millionen castilianische Ellen Stoffe aller Art.

Die Bevölkerung, welche in ganz Catalonien allein von der Baumwollenindustrie lebte, belief sich auf 335,000 Köpfe. Davon waren in den Fabriken selbst beschäftigt 133,000 Menschen, nämlich:

65,000 Männer,
48,000 Frauen,
12,000 Knaben } unter fünfzehn Jahren.
8000 Mädchen }

Der Werth des gesammten Baumwollenfabrikats wurde angeschlagen auf 350 Millionen, von denen man 150 Millionen auf den Arbeitslohn, und 40 Millionen auf die Zinsen des angelegten Capitals rechnete, so daß, wenn diese Annahmen der Wahrheit entsprechen, was namentlich in Bezug auf den letzten Punkt sehr zweifelhaft ist, 160 Millionen auf den rohen Stoff gerechnet werden müßten.

Man kann dreist annehmen, daß sich der Belang der Baumwollenindustrie seit 1835 um ein gutes Drittheil vermehrt hat. Die Seidenfabrikation ist in der letzten Zeit sowohl in Bezug auf die Beschaffenheit als auf die Summe ihrer Erzeugnisse so ziemlich auf der bisherigen untergeordneten Stufe stehen geblieben, aber die Eisenfabrikation und die Hanf- und Tuchweberei haben gleichfalls beträchtliche Fortschritte gemacht. Was den letztgenannten Industriezweig betrifft, so ist er in Barcelona gar nicht zu Hause, er wird vielmehr ausschließlich im Innern des Fürstenthums, hauptsächlich in Vich, Manresa, Igualade und der Umgegend betrieben. Die feinen Tuche müssen noch immer aus dem Auslande bezogen werden.

Ein unzweideutiger Beweis von dem wachsenden Wohlstande Cataloniens und seiner Hauptstadt ist der große Zulauf, den die hiesige Sparkasse findet. Die Verwaltung derselben, die längst nicht mehr wußte, was sie mit dem vielen Gelde anfangen sollte, das man ihr aufdrängt, hat sich jetzt entschlossen, ein Pfandhaus

zu eröffnen, das gegen 6 Procent Zinsen Geld ausleihen wird, aber vorläufig nur auf edle Metalle und Juwelen. Findet das Leihhaus auf solche Bedingungen hin eine zahlreiche Kundschaft, so ist das jedenfalls ein Zeichen davon, daß die Finanzlage der höhern Klassen in Barcelona vergleichsweise nicht so günstig ist, als die der untern Stände. Das neue Pfandhaus ist der Sache nach eine Anstalt, in welcher der Arme dem Reichen gegen gehörige Sicherheit baares Geld vorstreckt. Alle ähnlichen Verhältnisse endigen gewöhnlich damit, daß der Darleiher nach und nach an die Stelle des Darlehnnehmers tritt, ein Wechsel, der, im Großen gedacht, mit dem allgemeinen Streben der Zeit keineswegs im Widerspruch steht. Wenn die Leute in Barcelona, welche Gold- und Silberbarren und Edelsteine besitzen, dem neuen Versatzhause ihre Kundschaft geben, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ihre Kinder oder ihre Enkel ihrerseits genöthigt seyn werden, Groschen bei Groschen in jene Sparkasse einzulegen, welche dem Leihhause seine Capitalien vorschießt.

Eine andere gemeinnützige Anstalt, mit deren Errichtung Barcelona umgeht, ist ein den Forderungen der Menschlichkeit entsprechendes Irrenhaus. Die bisherige Anstalt dieses Namens in Barcelona (eben so wie im ganzen übrigen Spanien) ist ein Monument der empörendsten Rohheit und Barbarei. Die Wahnsinnigen werden hier schlimmer behandelt als reißende Bestien. An ihre Heilung wird gar nicht gedacht; der Kranke wird von vornherein aufgegeben. Der Generalcapitän ist bei einem neulichen Besuche der Irrenanstalt so lebhaft von dem grauenhaften Bilde desselben ergriffen worden, daß er dem Ayuntamiento eine nicht unbedeutende Summe als seinen Beitrag zu Verbesserungen angeboten hat, deren Verzögerung Barcelona zur Schande gereicht.

An Denselben.

Valencia, 5. Mai.

Wenn man aus dem großartigen Treiben von Barcelona unmittelbar nach Valencia kommt, so glaubt man sich aus einer lärmenden Hofstadt in ein stilles Dorf versetzt. Einsame Gassen mit ärmlichen, kleinen Häusern, wenige und meistens unbeschäftigte Menschen, in den Erdgeschossen die Ruhe des faulen Südens; kurz, die ganze äußere Erscheinung des hiesigen Lebens sticht auf das Grellste ab gegen alles, was man in Barcelona gesehen.

Gestern Morgens nahm ich Abschied von der catalonischen Hauptstadt, in der ich es mir vierzehn Tage lang so wohl hatte gefallen lassen. Es fehlte nicht viel, so hätten mich die unglaublichen Polizeieinrichtungen des Landes gezwungen, den im Hafen liegenden „Phönicier" wegfahren zu lassen und ein anderes Dampfschiff abzuwarten. Nachdem ich mir nämlich für schweres Geld ein doppeltes Visa meines Passes eingeholt, glaubte ich mich mit der Polizei völlig abgefunden zu haben und schritt mit der Ruhe eines guten Gewissens zum Packen meines Koffers. In dieser Beschäftigung wurde ich durch den Kellner unterbrochen, der mit der Frage zu mir hereintrat, ob ich auch einen Gesundheitsschein gelöst habe. Ich glaubte nicht recht zu hören, und ließ den Kellner seine Frage zweimal wiederholen. Steht denn Barcelona etwa im Verdachte der Pest oder des gelben Fiebers? fragte ich nun meinerseits. Das kann ich Ihnen nicht sagen, wurde mir erwiedert, aber gewiß ist, daß Sie ohne Gesundheitsschein nicht nach Valencia abreisen können. — Nun, so lassen Sie mir den Schein holen. — Das ist zu spät. Das Büreau der Gesundheitsbehörde wird um sieben Uhr geschlossen, und es hat eben neun geschlagen. — Und um welche Zeit wird es morgen geöffnet? — Um Zehn. Zwei Stunden nach der Abfahrt des Dampfschiffs!

Was half es mir, über das Versäumniß der Wirthsleute mich zu erhitzen, deren Schuldigkeit es gewesen wäre, mich zu rechter Zeit von der Nothwendigkeit der Erfüllung jener sonderbaren Formalität in Kenntniß zu setzen? Niemand wußte mir

in dieser ärgerlichen Verlegenheit, die meinen ganzen ferneren Reiseplan umzustoßen drohte, Rath zu geben. Ich verzagte indessen noch nicht, sondern ich ging zu einem Beamten des französischen Consulats, der sich während meines Aufenthaltes in Barcelona äußerst gefällig gegen mich gezeigt hatte, um dessen Vermittlung bei dem Capitän des französischen „Phöniciers" anzurufen. Nicht zu Hause! Ich suchte mich selbst auf den andern Morgen zu vertrösten, aber ich war doch jetzt so weit entmuthigt, daß ich mir nicht einmal die Mühe nahm, meine Packerei zu beendigen. Die Sache ging indessen besser, als ich dachte. Noch ehe ich am folgenden Morgen Zeit gehabt, einen Brief an den Consulatsbeamten zu schreiben, trat dieser selbst bei mir ein, in der Absicht, mich auf das Dampfschiff zu begleiten. Ich trug ihm meinen Fall vor und erhielt sogleich die beruhigende Versicherung, daß der Mangel des fraglichen Papiers mich nicht hindern solle, abzureisen. Und so geschah es denn auch; ich befinde mich den spanischen Sanitätsgesetzen zum Trotze in Valencia. Wäre mein consularischer Schutzgeist statt eines Franzosen ein Engländer gewesen, so könnte man den Verdacht auf ihn werfen, daß er sich meiner Person habe bedienen wollen, um im Auftrage des Cabinets von St. James die Cholera oder irgend eine andere Seuche nach Valencia zu schleudern. Man kennt ja die Tücke des treulosen Albion, das noch immer eine schwere Niederlage seiner Politik in Spanien zu rächen hat. Bei meinem Franzosen ist glücklicher Weise ein ähnlicher Argwohn unzulässig, und ich kann mich bei ihm ganz dreist dem Gefühle der Dankbarkeit für einen wesentlichen persönlichen Dienst hingeben.

Der „Phönicier" setzte sich unter schwerem Regenfalle und bei dicht bewölktem Himmel in Bewegung. Die Luft war still und die See so ruhig, wie ich sie kaum jemals gesehen. Barcelona war uns bald aus dem Gesichte verschwunden, und auch das Schloß Monjuich sank eine Stunde später hinab in die Tiefe, oder vielmehr es versteckte sich hinter den südlichen Vorsprüngen des Ufers. Unsere Fahrt ging beinahe fortwährend in einer gleichmäßigen Entfernung von drei bis vier Stunden das Gestade

entlang, und ohne anzuhalten, an Sitges und Tarragona vorüber, wo früher, so lange der Bürgerkrieg die Landstraße unsicher machte, immer vor Anker gegangen wurde, um Reisende auszusetzen und einzunehmen. Jetzt lohnen diese und alle andern Punkte zwischen Barcelona und Valencia nicht mehr den Zeitverlust des Anhaltens. Die Eilwagen dagegen scheinen auf der ganzen Straße nach Valencia mit allen ihren Zwischenstationen vortreffliche Geschäfte zu machen — obgleich ihr Preis noch höher ist, als der hohe Preis der Dampfboote. Die letzteren lassen sich den ersten Platz von Barcelona nach Valencia mit zwölf Piastern bezahlen, und das Coupé des Eilwagens kostet fünfzehn Piaster. Es ist wahr, daß die Straße so schlecht ist, daß der Eilwagen immer mit acht oder zehn Maulthieren fährt und gleichwohl wenigstens 48 Stunden braucht, um jene 57 castilianischen Leguas, die ungefähr 40 deutschen Meilen gleich kommen, zurückzulegen. Das Dampfschiff dagegen bringt bei gewöhnlichem Wetter nur 24 Stunden auf der Fahrt zu.

Meine Hoffnung auf eine neue Ansicht vom Montserrat, der sich nach der Seeseite hin in seiner wundersamsten Gestalt zeigen soll, wurde durch den trüben Himmel vereitelt, welcher nur eine Art Nebelschatten des zersägten Berges bis zu uns durchschimmern ließ. Obgleich wir uns, wie gesagt, dem Ufer immer ziemlich nahe hielten, so kamen doch einige verirrte Vögel hülfesuchend an unser Bord, zumal ein armer Stieglitz, der sich kaum noch auf seinen ermüdeten Flügeln halten konnte, und der gleichwohl seinen matten Flug immer von Neuem begann, so oft ungastliche Hände, die ich gern mit Ruthen hätte peitschen sehen, ihn zu fischen versuchten. Ein Hänfling, der lieber das Leben wagt als die Freiheit — dieses Schauspiel hatte etwas so Rührendes für mich, daß ich die tölpische Hetzjagd auf das arme Thierchen nicht länger ansehen konnte und in die Cajüte ging. Kaum hatte ich mich dort auf das Sopha geworfen, so fühlte ich einen leichten Körper auf den Mantel fallen, in den ich eingewickelt war. Ich blickte auf, und siehe da, der Stieglitz mit klopfender Brust sitzt auf meiner Schulter und sieht mich wie bittend aus seinen

treuherzigen Augen an. Als ob er errathen hätte, daß ich von der ganzen Schiffsgesellschaft wahrscheinlich am meisten Antheil an ihm nahm, war er durch das offene Fenster zu mir hereingeflogen. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß sein Vertrauen gerechtfertigt wurde und daß er den Weg in die Freiheit, nachdem er sich ausgeruht hatte, eben so offen fand, als bei seiner Ankunft.

Nach einem langen, wenn auch nicht festen Schlafe weckten mich heute die ersten Sonnenstrahlen auf. Ich warf mich so schnell als möglich in meine Kleider, denn es herrschte schon eine Bewegung im Schiffe, die mich vermuthen ließ, daß wir nicht weit mehr vom Ziele unserer Fahrt entfernt seyen. Auf dem Verdecke angekommen, sah ich denn auch wirklich Valencia in der Tiefe des Golfes, in dem wir uns bereits befanden, vor mir liegen. Wir steuerten in schnurgerader Richtung auf die Stadt los und kamen ihr mit jeder Minute zusehends näher. Die Wolken von gestern hatten sich verzogen, die Sonne schwamm hellglänzend in der duftigen Morgenluft, und in ihrem Lichte schimmerten die meisten Häuser vom Grao und von Valencia, wie die silbernen Ringmauern Mexico's, von welchen die Kundschafter des Cortez zu berichten wußten. Rechts und links ist das Bild der Stadt von dem grünen Rahmen der Huerta eingefaßt, und der Hintergrund desselben wird durch die Hügelkette geschlossen, welche sich von Barcelona bis hieher ununterbrochen die ganze Küste entlang zieht.

Diese Ansicht von Valencia hat ihre Schönheit, aber ich fand sie weder so überwältigend noch so fremdartig, als man sie mir geschildert hatte. Vielleicht waren meine Erwartungen durch enthusiastische Beschreibungen allzu hoch gespannt.

Wir mochten noch eine halbe Stunde vom Grao entfernt seyn, da ließ der Capitän sein Halt hören, und der Anker mit seiner schweren Kette rasselte in die Tiefe. Die Schiffsleute vom Grao waren uns inzwischen schon entgegen gekommen, und bald darauf saßen wir, etwa zwanzig Passagiere des Dampfbootes, in einem Nachen, dem ein zweiter, mit dem Gepäcke beladen,

folgte. Am Landungsplatze warteten auf uns ein paar Dutzend Tartanen, um uns nach Valencia zu bringen, das von der Hafenstadt beinahe eine Stunde entfernt ist. Ich habe die valencianischen Kutscher und Schiffer viel besser gefunden, als ihren Ruf. Sie lassen sich ihre Dienste freilich so theuer als möglich bezahlen, aber sie sind höflich, dienstfertig, und sie wissen den ewigen Streit um ein paar Realen mehr oder weniger mit dem besten Anstande zu führen. In einem langen Wortwechsel, in welchem ich mich freilich vor jedem herausfordernden Ausdruck hütete, bekam ich keine Sylbe zu hören, deren sich ein Mann von guter Erziehung zu schämen gehabt haben würde. Der Streit endigte damit, daß ich zahlte, was man von mir verlangte, — eine Niederlage, die mir nicht im mindesten leid that, denn ich hatte dießmal nicht um den Sieg gefochten, sondern bloß um zu sehen, mit welcher Art von Leuten ich eigentlich zu thun habe.

Auf dem Zollamte im Grao ging es streng her. Als die Reihe an meine Koffer kam, zog ich den Geldbeutel mit der Versicherung hervor, daß ich keine steuerbaren Waaren bei mir führe; aber der Beamte, an den ich meinen symbolischen Vergleichsantrag richtete, erwiederte mir mit Achselzucken: Wir müssen unsere Pflicht thun; — unser Chef ist hier, setzte er etwas leiser hinzu.

Die Straße vom Grao nach Valencia befindet sich in erbärmlichem Zustande, aber sie ist mit prachtvollen Alleen eingefaßt, und sie bietet hier und da durch die Hecken der anstoßenden Gärten herrliche Durchsichten auf die Huerta, deren Vegetation eben jetzt in üppiger Frühlingsfülle prangte. Meine Augen fanden nach allen Seiten hin so viel zu thun, daß ich Staub und Hitze und die heftigen Stöße des Wagens darüber vergaß und mich, ehe ich es erwartete, am Thore von Valencia sah. Hier drohte mir eine nochmalige Durchsuchung meines Gepäckes, die ich indessen, da sich ja der Chef im Grao befand, mit einer Kleinigkeit abkaufen konnte. Fünf Minuten später, nach einer Fahrt durch mehrere enge und krumme Gassen, hielt ich auf dem

Platze del Arzobispo vor der Fonda del Cid, in welcher ich ein ganz freundliches Zimmer einnehme, dessen Balkon Angesichts der Thürme der Kathedrale auf den genannten Platz hinausgeht.

An Denselben.

Valencia, 5. Mai.

Im Laufe des Tages habe ich mich nun schon fleißig umgesehen in Valencia. Diese Stadt ist ein Labyrinth, das man wenigstens wochenlang durchtasten muß, um sich einigermaßen darin zurecht zu finden. Die schmalen Straßen, obgleich meistens ungepflastert, sind in dem besten Zustande, da sie weder durch den Regen noch durch schweres Fuhrwerk viel zu leiden haben. Die Häuser, der Mehrzahl nach aus Lehm gebaut, sind unansehnlich, aber man sieht durch die stets offenen Hausthüren oft sehr geräumige innere Höfe, nicht selten von zierlichen Säulengängen umgeben, und jenseits der Hintergebäude reizende kleine Gärten, in denen die schönsten Blumen wuchern und durch deren dichtes Laubwerk die goldenen Südfrüchte hindurch blinken. Der Gedanke der Leute, welche Valencia und ähnliche Städte gebaut haben, ist gar nicht so übel. Sie haben auf breite Straßen und große Plätze verzichtet, um desto größeren Raum für ihr häusliches Leben dafür einzutauschen und um Licht ohne blendenden Glanz, Luft ohne drückende Hitze und frischen duftigen Pflanzenwuchs im Innern ihrer Wohnungen zu gewinnen. Das alles entspricht freilich nur orientalischen Sitten und Einrichtungen, welche das ganze Gebiet des persönlichen Seyns auf den Bereich der Familie einschränken. Der Bürger eines freien Staates ist darauf angewiesen, auf dem Markte zu leben, und das häusliche Behagen soll und darf nur von untrrgeordnetem Werthe für ihn seyn. Die Eigenschaften eines guten Familienvaters, so wie wir diesen

Begriff heut zu Tage aufzufassen gewohnt sind, stehen, wie ich gar sehr fürchte, im geraden Widerspruche mit den Eigenschaften eines tüchtigen Bürgers.

Valencia scheint von zwei ganz verschiedenen Menschenracen bevölkert zu seyn. Es ist unmöglich, durch zwei oder drei Straßen zu gehen, ohne einen auffallenden Unterschied in der Gesichtsbildung der Leute zu bemerken, denen man begegnet. Die Einen haben straffes schwarzes Haar, dunkle Gesichtsfarbe, eng geschlitzte und schräg gestellte Augen, orientalische Nase, vorstehende Oberlippen und einen Mund, dessen Winkel, wie die der Augen, nach oben gerichtet sind. Der ganze Ausdruck dieser Gesichter hat etwas Wildes, etwas Thierisches würde ich sagen, wenn ich nicht fürchtete, mißverstanden zu werden. Der zweite Gesichtstypus ist der des civilisirtesten Spießbürgerthums, das man in irgend einem Lande der Welt antreffen kann. Stumpfe Mienen, welche hier den Ausdruck der Gutmüthigkeit, dort den der äußersten Einfalt annehmen, feine weiße Haut, blaue Augen, die zuweilen lächerlich weit von einander abstehen, das sind die wesentlichsten Züge dieser anderen, blonden Race. Aus der Kreuzung der beiden Stämme, die jedenfalls ihrem Ursprunge nach durchaus verschieden seyn müssen, scheint eine Art Bastardgeschlecht hervorgegangen zu seyn, das weit reicher begabt ist, als seine Eltern. Man sieht sehr oft rabenschwarzes Haar mit den reinsten blauen Augen, und zuweilen auch den scharfen asiatischen Gesichtsschnitt mit der weißen durchsichtigen Haut des Nordens gepaart. Am reizendsten erscheint diese Mischlingsnatur bei ganz jungen Mädchen, bei denen man hier auch neben den eleganten Formen und der Grazie des Südens die Schüchternheit und das verschämte Wesen findet, die sonst bei den Spanierinnen noch weniger zu Hause sind, als bei den Französinnen, welche mit dem dreizehnten oder vierzehnten Jahre immer Sicherheit und Lebenserfahrung genug haben, um nichts mehr zu scheuen und sich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen.

Bei der Rückkehr von meiner ersten Entdeckungsreise durch die Irrgänge von Valencia trat ich in die ganz in der Nähe meines Gasthofes liegende Hauptkirche. Es mußte aber eine

besondere Feierlichkeit vorgehen, denn die Kirche war voll, nicht von Andächtigen, sondern von Neugierigen. Ich näherte mich dem Chore und sah innerhalb desselben einen reichen Katafalk, um welchen zwei Reihen von Kerzen auf großen silbernen Leuchtern brannten. Geistliche in auffallendem Costüme, Chorknaben, Kirchendiener in langen Talaren füllten beinahe das ganze Chor aus. Man sprach die Kirchengebete für einen Verstorbenen. Nach Beendigung der Ceremonien öffnete sich das Gitterthor des Chores, und daraus hervor ging ein langer geistlicher Zug, unter der Führung eines stattlichen Priesters, der mit tiefer, vollklingender Stimme und in langen Zwischenräumen einige rituale Worte sang. Ich ließ den Zug an mir vorübergehen, lauter Männer in langen, schleppenden Gewändern und mit schwarzen Mützen, die nach oben in eine scharfe Spitze ausliefen. Die letzten Glieder dieser Prozession waren noch nicht in den Seitengängen der Kirche verschwunden, als man sich daran machte, den Katafalk abzuschlagen. Jetzt erst bemerkte ich, daß der Leichnam ohne andere Umhüllung, als die der Sterbekleider, mit entblößtem Gesichte und über der Brust gefalteten Händen auf dem kirchlichen Paradebette ausgestellt war, von welchem man ihn wie einen Waarenballen herunterholte, um ihn in den inzwischen herbeigebrachten Sarg zu legen. Eine Stunde später sah ich mitten im Schiffe der Martinskirche in ähnlicher Weise, wenn auch ohne allen Prunk, einen zweiten Leichnam ausgestellt, den einer jungen Frau, auf deren blassen Zügen noch ein unbeschreiblicher Ausdruck von Milde und Anmuth lag. Ungehindert konnte ein jeder, welchen die Neugier trieb, bis an die Bahre der Todten herantreten, die, den Kopf in eine Art Nonnenschleier eingehüllt, mit aufwärtsgefalteten Händen dalag, wie eine jener Bildsäulen, die wir auf den Steinsärgen des Mittelalters sehen. Soll ich diesen Gebrauch rührend oder soll ich ihn barbarisch nennen? Ich bin mit mir selbst nicht einig darüber. Gefährlich ist er ganz gewiß, weil er zumal unter dem heißen Himmel von Valencia der Uebereilung des Begräbnisses Vorschub leisten muß.

Valencia, 6. Mai.

Ich habe den ersten Tag meines Aufenthaltes in Valencia in der italienischen Oper beschlossen. Man gab die Norma, in welcher eine durchreisende Sängerin, die der Anschlagzettel als ein Talent ersten Ranges ankündigte, die Titelrolle übernommen hatte. Mit vieler Mühe fragte ich mich nach dem am entgegengesetzten Ende der Stadt belegenen Theater durch, dessen großen Saal ich, obgleich die für den Anfang des Stückes bestimmte Stunde bereits vorüber war, beinahe völlig leer fand. Sollte ich an dem Musiksinne der Valencianer zweifeln oder mich darauf gefaßt machen, das Meisterwerk Bellini's durch Stümper und Pfuscher verhunzen zu hören? Indessen der Saal füllte sich nach und nach, und binnen einer halben Stunde waren die sämmtlichen Logen von fächerwedelnden Damen besetzt, deren männliche Begleiter nach Verrichtung ihres nothwendigsten Dienstes sich größtentheils beurlaubten, um Sperrsitze einzunehmen. Im Parterre drängte sich ein bunter Haufe von gemeinen Soldaten, von Maulthiertreibern in andalusischer Tracht, von Landleuten, in ihre farbigen Decken eingehüllt, und von ehrbaren Kleinbürgern der Stadt. Hier und da glimmte aus diesem Menschengewirre eine brennende Cigarrette hervor, ohne daß die Theaterpolizei Anstoß daran nahm. Hatte ich doch im Haupttheater von Barcelona einen Bureaubeamten cigarrenrauchend seines Amtes walten und mich cigarrenrauchend auf meinen Platz führen sehen.

Endlich ging der Vorhang in die Höhe. Eine recht hübsche Decoration und das Auftreten eines sehr zahlreichen Chores spannten meine Erwartung. Der Chorgesang befriedigte dieselbe vollkommen. Seit der letzten deutschen Oper hatte ich keinen so sichern Zusammenklang wohlgeübter Stimmen und kein so lebendiges Verständniß der Musik bei den lyrischen Theatermassen gefunden. Die Stelle des Oberpriesters wurde mit einer Stimme gesungen, deren Kraft und Metall die herrlichste Naturanlage beurkundeten, welcher es vielleicht nur an ein wenig Cultur fehlte, um zu einem großen Talente ausgebildet zu werden. Von der Sennora Villo, welche als Norma auftrat, darf ich sagen,

daß sie den Ruf zu rechtfertigen wußte, den man ihr vorausgehen ließ. Sie hat eine reiche Stimme, welche die Accente der tiefen Leidenschaft, die Töne des weichen, zärtlichen Gefühles und die Laute des Schmerzes und der Klage mit gleicher Wahrheit auszudrücken versteht. Die Dankbarkeit des Publikums war nicht minder groß als die Leistungen der Künstlerin. Mehrmals wurde sie mit einem Beifallsdonner überschüttet, der beinahe wie eine körperliche Last auf sie zu drücken schien. Um den Gesang der Sennora Villo rein zu genießen, darf man die Sängerin nicht ansehen. Sie ist über die Jugend hinaus, nichts weniger als schön, und, was schlimmer ist als Beides, sie begleitet ihren Vortrag mit den unangenehmsten Verzerrungen des Gesichtes und den geschmacklosesten Körperbewegungen. Um nichts zu verschweigen, muß ich hinzufügen, daß auch ihr Gesang an einzelnen Stellen in eine unerträgliche Ziererei verfällt, wenn anders diese Manier nicht vielleicht bloß aus der vergeblichen Anstrengung hervorgeht, eine Lücke ihrer natürlichen Mittel auszufüllen.

Eine widerwärtige Störung wurde auch hier wieder, ebenso wie in Barcelona, durch das laute Einhelfen des Souffleurs hervorgebracht, welcher Sängern und Sängerinnen jede Phrase so deutlich ansagte, daß sie beinahe dem ganzen Publikum verständlich seyn mußte. Die vereinzelte Aeußerung des Unmuthes eines der Zuhörer über diese Ungebühr fand nicht allein nicht den mindesten Anklang bei der Menge, sondern sie schien von derselben sogar übel aufgenommen zu werden.

Mit so lebhafter Theilnahme ich auch der Oper beiwohnte, so hatte ich doch nach der Beendigung des ersten Aktes keine Ruhe mehr auf meinem Platze. Es war bereits so spät geworden, daß sich voraussehen ließ, die Vorstellung werde erst gegen Mitternacht beendigt seyn, und um eine solche Stunde konnte ich offenbar nicht mehr erwarten, Leute genug in den Straßen von Valencia anzutreffen, um mit ihrer Hülfe meinen weiten Rückweg durch dieses Häusergewirre zu finden. Noch weniger durfte ich darauf rechnen, eines Wagens habhaft werden zu können. Um mich also nicht der Gefahr auszusetzen, bis zum nächsten Morgen einen

unfreiwilligen Spaziergang auf den Gassen zu machen, entschloß ich mich, meinen Rückzug, wie ein kluger Feldherr, bei Zeiten anzutreten. Und das war ein guter Gedanke, denn ich fand die Straßen schon jetzt so verödet, daß ich beim Heimwege doppelt so viel Zeit verlor, als ich auf dem Hinwege gebraucht hatte. Bei meinem nächsten Theaterbesuche nehme ich, wie ein großer Herr, eine einspännige Tartane.

Die Tartane in ihrer ursprünglichen Einfachheit, ein zweirädriger Karren, auf der Achse aufliegend und mit Wachstuch überspannt, ist in Valencia noch immer das einzige übliche Fuhrwerk. In der Tartane macht man seine Besuche, in der Tartane fährt man in das Theater, in der Tartane wird die nachmittägliche Spazierfahrt auf der Alameda abgehalten. Worin das Vergnügen bei diesen Spazierfahrten besteht, ist mir nicht ganz einleuchtend, da man dabei für Staub und Hitze nicht einmal durch die Augenlust entschädigt wird; denn von der Tartane aus siehst du nichts als nach vorn den Schwanz des Pferdes, das dich zieht, und nach hinten den Kopf des Pferdes der Tartane, welche der deinigen folgt.

Die Fahrt auf der Alameda, die vorzugsweise Donnerstags und Sonntags besucht wird, beginnt nach der Siesta, das heißt zwischen fünf und sechs Uhr. Bei der Rückkehr von der Alameda steigt man gewöhnlich am Thore ab, um einen Gang durch die Glorieta zu machen, welche den Tag über fast ganz verödet ist, und sich erst nach sieben Uhr plötzlich mit einer großen Menschenmenge füllt, die eine halbe Stunde später eben so rasch wieder verschwindet, um der jetzt noch sehr kühlen Abendluft zu entgehen. Die Glorieta ist ein zwar nicht großer, aber recht artig angelegter Garten, von den schönsten Hängeweiden und Platanen beschattet und süß durchduftet von Akazien- und Orangenblüthen. Zwar an Blumen fehlt es in der Glorieta wie in der Osterlandschaft des Faust, aber wie diese nimmt der Volksgarten der Valencianer — in der Abendstunde wenigstens — geputzte Menschen dafür, schlanke Frauengestalten mit Mantille oder Schleier, schmucke Offiziere, junge und alte Elegants vom verschiedensten Zuschnitte. Die hiesige schöne Welt ist indessen bei weitem nicht

so zahlreich, und ich muß hinzusetzen, auch nicht so schön wie in Barcelona, und man merkt bald, daß es in Valencia an einer sichern Unterlage für Kleidertracht und Luxus aller Art fehlt, nämlich an einem Wohlstande, der sich durch schaffende Thätigkeit unaufhörlich erzeugt und vermehrt.

Nach der Glorieta das Theater. Das Schauspielhaus ist von außen sehr unscheinbar, aber es hat einen außerordentlich großen Saal von der gefälligsten Form, dem nur ein wenig Nachhülfe durch Tapezierer und Maler fehlt, um zu den schönsten Tempeln der dramatischen Kunst gezählt zu werden. Die Valencianer scheinen nicht minder leidenschaftliche Theaterliebhaber zu seyn, als die Barcelonesen. Hier wie dort ist der größte Theil des Saales auf das Jahr gemiethet, so daß dem Fremden immer die schlechtesten Plätze zu Theil werden.

Es versteht sich von selbst, daß das Theater an den Operabenden am besuchtesten ist. So warme Musikfreunde die Leute hier zu Lande aber auch sind, so wenig scheinen sie selbst Musiker zu seyn. In Valencia wie in Barcelona hört man keine andere Musik, als solche, die von Amtswegen gemacht wird, im Theater, auf der Parade, von herumziehenden Banden oder auch von Spieluhren, die hier noch in großer Gunst stehen. Der Wahrheit zur Ehre muß ich indessen hinzusetzen, daß ich hier in Valencia doch schon eine Guitarre gehört habe; in Barcelona hatte ich während meines beinahe vierzehntägigen Aufenthaltes dieß spanische Nationalinstrument nur gesehen, und zwar in den Händen eines italienischen Kellners meines Gasthofes. Von Volksgesang habe ich bisher kaum einen Ton anklingen hören. Die jungen Leute beider Geschlechter arbeiten oft dutzendweise zusammen auf den Hausfluren oder in den nach der Straße hin offenen Werkstätten zur ebenen Erde; sie lachen, sie scherzen, sie sind gutes Muthes, sie freuen sich ihres Lebens, aber es fällt ihnen nicht ein, zu singen. Diese Erscheinung hat vermuthlich ihren ganz einfachen Grund darin, daß das hiesige Volk ein sehr zartes Ohr und dabei eine rauhe Stimme hat, die nicht im Stande ist, den Ansprüchen des Nachbarsinnes zu genügen. In Italien, der

Heimath der süßesten Melodien, dem Vaterlande der Rossini, der Grisi und der Castraten, ist, wie ich von hundert Reisenden habe sagen hören, nichts so selten als Gesang und Musik außerhalb des Theaters. Nirgends hört man dort auch nur eine schwindsüchtige Geige oder eine heisere Clarinette an öffentlichen Orten, ja, es gibt nicht einmal eine Drehorgel in den Straßen, und mancher Ausländer hat sich in Italien über der geheimen Sehnsucht ertappt, daß dann und wann wenigstens eine Bärentrommel und ein Triangel etwas Ton in das klanglose Treiben des Tages bringen möchte. Hier in Spanien, „dem schönen Land des Weins und der Gesänge," finde ich bis jetzt so ziemlich denselben Zustand der Dinge. Hoffentlich wird das mit meinem Eintritte in Andalusien anders werden; denn der Lügenvater Mephistopheles wird doch den Leipziger Studenten wenigstens Ein wahres Wort gesagt haben, wäre es auch nur, um sich nicht von vorn herein um allen Credit zu bringen. Man weiß, welche Bewandtniß es mit der angeblichen Rückkehr aus Spanien hatte, und was den Wein betrifft, so muß ich dem Junker mit dem Pferdefuß nach meiner bisherigen Erfahrung nachsagen, daß er in diesem Punkte gleichfalls erschrecklich gelogen. Der Wein in Catalonien hat zu viel Stärke und Feuer und zu wenig Arom, er ist so sehr mit natürlichem Alkohol geschwängert, daß der Wohlgeschmack darüber verloren geht. Gleichwohl vermisse ich hier in Valencia mein Tischgetränk von Barcelona; denn den Wein, welchen man mir hier vorsetzt, finde ich so schlecht und von so übelem Geschmacke, daß ich, obgleich eben so wenig ein Feinzüngler als ein Ascetiker, nach drei oder vier verschiedenen Versuchen nicht einen Tropfen davon über meine Lippen bringen mag, sondern mich an das liebe klare Wasser gehalten habe, obgleich dasselbe — leider! mußt du hinzusetzen — nicht aus der Hippokrene kommt, ja, nicht einmal aus einem guten Brunnen. Das gilt von dem gewöhnlichen Tafelweine. Es versteht sich von selbst, daß ich nach Touristenpflicht auch die edleren Gewächse nicht unversucht gelassen habe, denen ich auf meinem bisherigen Wege in Spanien begegnet bin. So vor allen Dingen den Malvasier, der in Sitges,

sechs bis acht Stunden von Barcelona, zu Hause ist. Dem Malvasier, welcher auch an Ort und Stelle nur ausnahmsweise rein und ächt zu haben seyn soll, den ich aber aus bester Quelle getrunken habe, kann ich allerdings ein rühmliches Zeugniß ausstellen, unter dem Vorbehalte jedoch, daß er bei vieler Aehnlichkeit mit dem französischen Muscatweine weniger lieblich und milde und verführerisch ist als sein gallischer Nachbar.

Hier in Valencia nun habe ich eine erste Probe mit dem Alicante angestellt, die herzlich schlecht ausgefallen ist. Ich habe den Alicante im Auslande unendlich besser getrunken als hier ganz in der Nähe seines Geburtslandes, wo man mir unter seinem Namen eine Art Syrup auftischt, der aus dem Kessel eines Liqueurfabrikanten hervorgegangen zu seyn scheint. Vielleicht werde ich in Alicante selbst und in Malaga und in Xerez entschädigt werden; aber ich glaube nicht darauf rechnen zu können. Wie das Ergebniß meiner ferneren Weinstudien in Spanien indessen auch ausfallen möge, ich werde nicht daraus schließen, daß es hier keinen guten Wein gebe — denn ich weiß glücklicherweise das Gegentheil —, sondern nur, daß er ein seltener Fund ist. Das reicht aber auch vollkommen hin, um Spanien den Titel abzusprechen, welchen ihm Mephistopheles beilegt; denn wie kostbar immer die Schätze seyn mögen, die in einigen geizigen Kellern vergraben liegen, das Land machen sie nicht reich. Das „Land des Weins" ist für mich nur dasjenige, in welchem edles Blut der Rebe fleußt, wie weiland Milch und Honig im Lande Kanaan, das Land, wo man sich nur zu bücken braucht, um mit hohler Hand zu schöpfen, was dem lüsternen Gaumen noth thut. In diesem Sinne paßt das Goethe'sche Wort auf den größten Theil des südlichen Frankreichs; ob es auch für irgend eine der spanischen Provinzen am mittelländischen Meere wahr ist, werde ich dir demnächst sagen können.

Mit einem jungen Pariser, den ich auf dem Dampfschiffe kennen gelernt, ging ich heute Morgen vor das Thor hinaus, um in einem öffentlichen Garten zu frühstücken, den man uns empfohlen hatte. Es war kaum acht Uhr, und gleichwohl brütete

die Sonne schon mit heißer Gluth über Valencia, dessen Bewohner, nichts desto weniger dicht in ihre Mäntel eingehüllt, anfingen, ihren Geschäften nachzugehen. Langsamen Schrittes und doch nicht ohne einige Schweißtropfen erreichten wir nach einer Viertelstunde das Ziel unserer frühen Wanderung, einen großen, gut unterhaltenen Garten, voll von herrlichen Blumen und duftenden Fruchtbäumen. Die behäbige Hausfrau empfing uns mit freundlichem Gruße; wir nahmen Platz im Schatten einer Rosenlaube, über der sich die Blüthen und fruchtbeladenen Zweige mehrerer Orangenbäume wölbten, und man brachte uns Chocolade, Erdbeeren, Orangen und köstliches Weißbrod. Um unsere kühle Blättergrotte wogte ein Meer von Licht und Glanz und wunderbarer Farbenpracht; die Luft war mit den süßesten Düften geschwängert, zwischen den Rosen summten fleißige Bienen, und von der Stadt herüber erscholl das Geläute der Morgenglocken. Die Erinnerung an diesen Maimorgen wird oft wie ein warmer Sonnenstrahl in mein Herz fallen. Und was würde er für mich gewesen seyn, wenn ich statt eines Fremden ein befreundetes Wesen an meiner Seite gehabt hätte, mit dem ich wenigstens einen Blick des Verständnisses und einen Händedruck wechseln können! Oft schaue ich suchend hinaus in die fremde Menge, ob ich unter ihr nicht einem bekannten Gesichte begegne, irgend einem Menschen, der mindestens diese oder jene Erinnerung, dieses oder jenes Erlebniß mit mir gemein hätte und mit dem ich ein paar herzliche Worte austauschen könnte. Aber mein Suchen ist vergebens, und meine Sehnsucht bleibt ungestillt.

Ist es Folge des Neides, ist es die Wirkung einer angebornen Antipathie, die übrigen Spanier sind gewohnt, Valencia alles mögliche Böse nachzusagen. Von dem bösen Leumund der Bevölkerung der Stadt und der Huerta glaube ich schon gesprochen zu haben; aber die Mißgunst bleibt dabei nicht stehen, und da sich der Reichthum des Bodens und die Schönheit des Klimas von Valencia nun einmal durchaus nicht wegläugnen lassen, so sucht sie wenigstens den Werth und Gehalt der üppigen Produktion des valencianischen Landes zu verdächtigen.

Las carnes son yerba, las yerbas agua;
Los hombres mugeres, las mugeres nada [1],

sagt das böswillige Sprüchwort. Wenn dessen Verdammungsspruch gegen das Volk nicht wahrer ist, als sein Urtheil über die Bodenerzeugnisse, so ist sein ganzer Inhalt nichts als eine grobe Lüge. Selten habe ich so schmackhaftes Weizenbrod und so vortreffliche Orangen gegessen, als in der Gartenlaube vor dem Thore von Valencia, und nie sind mir Erdbeeren von so feinem Arom vorgesetzt worden, als hier. Ein Teller voll dieser Erdbeeren, im Safte frisch gebrochener Orangen schwimmend, ist ganz gewiß eine der edelsten Gaben, welche — um im Perrückenstyle zu reden — Pomona zu bieten vermag. Und wie in jenem Garten, so finde ich auch an der Wirthstafel meines Gasthofes, dessen Küche ich übrigens keinesweges rühmen will, Früchte und Gemüse von der vortrefflichsten Beschaffenheit.

Daß die Valencianer Männer sind, haben sie in dem Franzosenkriege bewiesen, während dessen sie ihre schwach befestigte Stadt, wenn ich mich recht besinne, bis 1812 gegen die Soldaten Napoleons behaupteten. Was aber jenes höhnische Absprechen über die valencianischen Weiber betrifft, so wollte ich wetten, daß es nur eine impertinente Rache des castilianischen Hochmuths für erlittene Demüthigungen ist; denn das Sprüchwort ist nicht minder oft das Organ der Leidenschaften als das Organ der Vorurtheile.

Gegen Mittag wohnte ich auf dem Constitutionsplatze der Gerichtssitzung bei, in welcher an jedem Donnerstage unter freiem Himmel die Streitigkeiten geschlichtet werden, die das kunstreiche Bewässerungssystem, mit welchem die Araber die Ebene von Valencia ausgestattet haben, ziemlich häufig unter den Landleuten hervorruft. Die Bewässerung macht den Reichthum der Huerta; jede Schmälerung des Wasserantheils, welcher dem Landmanne zukommt, wird als Betrug oder Diebstahl bestraft. Als ich auf den Platz kam, fand ich in einer Ecke desselben zwanzig bis dreißig

[1] Das Fleisch ist Kraut, das Kraut ist Wasser; die Männer sind Weiber, die Weiber gar nichts.

Bauern im Kreise versammelt. In der Mitte des Ringes standen die beiden streitenden Parteien vor dem Syndikus oder Wassergrafen, der in gewissen Zwischenräumen aus dem Volke gewählt wird und dessen Aussprüche in erster und letzter Instanz entscheiden, so daß nicht einmal die Berufung an den König gegen dieselben möglich ist. Die Parteien stritten sehr lebhaft mit einander über gewisse Thatumstände, indem sie sich bald an den Wassergrafen, bald an die Umstehenden wandten, um ihnen ein Zeichen des Beifalls zu entlocken. Aber der Wassergraf verzog keine Miene, er stand auf seinen Stock gelehnt da, als ob er der ganzen Scene fremd sey, während die Zuhörerschaft mit Auge und Ohr an den Lippen der Redenden hing, aber gleichfalls ohne durch Wort oder Miene Zustimmung oder Mißbilligung auszudrücken. Die Parteien nahmen wechselsweise wohl zwanzigmal das Wort, sie sprachen mit Geläufigkeit und mit Eifer, und zugleich mit dem größten Anstande in Geberde und Ausdruck. Der Kläger setzte den Versicherungen des Beklagten mehrmals die entschiedenste Verneinung entgegen, aber immer in schonenden Wendungen: „Was Sie da sagen, hat nicht stattgefunden; in Ihrer ganzen Aussage ist kein Wort, das der Wirklichkeit entspricht.“ Endlich nahm der Richter das Wort, um einige Fragen zu stellen, dann hörte er ein paar Zeugen ab, deren einer seine Aussage vom Pferde herunter über den Ring der Zuhörer hinweg machte. Hierauf sprachen die Parteien von Neuem, und als jetzt der Beklagte, vermuthlich im Bewußtseyn seiner schlechten Sache, anfing hitzig zu werden, genügte eine Handbewegung des Richters, um ihn zu verhindern, daß er sich vergesse. Die Verhandlung endigte mit einer Vertagung wegen fehlender Zeugen, mehrere andere Parteien, die sich meldeten, wurden gleichfalls auf den nächsten Gerichtstag verwiesen, und dann ging die kleine Versammlung mit einem **Buenos dias Sennores** aus einander. So habe ich denn leider nicht erfahren, in welcher Form dieser patriarchalische Gerichtshof seine Urtheilssprüche fällt, — ein Punkt, auf den meine Neugier doppelt lebhaft gespannt war, nachdem ich Zeuge der äußersten Einfachheit gewesen, mit welcher

das Für und das Wider vor dem Richter verhandelt wird. Gewiß ist es, daß das hiesige Landvolk sich seit vielen hundert Jahren bei dieser Justiz sehr wohl befindet und daß sie ihm bis auf den heutigen Tag vollkommen genügt. Und so ist es überall, wo das Volk selbst die Handhabung von Recht und Gesetz hat, zum gültigsten Beweise, daß es nicht viel mehr ist als eine baare Albernheit, wenn man sich auf das Interesse des Volkes beruft, um die Widernatürlichkeit der geheimen Justiz zu beschönigen. England und Frankreich würden aufstehen wie Ein Mann, wenn irgend eine Gewalt es wagte, Hand an ihr Geschwornengericht zu legen; in Deutschland dagegen könnte man in den heutigen Gerichtsverfassungen ganz getrost jede beliebige Veränderung vornehmen, ohne daß der große Haufe auch nur wüßte, wovon die Rede wäre, geschweige denn, daß er sich im allermindesten für oder wider eine Maßregel dieser Art interessiren sollte, deren Spielraum völlig außerhalb seines Gesichtskreises liegen würde. Es ist möglich, daß man in Deutschland im Allgemeinen nicht unzufrieden mit der geheimen Rechtsverwaltung, sondern nur gleichgültig gegen dieselbe ist; in England und Frankreich aber ist die öffentliche Justiz im Bewußtseyn des Volkes ein unschätzbares Gut, ein wahrer Segen der Nationalgeschichte. Und zweifelt man etwa, daß ein solches Bewußtseyn ein wirklicher moralischer Reichthum sey, zweifelt man, daß das lebendige Gefühl der Rechtssicherheit ein ganzes Volk mit Selbstvertrauen und Freudigkeit und Kraft durchdringen müsse? Wer Zweifel dieser Art hegt, der gehört zu denjenigen, von welchen es heißt, daß Götter selbst vergebens gegen sie kämpfen.

Bei der Rückkehr in den Gasthof erwartete mich die Schreckenspost, daß sich mein Paß, welchen ich gleich bei der Abfahrt an den Capitän des Dampfschiffes hatte abgeben müssen, auf der Polizei nicht vorfinde. Alles Suchen auf der Gefatura politica und auf dem Bureau des „Phöniziers," wohin er sich mit andern Papieren verirrt haben konnte, war vergebens. Erfreuliche Aussicht, hier vielleicht acht oder zehn Tage aufgehalten zu werden, bis mir nach der in den Polizeiregistern in Barcelona befindlichen

Abschrift meines Passes ein neuer ausgefertigt sey! Schon war ich im Begriff, zu diesem Zwecke schleunige Schritte zu thun, als mein Wirth auf die Vermuthung verfiel, daß der Paß vielleicht auf dem Sanitätsamte in Grao liegen geblieben sey, — ein Gedanke, der mir um so mehr einleuchtete, als er mich auf die Annahme brachte, daß die fragliche Behörde zu diesem Mittel gegriffen habe, um mich wegen des fehlenden Gesundheitsscheines zur Rechenschaft zu ziehen. Was konnte man mir indessen anhaben? Pestkrank oder nicht, ich war einmal in Valencia, und es gab keine Abhülfe mehr gegen das Unheil, das ich durch den Mangel des Gesundheitspasses möglicherweise über die Stadt bringen können. Ich dachte mir daher, daß es bei der muthmaßlichen Zurückhaltung meines Passes wohl nur auf ein kleines Lösegeld abgesehen sey, durch das ich mich von etwaigen Weitläufigkeiten loskaufen solle. Um diesen Corsarenstreich zu vereiteln und zugleich um mir böses Blut zu ersparen, schickte ich, statt selbst nach dem Grao zu gehen, einen Boten auf das Gesundheitsamt, und dieser brachte mir wirklich nach mehrstündiger Abwesenheit den Paß wohlbehalten zurück, den man unter langem Suchen erst dann aufgefunden hatte, als man gesehen, daß der Bote sich durchaus nicht mit ungewissen Redensarten abspeisen und auf morgen vertrösten lassen wolle. So habe ich denn die arme Sanitätsbehörde von Valencia zweimal betrogen, und ich bin noch dazu verstockt genug, um nicht die mindesten Gewissensbisse darüber zu empfinden.

Unter den unzähligen Kirchen in Valencia habe ich bis jetzt kein anderes ausgezeichnetes Bauwerk gesehen, als die Kathedrale. Und auch diese ist ein mehr sonderbares, als großartiges oder schönes Gebäude. Ursprünglich im gothischen Style gebaut, ist sie später, allem Anscheine nach gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, in einem Geschmacke umgewandelt, welcher gar keiner Epoche angehört, dessen Elemente vielmehr aus den verschiedensten Zeiten zusammengestoppelt sind. Die Kathedrale hat römische Bogen, die sich auf dorische Pilaster stützen; ihre Steinzierathen spielen rechts in den Renaissance- und links in

den Rococostyl hinüber, und aus dieser bunten Maske schielt in jedem Augenblicke der ursprünglich gothische Typus heraus. Nur ein einziger Theil der Kirche ist vor dem Restaurationsfrevel bewahrt worden, der Capitularsaal, dessen ganz eigenthümliche Schönheit den Untergang des ohne Zweifel nach demselben Plane gebauten Restes der Kathedrale doppelt bedauern läßt. Die Deckenwölbung dieses Saales, der ein gleichseitiges Viereck bildet, ist meisterhaft gedacht und ausgeführt, und ich entsinne mich nicht, ein Vorbild oder ein Seitenstück derselben gesehen zu haben. Der Altar, welcher eine ganze Wand einnimmt, ist mit einem unglaublichen Reichthume der zierlichsten Bildhauerarbeiten ausgestattet, die ein tagelanges Studium verlangen, um so gewürdigt zu werden, wie sie es verdienen. Die anderen Wände entlang sind in mehreren Reihen die Brustbilder der Erzbischöfe von Valencia angebracht, großentheils vortreffliche Porträts voll Leben und Ausdruck. Zwei gewaltige Ketten, stark wie die Ankerketten eines Kriegsschiffes, die in dem Saale aufgehängt sind, haben ohne allen Zweifel irgend eine historische Bedeutung, die ich indessen nicht erfragen konnte. Der Capitularsaal befindet sich übrigens in einem so vernachlässigten Zustande, daß man leicht sieht, er hat seit vielen Jahren nicht mehr zu dem Zwecke gedient, den sein Name bezeichnet.

Das Hauptportal der Kathedrale ist von einem Deutschen, Namens Konrad Rudolf, gebaut, der jedoch, wie mir eine handschriftliche französische Notiz sagt, seine Studien in Paris gemacht hatte. Ich mißgönne der Pariser Schule den Ruhm nicht, dieß Werk hervorgebracht zu haben, dem allerdings der unverkennbare Stempel des französischen Geschmackes aufgedrückt ist. Das Portal ist eine wohlgelungene Lösung der Aufgabe, mit großen Mitteln eine möglichst kleine Wirkung hervorzubringen. Inmitten eines krausen Gewimmels von Säulen, Vorsprüngen, Nischen, Bildwerken und verquälten Zierathen treten indessen zwei reizende Engelfiguren hervor, welche ich mir als eine hinreichende Sühne der Kunstsünde Rudolfs gefallen lassen würde, wenn sie nicht offenbar einem andern Meißel angehörten, als das ganze übrige Portal.

Unter manchen guten Gemälden, welche die Kathedrale besitzt, werden zumal die Bilder von Paolo d'Areggio und Francesco di Napoli gerühmt, welche die Thüren des aus getriebenem Silber bestehenden Hochaltars bedecken. Ich will die Vortrefflichkeit dieser Bilder auf Treue und Glauben annehmen, da ihre Stellung mir nicht gestattet hat, über ihren Werth oder Unwerth mit eigenen Augen zu urtheilen.

Der Schatz der Kathedrale von Valencia soll unermeßlich reich seyn an Gold= und Silbergeschirr, an Statuen von edlem Metall, an Juwelen und ähnlichen Kostbarkeiten; von allem dem ist aber heut zu Tage in der Kirche wenig oder nichts zu sehen. Der silberne Hochaltar ist, wie gesagt, durch gemalte Thüren verschlossen, und die sämmtlichen Altäre der vielen Capellen sind so kahl, als ob sie der Tisch der Armuth in Person wären. Hat die Kirche in den letzten stürmischen Zeiten ihre Schätze eingebüßt, oder hält sie es für gerathen, den Anblick derselben den gierigen Blicken der hungrigen Politik zu entziehen? Das Letztere scheint mir das Wahrscheinlichste, und die Vorsicht der Kirche mag ganz am rechten Orte seyn; aber ich möchte mich nicht für die Dauer ihrer Wirksamkeit verbürgen.

Von dem Hauptthurme der Kathedrale, El Miguelete geheißen, hat man eine herrliche Aussicht auf die Stadt, auf die Huerta und auf die See. Valencia ist im Kreise um die Kathedrale herum gebaut, so daß man es von dem Miguelete in allen seinen Theilen vollkommen überblickt. Die Kuppeln und die Thürme zu zählen, die man von dort oben aus dem Häusermeere auftauchen sieht, würde mehr Geduld erfordern, als ich für solche Dinge zu meiner Verfügung habe. Gewiß ist es, daß es wenige Städte in der Welt gibt, die mit so vielen steinernen Armen nach dem Himmel hinauflangen, wie Valencia. Die Ebene von Valencia in einem Durchmesser von fünf oder sechs Stunden bietet den Anblick eines großen grünen Sees, auf welchem zahllose Barken schwimmen, die durch die ganze Huerta vereinzelten Wohnungen der Landleute.

Die Einkünfte des Erzbischofes von Valencia wurden vor der

Revolution auf 3,300,000 Realen geschätzt. Seit der Einziehung der geistlichen Güter wird sich der Prälat wohl mit schmäleren Renten begnügen müssen. Die Geistlichkeit scheint hier nicht so zahlreich zu seyn, als in Barcelona, obgleich sie sich noch vor zehn Jahren, Mönche und Nonnen einbegriffen, auf nicht weniger als 2600 Köpfe belief. Von den damaligen 45 Klöstern Valencias sind nur noch zwei oder drei vorhanden, in welchen man die Nonnen vereinigt hat, die nicht in ihre Familien haben zurückkehren wollen; diese Klöster dürfen aber keine Novizen aufnehmen, sie sollen vielmehr hier wie im ganzen übrigen Spanien aussterben.

Eine Erbschaft, welche die aufgehobenen Klöster Valencia hinterlassen haben, ist die unerträgliche Bettelei, von welchen man in allen Straßen und Kirchen der Stadt verfolgt wird. Der Säckel des Chalifen Harun Alraschid würde nicht ausreichen, um allen den Anforderungen zu genügen, die hier im Laufe des Tages an mich gestellt werden. Ist es wirkliches Elend, oder ist es bloß die süße Gewohnheit des Nichtsthuns, welche diese Schaaren von Bettlern hervorbringt? Ich weiß es nicht.

Valencia, 9. Mai.

Obgleich das Catalonische hier noch die Volkssprache ist, so wird das Castilianische doch von Jedermann nicht allein verstanden, sondern auch gesprochen; jeder Vorstädter und jeder Bauer, den ich anrede, weiß sich geläufig darin auszudrücken. Die castilianische ist die alleinige Sprache der Kirche und der gebildeten Welt in Valencia. Der hiesige Dialekt des Catalonischen scheint von der Barceloneser Aussprache ziemlich stark abzuweichen, er ist wenigstens viel minder verständlich für mich als die letztere, so daß ich es mit aller Aufmerksamkeit oft nicht dahin bringe, den Sinn der abgerissenen Sätze zu fassen, die ich im Vorübergehen aus den Gesprächen der Leute in den Straßen heraushöre. Erst bei zusammenhängenden Unterhaltungen oder bei längeren Vorträgen geht mir das Verständniß der Sprache auf. Ich habe

das Catalonische gern wegen der zuweilen auffallenden Aehnlichkeit seines Klanges mit dem Deutschen. In einzelnen Fällen geht die Aehnlichkeit noch viel weiter und bis zu einer vollständigen Uebereinstimmung der Aussprache von Worten, die in beiden Sprachen dieselbe Bedeutung haben. Der Name Paul zum Beispiel, castilianisch Pablo, klingt im Catalonischen ganz wie im Deutschen, und eben so ist es mit der Farbenbezeichnung blau, castilianisch azul, catalonisch blau.

Die Spanier der castilianischen Zunge hassen die catalonische Provinzialsprache, die sie aus leicht begreiflichen Gründen je eher, desto lieber ausrotten möchten. Der größte Feind derselben aber, der mir vorgekommen ist, war ein Engländer, den ich in Barcelona kennen lernte. Dieser Mann, obgleich des Catalonischen eben so mächtig wie des Castilianischen, war unerschöpflich in boshaften Sarkasmen gegen die Sprache der Barcelonesen, an welcher er kein gutes Haar oder vielmehr keinen guten Buchstaben fand; aber der bitterste Vorwurf, welchen er ihr machte, den Vorwurf, auf den er immer von Neuem zurückkam, war — wer sollte es glauben! — der Mangel an Wohllaut. Was läßt sich zur Rechtfertigung einer Sprache sagen, rief er aus, die einen Ausdruck hat wie mul pocs (castilianisch muy pocos, sehr wenige)! Mul pocs, man braucht von der ganzen Sprache nichts zu wissen als diese beiden Wörter, um zu begreifen, daß sie eher für Bären und Wölfe gemacht ist, als für Menschen. In diesem Tone konnte der Engländer halbe Stunden lang über jene unglückseligen zwei Wörter eifern, ohne daß es ihm eingefallen wäre, ihre bedenkliche Aehnlichkeit mit small pox oder cow pox zu bemerken. So sehr mich auch der Brite mit den zarten Gehörwerkzeugen durch seinen Zorn gegen die unmusikalische catalonische Sprache belustigt, so hatte ich ihn doch halb vergessen, als heute Morgen bei einem Gange durch die Stadt die Worte mul pocs, von einer bekannten Stimme ausgesprochen, an mein Ohr schlugen. Ich sehe auf und erblicke meinen Engländer aus Barcelona, der heftig gestikulirend auf zwei Valencianer einredet, um ihnen die Nichtswürdigkeit ihrer Provinzialsprache zu beweisen. Mul pocs! wiederholte er

mit dem Ausdrucke bittern Hohnes, als ich ihn um die Ecke biegend aus dem Gesichte verlor.

Gestern, am Donnerstag, war große Lustfahrt auf der Alameda, der ich mich mit gewohnter Gewissenhaftigkeit anschließen zu müssen glaubte. Ich fand, was ich in manchem Reisebericht gelesen und also erwartet hatte, die traurigste und langweiligste Spazierfahrt, die man sich nur denken kann. Zwei lange Reihen von Tartanen, welche sich in langsamem Schritt der Pferde die Alameda hinauf und hinunter bewegen, das ist das ganze Schauspiel, welches der Corso der Valencianer darbietet. Die Leute in den Wagen sind so gut wie unsichtbar, und sie verlieren außerdem selbst den besten Theil der Aussicht. Das ist aber kein kleiner Verlust. Die Alameda von Valencia soll die schönste in ganz Spanien seyn, und sie würde in jeder Stadt der Welt für einen prachtvollen Spaziergang gelten. Sie hat zwischen mehrfachen Baumreihen zwei breite Fahrstraßen und mehrere mit großer Sorgfalt unterhaltene Fußwege, auf denen tausende von Spaziergängern überflüssigen Platz haben würden, und die mit hohen Rosenbüschen eingefaßt sind. Auf der einen Seite der Alameda zieht sich eine Reihe von herrlichen Gärten hin, deren geschmackvolle Anlagen und elegante Häuser hinter gleichförmigen Staketen sichtbar sind. Auf der andern Seite fließt der Guadalariar, heut zu Tage gewöhnlich Turia genannt, in seinem breiten und von hohen stattlichen Ufermauern eingefaßten Bette. Jenseits des Flusses, über welchen in geringen Zwischenräumen fünf prächtige steinerne Brücken führen, sieht man die charaktervolle Silhouette von Valencia scharf auf dem tiefblauen Abendhimmel abgerissen. Um Alles in ein Wort zu fassen, die Alameda ist trotz ihrer Tartanen von einer großartigen Schönheit, ein Spaziergang, um welchen viele stolze Hofstädte Valencia zu beneiden haben. Ich werde sie noch öfter besuchen, aber sicherlich zu Fuße.

So wenig mir auch die Spazierfahrt in der Tartane zugesagt hatte, so ließ ich mir doch zwei Stunden später wieder ein solches Fuhrwerk holen, um, meinem Vorsatze gemäß, den Fahrweg nach und von dem Theater dießmal im Wagen zurückzulegen und

also nicht wie gestern zum vorzeitigen Aufbruche genöthigt zu seyn. Nachdem ich schon eingestiegen war, kam mir der gute Gedanke, nach dem Preise der Hin- und Rückfahrt zu fragen. Dreißig Realen, erwiederte mir mein Kutscher, ein Bube von sechzehn Jahren, mit der größten Kaltblütigkeit. Ich antwortete auf diese unverschämte Forderung — dreißig Realen sind andert-halb Piaster, ungefähr vier rheinische Gulden — dadurch, daß ich ausstieg und einen andern Kutscher anrief, mit dem ich für zwölf Realen — ein Valencianer hätte wahrscheinlich die Hälfte weniger gezahlt — Handels einig wurde.

Im Theater sah ich zuerst die mittelmäßige Vorstellung eines mittelmäßigen Schauspiels von französischem Ursprung, dann einen weniger als mittelmäßigen Bolero, der in französischer Balletmanier ausgeführt wurde, und zuletzt ein naturwüchsiges Saynete, glücklich erfunden und vortrefflich dargestellt. Die Hauptperson dieses Nachspiels ist ein Wittwer, der zu wenig Aussicht hat, eine zweite Frau zu finden, um sich über den Verlust der ersten trösten zu können, obgleich dieselbe, seiner eigenen Beschreibung nach, just kein Musterbild der Sanftmuth und anderer weiblicher Tugenden gewesen ist. Der Wittwer Doctor, Don Balthasar, hat seine bisherige Trauerzeit über wie ein Uhu zu Hause gesessen, ohne andere Gesellschaft, als die seiner Schwägerin, die große Aehnlichkeit mit ihrer Schwester zu haben scheint, und die jedenfalls den Pantoffel derselben geerbt hat. Einige Bekannte Don Balthasars organisiren nun eine Verschwörung gegen den trostlosen Wittwer, um denselben, aller Etiquette zum Hohn, vor Ablauf der Trauerzeit in eine lustige Gesellschaft zu locken. Der Versucher tritt vor Don Balthasar in der Gestalt von zwei jungen Leuten, die damit anfangen, daß sie den Wittwer, der bei ihrem bloßen Anblicke geweint hat, wie eine Dachtraufe, durch spaßhafte Erinnerungen in ein baucherschütterndes Gelächter bringen. Aber mitten durch das schallende Lachen Don Balthasars bricht plötzlich wieder eine Thränenfluth hervor, als irgend ein absichtlich eingestreutes Wort ihn von Neuem an seine Selige erinnert. Dann wird der Wittwer zum Singen, dann zum Tanzen

gebracht, immer mit Zwischenakten voll thränenreicher Verzweiflung, die sich an die Brust des Freundes und in ein Taschentuch, so groß wie ein Tischlaken, ausschüttet. Nach einigen Schwierigkeiten entschließt sich der Doctor, der Einladung zu folgen, indem er seine Schwägerin weißmacht, daß es sich um einen Geschäftsgang handle, der ihm tausend Dukaten einbringen könne. In dem muntern Kreise angekommen, der ihn mit gespannter Neugier erwartet hat, wird Don Balthasar nach allerlei burlesken Zwischenfällen dazu vermocht, eine Art Lustspielscene aufzuführen. Er tritt als betrunkener, zerlumpter Kerl auf und spielt seine Rolle vortrefflich; aber mitten im größten Feuer seines Vortrages erscheint plötzlich zornroth die Schwägerin, und Don Balthasar wird unter den nachdrücklichsten Strafreden und selbst nicht ohne einige Handgreiflichkeiten von ihr abgeführt. Darüber fällt dann der Vorhang. Das Publikum belachte diese Posse mit wahrer Herzenslust, und ich gehörte zum Publikum. Die komische Person des Stücks wurde mit Meisterschaft dargestellt. Nur in der Scene des Betrunkenen fehlte der Schauspieler dadurch, daß er den Tropf Don Balthasar ganz verschwinden ließ, daß er seine Hauptrolle über der Nebenrolle vergaß, daß er mit Einem Worte zu gut spielte.

An Denselben.

Valencia, 9. Mai.

Wer so wie ich vor Zeiten einmal in einer alten Uebersetzung der Reisen des edlen Ritters Chardin in Persia geblättert und darin mit naivem Auge das Conterfei von Tauris, von Ispahan und von zwanzig andern prächtigen Hofstädten der Schahs und Sultane bewundert hat, die der Ritter auf seinen Fahrten durch das Morgenland gesehen und beschrieben, für den ist der Anblick von Valencia die Verwirklichung eines halbvergessenen Traumes.

Valencia gleicht jenen Bildern mehr als irgend eine andere Stadt in unserer abendländischen Welt, ja vielleicht mehr als jede andere Stadt überhaupt, denn ich möchte mich nicht gerade für die Wahrheit der Chardin'schen Porträte von Tauris und Ispahan verbürgen, obgleich der Typus derselben sich in vielen ältern Abbildungen orientalischer Städte mehr oder weniger deutlich ausgeprägt wiederfindet. Hohe Ringmauern mit Zinnen, Thore mit kolossalen Festungsthürmen auf beiden Seiten, hundert Dome und Kuppeln, deren glasirte Ziegel im Sonnenschein glänzen wie Perlen und Diamantenschmuck im Haar einer Odaliske, auf unzähligen Kirchen schlank und zierlich bis in die äußerste Spitze hinauf aus Stein gebaute Thürme, von denen herunter man viel mehr den Ruf des Muezzin als den Klang der Glocken zu hören erwartet, innerhalb der Stadtmauern ein unentwirrbarer Knäuel von Häusern, die nicht neben-, sondern in- und aufeinander gebaut zu seyn scheinen, in der Landschaft, die der Stadt als Dekoration beigegeben ist, hie und da eine Fächerpalme —, das sind die charakteristischen Züge der äußern Physiognomie von Valencia. Aber auch bei näherer Betrachtung verliert sich der orientalische Anstrich von Valencia keineswegs. Es bedarf nur eines Blickes auf die Bevölkerung, um sich zu überzeugen, daß sich hier reines saracenisches Blut erhalten hat bis auf den heutigen Tag. In jeder Straße begegnet man Landleuten, denen nur der Burnus und die lanzenlange Flinte fehlt, um den Beduinen von jenseits des Meeres bis zum Verwechseln zu gleichen; auf Schritt und Tritt sieht man fremdartige Frauengesichter mit seltsam wildem Ausdrucke — Gesichter, die sich in unsere Civilisation nur hineinverirrt zu haben scheinen. Ein ganz verschiedenes Geschlecht, weiß und blond und blauaugig, ist indessen unter den Bewohnern der Stadt selbst in der entschiedenen Mehrzahl. In diesen Gesichtern ist so wenig südlicher Charakter, daß sie in keiner deutschen Stadt auffallen oder als Pflanzen eines fremden Bodens erkannt werden würden. Diese Leute haben ein so friedfertiges gutmüthiges Aussehen, daß ich fast geneigt bin die offizielle Statistik eine Lügnerin zu heißen, wenn sie

behauptet, daß Jahr aus Jahr ein fünfzig Mordthaten in den Straßen von Valencia geschehen. Wahrscheinlich muß der Ruf der Valencianer für die Missethaten ihrer Nachbarn in der Huerta büßen, mit denen sie doch kaum etwas anderes gemein haben, als eine vielhundertjährige gegenseitige Feindschaft, einen Haß, der vermuthlich in seinem Ursprunge nichts anderes ist, als ein Racenhaß, die wildeste und blutigste aller menschlichen Leidenschaften. Das durch viele Erfahrungen gerechtfertigte Mißtrauen der Stadt gegen das Land geht so weit, daß man bis in die neuesten Zeiten, so oft Feuer in Valencia ausbrach, nichts Eiligeres zu thun hatte, als die Thore zu sperren, um zu verhindern, daß die Bewohner der Huerta die herrschende Verwirrung zu einem allgemeinen Sturm auf die Stadt, zu Mord und Plünderung benutzten.

Aus meiner eigenen Erfahrung, die freilich erst drei Tage alt ist, kann ich den Valencianern innerhalb wie außerhalb der Stadtmauern nur Gutes nachsagen. Ueberall finde ich hier freundliche dienstfertige Leute, welche nichts von dem Widerwillen gegen den Fremden durchblicken lassen, den man den Valencianern zuschreibt, die mir im Gegentheil so wohlwollend entgegenkommen, daß es unmöglich ist zu verkennen, daß sie mir eben als Fremden ein besonderes Recht auf gastfreundliche Aufnahme zugestehen. Die verrufenen Fährleute des Grao, die Tartanenkutscher, die Landleute, mit denen ich mich bei ihrer Feldarbeit in's Gespräch einlasse, ein wohlhabender Bauer, in dessen Wohnung ich mich verirre, weil ich sie für ein Wirthshaus halte, sie alle zeigen sich mir als Menschen von heiterem Sinn, zuvorkommend, voll von natürlichem Anstandsgefühl. Aber freilich sie erwarten dieselbe Höflichkeit, welche sie erweisen, und man würde ohne Zweifel übel ankommen, wenn man sie mit dem junkerhaften Hochmuthe oder auch mit der vornehmen Herablassung behandeln wollte, die wohl anderer Orten im Verkehr des Städters mit dem Landmann den Ton angeben. Daß der Rock nicht den Mann macht, ist hier zu Lande nicht eine Schulmaxime, sondern ein allgemeines Bewußtseyn, und darum bemerkt man bei der thatsächlichen

Gleichheit der hiesigen Stände ebensowenig gezwungenes Wesen auf der einen als Unbescheidenheit oder Anmaßung auf der andern Seite. Alle die Thorschreibernaturen jedes Ranges, in denen der einfältigste Dünkel die Stelle des Stolzes vertritt, und welche die Grobheit für ein Attribut der Würde halten, sollte man auf ein Jahr hieher in die Verbannung schicken, und man dürfte gewiß seyn, sie wenigstens als äußerlich wohlgesittete Leute zurückkehren zu sehen, während sie jetzt auch nicht einmal eine Ahnung von dem wahren Anstande haben, dessen Monopol sie zu besitzen glauben. Und man bilde sich nicht etwa ein, daß eine solche Umstimmung des Tones in der sogenannten höhern und zumal in der Beamtenwelt von geringer Bedeutung seyn würde. Eine anständige Begegnung von Seiten Derjenigen, in denen die große Menge ihre Obern zu sehen gewöhnt worden, ist ganz gewiß ein wesentliches Mittel der Volksveredlung, ein Mittel, das besser wirkt als alle Schulmeisterei und als alle soldatische Dressur, ein Mittel, mit dessen Hülfe man nach zwei oder drei Generationen aus jedem Dorflümmel einen Edelmann ziehen könnte. Aber was würde den armen Edelleuten übrig bleiben, wenn es ihnen jeder Bauer an guten Manieren gleich thäte? Nun sie würden den feinen Rock und die Sammetweste behalten, mit denen sich ihre Standesgenossen hier in Spanien begnügen, und die in der That mehr als hinreichend sind, um den Unterschied auszudrücken, der zwischen dem ersten und dem letzten der Stände obwaltet.

Valencia liegt auf der Sprachscheide zwischen der catalonischen und der castilianischen Zunge. Einige Stunden südlich und westlich von hier hört das Gebiet der erstern auf. In Valencia selbst spricht der große Haufe zwar catalonisch, aber er ist doch auch schon des Castilianischen mächtig, das in Catalonien selbst nur selten verstanden und noch seltener gesprochen wird. Was die gebildeten Klassen der Bevölkerung betrifft, so scheinen sie sich ausschließlich der allgemeinen Nationalsprache zu bedienen, während in Barcelona die Provinzialzunge mit so entschiedener Vorliebe gepflegt wird, daß dort unter den Eingeborenen aller Stände

niemals auch nur ein Wort castilianisch gewechselt wird, daß man dort, selbst auf Kosten der Rücksichten, welche die Gegenwart von Fremden auflegt, des besten Willens ungeachtet, bei der dritten Phrase immer wieder in das Catalonische zurückverfällt. Diese Provinzialsprache ist die unparteiische Vermittlerin des Italienischen und des Spanischen, so daß es schwer ist zu sagen, ob sie dem Ersten oder dem Zweiten näher steht. Mit Hülfe dieser beiden Sprachen lernt man das Catalonische so leicht verstehen, daß mir nach kaum vierzehntägigem Aufenthalt in Barcelona kein Wort der Predigten mehr entging, denen ich beiwohnte. Mit dem Französischen hat das Catalonische äußerst wenig gemein. Die bemerkenswertheste Uebereinstimmung zwischen diesen beiden Sprachen ist die bekannte Aussprache des g vor e und i, welche weder das Italienische noch das Castilianische kennt. Ein sehr gutes catalonisches Wörterbuch, dessen zweiter Band in diesem Augenblick in Barcelona unter der Presse ist, wird dem Studium jener Sprache, die in der Poesie und in der Politik des Mittelalters einen so bedeutenden Platz eingenommen hat, ohne Zweifel einen erwünschten Vorschub leisten.

Wie die Barceloneser, so sind auch die Valencianer, ohne selbst Musiker zu seyn, große Musikfreunde. In Privathäusern wird in beiden Städten wenig musicirt, weil die Einheimischen selten irgend eines Instrumentes mächtig sind. Selbst die auf spanischem Boden klassische Guitarre hört man bei uns zu Lande häufiger als hier. Dafür weiß sich denn aber das Volk von Barcelona und Valencia an öffentlicher Musik schadlos zu halten, die mit Leidenschaft verschlungen wird, wo immer man ihrer habhaft werden kann. Die erste und wichtigste der musikalischen Vergnügungen ist natürlich die Oper, und zwar die italienische Oper. Barcelona hat seit mehreren Jahren zwei italienische Opern, ein Reichthum, in welchem es ihm die glänzenden Hauptstädte von Oesterreich, Frankreich und England nicht gleichthun. London und Paris haben sogar eigentlich jedes nur eine halbe italienische Oper, während die beiden Truppen in Barcelona Jahr aus Jahr ein an Ort und Stelle ein vollzähliges Publikum

finden. Die italienische Oper in Valencia ist ganz gewiß eine der besten, die man hören kann. Um ihre Chöre wenigstens würde auch Paris sie beneiden. Ein bemerkenswerther Zug ist es, daß die Italiener, die sich in Paris, und wenn ich nicht irre auch in London, erlauben dürfen ihre Anschlagzettel in ihrer eigenen Sprache abzufassen, sich hier in den Einladungen an das Publikum nur des Spanischen zu bedienen wagen. Daß übrigens bei dem lebhaften Nationalsinn der Spanier weder hier noch in Barcelona von der spanischen Oper die Rede ist, scheint mir ein sicherer Beweis dafür zu seyn, daß die Musik weit weniger in der Kehle, als in den Ohren dieses Volkes zu Hause sey.

Ich spreche nicht von Politik, weil die Politik hier just Siesta hält. Die Königin Christine und Espartero, das Ministerium Narvaez und die Cortes, Alles das scheint für die Valencianer in diesem Augenblick ein ganz gleichgültiger Stoff zu seyn, der jenseits des Bereichs ihrer Interessen, ja jenseits ihres Gesichtskreises liegt. Selbst die Zeitungen, die in Barcelona auf jedem Tische wimmeln, sind hier eine große Seltenheit, nach der man Stunden lang laufen muß. Ausländische Blätter existiren für das hiesige Publikum gar nicht.

An Denselben.

Valencia, 10. Mai.

Der Gewerbverkehr in Valencia findet seinen Mittelpunkt in dem Stadtviertel, in welchem der große Marktplatz liegt, und in einer kleinen Zahl von Hauptstraßen. Der ganze Rest der Stadt ist, oder scheint wenigstens, von aller industriellen Thätigkeit verlassen. Große Manufakturgebäude fallen hier nirgends in das Auge, und es gibt deren, außer der königl.

Cigarrenfabrik, vielleicht kein einziges. Die Hauptindustrie von Valencia ist bekanntlich die Seidenfabrikation, von welcher in der Stadt und den Vorstädten an 30,000 Menschen leben, und die jährlich mehr als eine Million Pfund Seide verarbeitet. Die valencianischen Seidenstoffe sind wohlfeiler als die französischen, aber auch viel weniger gut, so daß sie mit denselben auf dem ausländischen Markt nicht concurriren können. Für den auswärtigen Handel ist die Ausfuhr der rohen Seide von bei weitem größerem Belang als die Ausfuhr der Seidenzeuge. Frankreich schickt einen Theil der rohen Seide, die es in Valencia kauft, verarbeitet wieder dahin zurück, hauptsächlich in der Gestalt von feinen Damenstoffen, z. B. von Mantillen; denn ach, es läßt sich nicht verhehlen, wie sehr auch die Lokalpoesie darunter leiden mag, das verführerischste Stück der spanischen Tracht, die nationale Mantille, wird in Paris verfertigt! Das Pariser Fabrikat ist denn aber freilich nur den Spanierinnen zugänglich, welche eine Mantille mit 1000 bis 2000 Realen bezahlen können; für die weniger wohlhabenden müssen die Erzeugnisse der einheimischen Modekunst gut genug seyn. Nächst der Seide fabricirt Valencia auch Tuch, Baumwollenwaaren, Kupfergeschirr und eine Menge andere Dinge, aber es ist nicht viel davon zu reden, und noch weniger zu rühmen. Das einzige Erzeugniß des hiesigen Gewerbfleißes, welches nächst der Seide Erwähnung verdient, sind die buntfarbigen Platten von gebrannter und glasirter Thonerde, mit denen man hier die Fußböden und auch wohl die Wände belegt, und die bei ihrer vortrefflichen Beschaffenheit im übrigen Spanien und selbst im Ausland einen bedeutenden Absatz finden. Der Seehandel, welchen Valencia betreibt, würde übrigens ohne Zweifel viel ausgedehnter seyn als er ist, wenn der Grao, statt seiner seichten unsichern Rhede, einen bequemen Hafen hätte. Von dem Bau eines Hafens ist vielfach gesprochen worden, bis jetzt hat man es indessen bei den Worten und bei der Errichtung eines kleinen Stückes Damm bewenden lassen. Und darüber wird der Unternehmungsgeist der Valencianer denn auch wohl noch für lange Zeit nicht hinausgehen, und sollten sie jemals ernstlich

daran denken, die materiellen Mittel ihres Handelsverkehrs zur See zu verbessern, so würden sie vermuthlich damit anfangen, die Straße, welche ihre Stadt mit der Hafenvorstadt verbindet, wenigstens in einen wegsamen Zustand zu setzen.

Es ist eine seltsame Erscheinung, daß Spanien, welches selbst die wichtigsten seiner wenigen Landstraßen nicht in gangbarem Zustand erhalten kann, in diesem Augenblick von nichts träumt, als von dem Bau von Eisenbahnen — Eisenbahnen von Madrid nach Cadiz, von Madrid nach Alicante, von Madrid an die Pyrenäengrenze, von Barcelona nach Valencia, und was die Plane dieser Art mehr sind. Wenn ich mich recht besinne, so hat die spanische Regierung bereits vierzehn Eisenbahnconcessionen ertheilt, und man verlangt von ihr deren alle Tage neue; ob aber ein einziger dieser Entwürfe zur Ausführung kommen wird, das ist nach der Meinung landeskundiger Leute noch die große Frage. Diese Leute versichern, daß in ganz Spanien keine große Eisenbahn denkbar ist, die ihre Unternehmer nicht zu Grunde richten würde. Eine Eisenbahn von Madrid nach Aranjuez, sagen sie, oder von Barcelona nach Mataro, kurz eine kleine Eisenbahn, die zwei benachbarte Städte verbindet, welche vielen Verkehr mit einander haben, kann sich etwa verzinsen, aber die Eisenbahnaufgabe höher stellen, heißt ihre Lösung unmöglich machen. Auf jeder längern Strecke fehlt in Spanien eine hinreichende Bevölkerung, um eine Eisenbahn zu unterhalten. Man beruft sich, um die Ausführbarkeit gewisser Eisenbahnprojekte wahrscheinlich zu machen, auf eine Anzahl von größern Städten bis zu 30,000 und 40,000 Einwohnern hinauf, die in der Linie jener Bahnen liegen; allein diese Städte sind in den meisten Fällen nichts anderes als große Dörfer, in welche sich des gegenseitigen Schutzes und der Sicherheit halber eine Einwohnermasse zusammengezogen hat, welche der natürlichen Ordnung der Dinge gemäß über mehrere Quadratmeilen Landes zerstreut seyn sollten, die sie mit großem Zeitverlust von einem gemeinsamen Mittelpunkt aus bebauen. Eine solche Bevölkerung ist natürlich nicht gemacht, um eine Eisenbahn zu ernähren. In andern Ländern

findet der Bauer alle Tage Veranlassung von seinem Dorfe nach einem benachbarten Ort zu gehen; der Einwohner der spanischen Ackerstädte, deren jede eine kleine Welt für sich bildet, und die immer in einer ziemlich großen Entfernung von einander liegen, wird dagegen nur äußerst selten durch Geschäfte oder Familienangelegenheiten von Haus und Hof abgerufen. So würden denn die Eisenbahnen in Spanien hauptsächlich auf den Verkehr zwischen ihren beiden Endpunkten angewiesen seyn, während doch der kleine Zwischenverkehr von Station zu Station für die meisten Eisenbahnen in andern Ländern gerade die reichste Quelle der Einnahmen ist. Dazu kommt, daß der Bau der Eisenbahnen in Spanien viel kostspieliger seyn muß, als in jedem andern Land, und wenigstens doppelt so theuer, als z. B. in Frankreich. Man weiß, wie groß die Schwierigkeiten sind, die der mit Gebirgen bedeckte spanische Boden überall darbietet. Dazu kommt der hohe Preis, den die beiden Hauptmaterialien, das Holz und das Eisen, in diesem Lande haben, denn Holz und Eisen muß nach fast allen Punkten aus großer Entfernung herbeigeschafft werden. Endlich ist in Anschlag zu bringen, daß die Handarbeit des spanischen Taglöhners sehr theuer ist, denn der Spanier will gut bezahlt seyn, wenn er sich einmal zu einer ungewohnten und schweren Arbeit für einen Andern herbeiläßt.

Man könnte vielleicht zu dem Allem noch hinzufügen, daß das Holz und das Eisen der Eisenbahnen in Spanien selbst in der Erde nicht sicher seyn werde vor begehrlichen Händen, aber es bedarf nach dem Vorhergehenden gar keiner weitern Voraussetzungen, um einleuchtend zu machen, daß die spanischen Eisenbahnen nur auf Kosten der Unternehmer denkbar sind. Möglich, daß es Leute gibt, die bei unsinnigen Spekulationen dieser Art eine kleinere oder größere Anzahl von Millionen in die Schanze schlagen; aber das läßt sich nicht glauben, ehe man es mit Augen gesehen hat. Vermuthlich wird das heutige Eisenbahnfieber ebenso erfolglos vorübergehen, als die Wuth auf edles Metall zu graben, die sich vor ein paar Jahren des halben Spaniens bemächtigt hatte. Damals wollte man in jedem Kartoffelfeld eine Silber=

grube entdecken: Tausende von Schachten wurden eröffnet, Jedermann behauptete, mit den ersten Schlägen des Hammers oder der Picke die Gewißheit der glänzendsten Resultate vor sich zu sehen, und heute ist dieser ganze Minenschwindel verflogen wie ein leichter Champagnerrausch. Binnen einem Jahre wird man vielleicht dasselbe von dem leidenschaftlichen Eifer der jetzigen Eisenbahnbewerber sagen können.

Die gegenwärtigen Communikationsmittel in Spanien sind ebenso kostspielig wie mangelhaft. Abgesehen von den erbärmlichen Landstraßen, wird das Reisen durch die übertriebenen Preise der Eilwagen und Dampfboote erschwert. Die Ueberfahrt von Marseille nach Cadiz ist bei weitem theurer, als die Ueberfahrt von Marseille nach Konstantinopel; sie kostet nicht weniger als 480 Franken. Ich glaube schon bemerkt zu haben, daß sich die Eilwagen auf gleiche Entfernung noch stärker bezahlen lassen, als die Dampfboote. Das auffallendste Beispiel davon finde ich hier in Valencia. Ein Platz im Coupé des Eilwagens von hier nach Madrid kostet nicht weniger als 20 Piaster, obgleich die Entfernung zwischen Valencia und der spanischen Hauptstadt nur 65 Leguas beträgt. Dagegen sind die Preise der Wagen, welche den Dienst zwischen benachbarten Orten versehen, zuweilen unbegreiflich wohlfeil, so daß ich manchmal weniger als einen Real für die Legua bezahlt habe, die in den großen Diligencen, wie man gesehen hat, bis zu sechs Realen kostet.

Mit einiger Verwunderung finde ich in Spanien, und besonders hier in Valencia, eine Menge sehr guter und oft wirklich schöner Pferde und Maulthiere. Ich bildete mir ein, daß der Bürgerkrieg mit seinen Verwüstungen und mit seinen Requisitionen die Pferdezucht in Spanien vollends zu Grunde gerichtet habe, und ich sehe, daß dieselbe, nach ihren hiesigen Produkten zu urtheilen, in weit besserer Verfassung ist, als in Frankreich, wo man es nicht über die Zucht von guten Fracht- und Postpferden hinausbringt. Kein Lohnkutscher in Valencia hat ein Pferd vor seiner Tartane, das nicht mit allen Ehren in dem schönsten Dragonerregiment dienen könnte. Und diese Pferde sind

auffallend wohlfeil. Auf mehrfache Fragen habe ich immer zur Antwort erhalten, daß die besten derselben mit ungefähr tausend Realen bezahlt werden. Die Maulthiere sind hier wie überall viel theurer, als die Pferde, weil sie weniger Futter nöthig haben, stärker arbeiten und länger dauern. Der Eilwagendienst wird in Valencia schon durchweg mit Maulthieren betrieben, während man in Catalonien fast nur Pferde vor den Diligencen sieht. Unbegreiflich ist für mich der hohe Wuchs und die Stärke vieler dieser Maulthiere. Die hiesigen Pferde sind von mittlerer Größe, die Esel sind kaum höher und schöner, als die unsrigen, und gleichwohl sehe ich hier Maulthiere, deren Wuchs und Gliederbau mich an die holsteinische Pferderace erinnern. So viel ich auch nach allen Seiten hin frage, Niemand weiß mir Rechenschaft von den Ursachen dieser Erscheinung zu geben, die Landeseingebornen beschränken sich vielmehr darauf, sich mit mir über dieselbe zu wundern.

An Denselben.

Valencia, 11. Mai.

Die Zeitungspolitik, von der wir selbstgefällig zu glauben gewohnt sind, daß sie mit ihren vielen tausend Stimmen die entferntesten Winkel der civilisirten Welt erfülle, macht sich hier in Valencia, der dritten oder vierten Stadt des spanischen Reiches, kaum durch einen schwachen Wiederhall vernehmlich. Während Barcelona vier rührige Zeitungen besitzt, die sich alle, trotz des militärischen Regimentes, das auf Catalonien lastet, ziemlich lebhaft mit den politischen Tagesinteressen beschäftigen, von denen jede eine zahlreiche und begierige Lesewelt findet, erscheint in Valencia nur ein einziges armseliges Blättchen, das Diario mercantil, welches sein kümmerliches Leben fast ausschließlich mit

magern Auszügen aus den Madrider Zeitungen fristet, und das höchstens über Lokalangelegenheiten ein kleinlautes eigenes Wörtchen einzuschalten wagt. Von den Madrider Blättern verirren sich nur sehr wenige Exemplare hierher, so daß man förmlich Jagd machen muß, um eines derselben habhaft zu werden, und was die ausländischen, d. h. die französischen Zeitungen betrifft, die in Barcelona in jedem Kaffeehause aufliegen, so würde es hier für eine Art Schwärmerei gelten, wenn man nach ihnen auch nur fragen wollte. Und gleichwohl ist Valencia ein nicht unwichtiger Handelsplatz, und gleichwohl hat es mit seinen Vorstädten eine Bevölkerung von 120,000 Menschen. Man würde vermuthlich weit über die Wahrheit hinausgehen, wenn man annähme, daß sich unter dieser Einwohnerzahl fünfhundert Personen befinden, die wenigstens dann und wann eine Zeitung zur Hand nehmen. Die eifrigsten Zeitungsleser, welche es hier gibt, sollen verschiedene Klassen von Beamten seyn, und man führt es als einen starken Beweis von der Duldsamkeit der gegenwärtigen Regierung an, daß mehrere jener Beamten auf Oppositionsblätter abonnirt seyn dürfen, ohne deßhalb beunruhigt zu werden.

Zumal unter dem Personal der hiesigen Zollverwaltung herrscht, wie es heißt, eine gewisse Verstimmung gegen die Regierung. Wenn die Thatsache wahr ist, so muß sie ihre Ursache wohl nicht darin haben, daß die Regierung an die Dienstpflicht der Zollbeamten zu starke Zumuthungen stellt, denn der Schmuggelhandel wird nach einstimmiger Versicherung in diesem Augenblick stärker und mit besserem Erfolg betrieben, als zur Zeit Espartero's, dem es bekanntlich als eines seiner großen Verbrechen angerechnet wurde, daß er dem Ueberhandnehmen der Contrebande nicht steuern könne, oder vielmehr, daß er ihr seinen Freunden, den Engländern zuliebe nicht steuern wolle. Von Zeit zu Zeit wird freilich mit großem Geräusch bekannt gemacht, daß hier oder dort so und so viel Ballen verbotener Waaren in Beschlag genommen seyen, aber für jeden Ballen, der aufgefangen wird, kommen hundert wohlbehalten über die Grenze.

Im vorigen Monat sollen allein im Königreich Murcia an tausend Pferdeladungen fremden Tabaks gelandet seyn — eine Angabe, die nichts Uebertriebenes hat, wenn man sie mit der Thatsache zusammenhält, daß von Gibraltar aus laut der in Porters Progress of the nation enthaltenen amtlichen Zahlen in den letzten Jahren je acht Millionen Pfund Tabak nach Spanien eingeführt sind. Die Franzosen, welche den Engländern das Schmuggelhandwerk mit so vieler Bitterkeit vorzuwerfen pflegen, treiben dasselbe Gewerbe mit nicht minder gutem Erfolg über die Pyrenäengrenze hinüber. Aus den vom französischen Handelsministerium veröffentlichten Zollregistern ergibt sich, daß 1842 oder 1843 — ich bin der Zahl nicht gewiß — für 36 Millionen Franken Baumwollenwaaren von Frankreich nach Spanien eingeführt, d. h. eingeschmuggelt sind, denn die Baumwolleneinfuhr ist in Spanien bekanntlich verboten. In Bayonne, in Perpignan, in Marseille wird die Contrebande nach Spanien, je nach der Natur der Waaren, gegen 15 bis 30 Procent versichert, und die Assekuranzen machen dabei goldene Geschäfte. Auf der andern Seite ist es nicht schwer sich einen ungefähren Begriff davon zu machen, wie viel der spanische Staatsschatz bei dem fremden Schmuggelhandel verliert, oder, um richtiger zu reden, wie viel er gewinnen würde, wenn er die Waaren, die trotz des gesetzlichen Verbotes eingeführt werden, mit einem verhältnißmäßigen Zoll belegte, vorausgesetzt natürlich, daß er im Stande wäre, sich die wirkliche Erhebung dieses Zolles zu sichern. So kann man z. B. annehmen, daß für den englischen Tabak eine Steuer von einem Piaster auf das Pfund nicht zu schwer seyn würde, denn unter Tabak sind hier Cigarren, und zwar größtentheils feine Cigarren zu verstehen. Der Staat büßt also der Porter'schen Angabe gemäß nicht weniger als acht Millionen Piaster ein, die er bei einem veränderten Zollsystem und bei einer geregelten Zollverwaltung von einem einzigen Artikel des brittischen Schmuggelhandels erheben könnte. Es stünde zu wünschen, daß diese und ähnliche Summen wenigstens dem spanischen Verzehrer zu gut kommen möchten, allein es ist zu bezweifeln,

daß dem so sey, es ist vielmehr einleuchtend, daß wenigstens ein sehr großer Theil derselben in Händen der Assekuranten, der Contrebandisten und der sonstigen Vermittler des Schmuggelhandels hängen bleibt, deren Schmarotzerexistenz bei einem öffentlichen und gesetzlichen Verkehr wegfallen würde. Dem Tabaksschmuggel leistet übrigens der Staat selbst den stärksten Vorschub durch den Mißbrauch, den er mit seinem Monopol treibt, indem er eine ebenso schlechte als theure Waare auf den Markt bringt, den er sich ausschließlich vorbehalten wissen will. Obgleich Spanien die Inseln Cuba, Puertorico und Manila besitzt, liefert die spanische Regierung doch aus ihren Magazinen viel weniger guten Tabak, als z. B. die französische. Man glaubt hier, und wohl nicht mit Unrecht, daß diesem Uebelstand, dessen große Bedeutung für den Schmuggelhandel auf den ersten Blick klar wird, nur durch eine Verpachtung des Tabaksmonopols abgeholfen werden könne, und man bedauert deßhalb lebhaft, daß der zu solchem Ende vor einiger Zeit mit dem Hause Salamanca abgeschlossene Vertrag rückgängig gemacht sey. In der That ist aller Grund vorhanden zu glauben, daß jener Vertrag, obgleich der darin ausgemachte Pachtpreis sehr niedrig war, dem Staate indirekt und besonders für die Zukunft wesentliche Vortheile gewährt haben würde.

Gewiß ist es, daß die Finanzlage und der Verwaltungszustand Spaniens nicht so verzweifelt sind, als man von gewissen Seiten her versichern zu hören gewohnt ist. Spanien braucht nicht auf die Erscheinung eines übermenschlichen Staatsgenies, eines politischen Messias zu warten, seine jetzige Regierung kann mit einiger Kraft und Einsicht von einem Tage zum andern die wirksamsten Verbesserungen in den ökonomischen Verhältnissen des Landes vornehmen, und ich fange an das Wort eines in der Verbannung lebenden spanischen Staatsmannes zu begreifen, der sich vor ein paar Wochen in meiner Gegenwart anheischig machte, der spanischen Finanznoth, und damit dem ganzen Verwaltungselend binnen drei Jahren ein Ende zu machen, wenn man die nöthigen Gewalten in seine Hände legen wolle. Damit

soll natürlich nicht gesagt seyn, daß ich an die buchstäbliche Erfüllung eines solchen Versprechens glaube, sondern nur, daß ich das feste Vertrauen auf die Möglichkeit einer raschen Wiederherstellung der spanischen Finanzen und des ganzen spanischen Verwaltungssystemes erklärlich finde. Ob jener Politiker, Hr. M., der sich jedenfalls in den Staatsgeschäften als einer der fähigsten Köpfe seines Landes bewährt hat, auf seinem Wege zum Ziel gelangen würde, ist eine zweite Frage. Hr. M. hat mich nicht vollständig in seinen Plan eingeweiht, aber er hat mir wenigstens einige Punkte desselben angedeutet. Er will z. B. die Ordnung des Staatshaushaltes mit der Verabschiedung des Heeres, außer der Artillerie und den Ingenieurcorps anfangen, und statt desselben eine gute Gendarmerie und eine Flotte herstellen. Da Spanien allem Anschein nach für lange Zeit in Frieden mit seinen beiden Landnachbarn lebt, so hat es nach der Meinung des Hrn. M. vorderhand nur eine bewaffnete Polizeigewalt nöthig, denn für die innere Sicherheit, sagt Hr. M., ist das Heer in Spanien niemals eine Stütze, sondern immer nur eine Gefahr gewesen; das Heer hat in Spanien noch keine Staatsgewalt vor dem Sturze bewahrt, wohl aber hat es selbst mehr als eine Revolution gemacht. Zur Ausführung seiner Entwürfe verlangt Hr. M., wie gesagt, außerordentliche Vollmachten, d. h. er will, daß die Cortes ihm vorläufig so weit freie Hand lassen, daß sie sich nur die vorgängige Kenntniß seiner Organisationsmaßregeln und etwa auch ein Veto gegen dieselben vorbehalten; mit der vorgängigen parlamentarischen Diskussion, versichert Hr. M., werden wir in Spanien nie zum Ziele gelangen, nie etwas Haltbares fertig bringen — eine Behauptung, die im Munde eines Mannes, der seit langer Zeit als ein Hauptführer der exaltirten Partei auf der öffentlichen Bühne gestanden hat, immerhin sehr auffallend klingt.

Der Reisende wird hier in Valencia auf Schritt und Tritt daran erinnert, daß er den Boden des fleißigen und wohlhabenden Cataloniens verlassen hat. Auch hier herrscht ohne Zweifel in Stadt und Land ein gewisser Wohlstand, aber neben demselben

besteht viele Armuth, die sich in den Kirchen, auf den Gassen überall in der zudringlichsten Gestalt zeigt. Die Bettelei, wahrscheinlich ein Erbstück des Klosterwesens, das vor der Revolution hier so stark in Flor war, wie in irgend einer Stadt Spaniens, die Bettelei wird in Valencia zu einer wahren Plage, zumal für den Fremden, welcher sich sogar oft von Personen angesprochen sieht, deren Aeußeres durchaus nicht von Dürftigkeit zeugt. Dieses Bettelwesen beschränkt sich indessen auf die Stadt, und in der ganzen Huerta, die ich weit und breit durchstreift habe, ist es mir nicht ein einzigesmal vorgekommen, um ein Almosen angesprochen zu werden.

Der Bauer in der Ebene von Valencia, obgleich er nur Pächter ist und einen schweren Pachtzins zu zahlen hat, verdankt seiner Nüchternheit und seiner Arbeitsamkeit einen ziemlich allgemeinen Wohlstand, der sich zumal durch sauber gehaltene Wohnungen zu erkennen gibt, die mit allerlei Hausrath reichlich versehen sind. Der Kleiderluxus des valencianischen Landmannes beschränkt sich auf ein feines und immer weißes Leinwandhemd, dem es gewöhnlich nicht an einer Brustkrause oder an zierlichen Stickereien fehlt. Sein übriger Anzug besteht in einer weiten Leinwandhose, die nur bis auf die Kniee herabreicht, und in der wollenen Decke, welche dem spanischen Bauer statt des Mantels dient, und die von so gutem Stoff ist, daß sie, obgleich sie höchstens vier Piaster kostet, nur alle fünf oder sechs Jahre erneut zu werden braucht. Da in ähnlicher Weise auch alle andern Bedürfnisse des Bauers auf ein unglaubliches Minimum zurückgeführt sind, da ihn der Putz seiner Frau fast ebenso wenig kostet als die Erziehung seiner Kinder, da er an den Staat nur geringe und an die Kirche gar keine Abgaben mehr zu zahlen hat, so begreift man, daß er ungeachtet der starken Pachtpreise es oft dahin bringt, beträchtliche Kapitalien anzusammeln, deren Besitz jedoch in allen seinen häuslichen und persönlichen Gewohnheiten nicht das Mindeste ändert, und die er am sichersten in der Erde geborgen glaubt. Der Eigenthümer des Grundes und Bodens wohnt meistens in Valencia, wo er in

behaglicher Stille eine fortwährende Siesta hält, die durch das Frühstück, das Mittagsmahl und das Abendessen, den Spaziergang und das Schauspiel nicht sowohl unterbrochen, als unterhalten und fortgesetzt wird. Die jeden Besitzstand bedrohenden ökonomischen Theorien, welche in andern Ländern in tausend Köpfen gähren, sind bis jetzt noch nicht bis nach Valencia vorgedrungen, und es wird wohl noch lange währen, ehe der Bauer in der Huerta daran denkt den Grundeigenthümer für den Schweiß, den er für ihn vergießt, zur Rechenschaft zu ziehen.

An Denselben.

Valencia, 12. Mai.

Die Umgebungen von Valencia bieten wenig Stoff für die Schaulust und die Neugier des Reisenden. Um wenigstens einen historisch merkwürdigen Punkt zu finden, muß man bis nach Murviedro, fünf Stunden von der Hauptstadt des Königreiches entfernt, gehen, wo noch manche Baureste Zeugniß geben von den Zeiten des alten Sagunt, an dessen Stelle, wie man weiß, das heutige Murviedro steht. Die unmittelbare Nachbarschaft von Valencia hat weder geschichtliche Denkmale noch großartige Naturschönheiten aufzuweisen, und ihr ganzer Reichthum besteht in dem üppigen Pflanzenwuchs der Huerta und ihrem ewig blauen Himmel. Der Rand der Huerta wird von einem Halbkreise dürrer, röthlich-grauer Berge eingefaßt, deren Anblick auch hier den schroffen Gegensatz von Wüste und Oasis vergegenwärtigt, auf welchen man fast im ganzen Spanien bei jedem Schritte stößt.

Zweimal im Jahre, am Martins- und am Catharinentage, machen die Valencianer in Masse eine allgemeine Landpartie — in die Wüste hinein. Das Ziel dieser Ausflüge, an denen alles

Theil nimmt, was etliche Piaster für einen Wagen in der Tasche oder, in deren Ermanglung, auch nur ein paar rüstige Beine hat, ist die Dehesa, eine Landzunge, welche sich im Westen der Stadt zwischen dem Meere und einem Meerbusen, der den Namen des Sees von Albufera führt, mehrere Stunden weit hinzieht. Da ich ungeachtet aller lockenden Schilderungen, welche man mir von diesen Volksfesten gemacht hat, doch nicht füglich bis zum Sanct-Martinstage hier bleiben kann, so entschloß ich mich gestern, auf eigene Hand und allein die Fahrt nach der Dehesa zu unternehmen.

Am Thore angekommen, wurde ich wie gewöhnlich von einem Haufen Tartanenkutscher umringt, welche mir wetteifernd ihre Dienste anboten. Von dritthalb Piastern war der Mindestfordernde bald auf vier Pesetas heruntergegangen, während ich starr und steif bei meinem ersten Gebote von drei Pesetas (etwa anderthalb rheinischer Gulden für einen Ausflug, welcher fünf bis sechs Stunden dauern sollte) blieb. Um den Handel rascher zum Schlusse zu bringen, machte ich Miene, fortzugehen, als ein Kutscher, der zufällig den Weg entlang kam, anhielt, mir auf mein zum letztenmal wiederholtes tres pesetas sein corriente! zurief, mich in den Wagen warf und unter den hintendrein schallenden Flüchen seiner Cameraden mit mir davon trabte. Erst an dem nächsten Scheidewege fiel es dem Tartanero ein, mich zu fragen, wohin ich denn eigentlich wolle; denn er hatte, wie ich jetzt erfuhr, von der ganzen vorhergegangenen Unterhandlung nichts gehört, als jene beiden Worte. Als ich ihm den See von Albufera nannte, empfand er augenscheinlich eine Anwandlung von Reue darüber, seinen Collegen so rasch in den Kauf gefallen zu seyn, aber er wußte sich bald mit dem Gedanken zu trösten, daß die Andern mich zuletzt doch für denselben Preis gefahren haben würden.

Auf gräßlichen Wegen führte mich mein Kutscher eine Stunde lang durch die strotzenden Feldgärten der Huerta, die mit Früchten aller Art in buntem Wechsel bebaut sind. Ein Getreidefeld ist hier eine Art Wald. Halme über mannshoch, dicker als Pfeifenstiele, und so dicht an einander gedrängt, wie Palissaden. Die

Küchenkräuter erreichen fabelhafte Verhältnisse. Man sieht Kürbisse, welche hundert Pfund wiegen, und Melonen so groß wie unsere stärksten Kürbisse. In den meisten Feldern werden zugleich die edelsten Fruchtbäume in unglaublicher Menge gezogen. Aber der Boden gibt seine reiche Ernte nicht umsonst. Der hiesige Landmann zeigt eine Thätigkeit, von der ich früher nie ein Beispiel gesehen habe; er arbeitet fortwährend im Sturmschritt. Ueberall hört man das Aechzen des Wasserrades, welches aus der Tiefe der Erde das befeuchtende Element hervorholt, das der Himmel dem Boden von Valencia versagt. Der Bauer ist hier mit wenigen Ausnahmefällen nur Pachter des Bodens, dessen Eigenthümer seine Einkünfte in der Stadt in fauler Ruhe verzehrt; aber nach Gebrauch und Herkommen erben sich die einzelnen Grundstücke seit unvordenklichen Zeiten immer in denselben Familien fort, so daß die Nachtheile der Pachtwirthschaft durch dieses Ueberbleibsel patriarchalischer Sitte zwar nicht gehoben, aber doch bedeutend gemildert werden. Die Wohnung des Bauers, welcher gewöhnlich inmitten seines Grundstückes lebt, ist klein und einfach, aber von dauerhaftem Bau, sauber gehalten und mit allerlei blinkendem Hausrathe reichlich versehen.

Eine Stunde von Valencia hört der gartenmäßige Anbau und die Baumvegetation auf, und man tritt in die Zone der Reißfelder ein. Der Reiß, kaum spannenlang, steht jetzt noch in den Beeten, in welche er gesät ist und aus denen er später Halm bei Halm auf die Felder gepflanzt wird. Alle jene Beete werden unter Wasser gesetzt, über dessen Spiegel die jungen Reißpflanzen kaum mit ihren Spitzen hervorragen. Wie aller Orten, so auch hier ist der Reißbau äußerst ungesund, indem die Unterhaltung der fortwährenden Feuchtigkeit, welche er nöthig macht, sehr oft böse Fieber veranlaßt.

Die Reißfelder werden von einem Canale durchschnitten, welcher aus dem See von Albufera wahrscheinlich bis nach Valencia geführt werden sollte, aber unvollendet geblieben ist und ohne alle Veranlassung mitten in der Ebene aufhört. Mein Kutscher, dessen vorhin erwähnte Gewissensbisse sich erneuert

haben mochten, fuhr mich an den Rand des Canals und hielt dort still, indem er ausrief: „So wären wir denn endlich angekommen!“ Als ich ihn auf diese Worte mit großen Augen fragend ansah, setzte er dienstfertig hinzu: „Wir können auch in das Wasser hineinfahren, wenn Sie wollen,“ und ehe ich Zeit gehabt, zu antworten, ließ er das Pferd mit der Tartane hineinwaten, indem er mir zugleich mit ächt valencianischer Beredsamkeit von allerlei fremdartigen Dingen vorschwatzte, um mich zu zerstreuen und mich nicht zu Worte kommen zu lassen. „Wollen wir jetzt umkehren?“ schloß er endlich, nachdem er einige Minuten im Wasser gehalten hatte. „Bewahre Gott!“ antwortete ich, „wir wollen im Gegentheil weiter fahren nach dem See von Albufera.“ „Wir können nicht weiter,“ versetzte der Kutscher mit einer Miene, die durchaus ehrlich seyn wollte, „der Canal wird zu tief.“ — „Wir setzen den Weg auf der Straße fort,“ sagte ich kurz und trocken. — „Aber Sie werden weiterhin nicht mehr sehen, als hier auch, und dieß Wasser kommt ja aus dem See von Albufera.“ Ich antwortete auf dieß Argument in einer Weise, welche ihm begreiflich machte, daß mit mir nichts zu gewinnen sey, und so verstand er sich denn zur Fortsetzung der Reise, und zwar, wider meine Erwartung, ohne allen Groll und üble Laune; er blieb im Gegentheile eben so freundlich und schwatzhaft wie zuvor, und er fuhr fort, mich auszufragen über Land und Leute meiner Heimath, ob dort auch die Sonne scheine, ob es dort Pferde und Kühe gebe, und wie viel man dort für eine Fahrt in der Tartane bezahle.

Nachdem wir noch anderthalb Stunden lang über Stock und Stein weiter geholpert waren, sah ich endlich den See vor mir liegen. Am östlichen Ende desselben, da, wo der Canal in ihn einmündet, liegt ein kleines Fischerdorf, El Salero geheißen, dessen Küche mir der Kutscher mit so lebhaftem Enthusiasmus gerühmt hatte, daß ich in Ermanglung eines dringenderen Beweggrundes schon aus bloßer Neugier ihre Bekanntschaft gesucht haben würde. Aber der dringendere Beweggrund fehlte zufälligerweise nicht, denn zwölf Uhr war inzwischen herangekommen,

und für eine Natur, die noch immer unter dem Einflusse deutscher Gewohnheiten steht, bleibt die Mittagsstunde immer von einer gewissen Bedeutung.

„Nun, wo ist denn das Wirthshaus?“ fragte ich den Kutscher, als er mitten in der menschenleeren Straße des Dorfes hielt. — „Es gibt kein Wirthshaus hier,“ erhielt ich zur Antwort, „und wir müssen den guten Willen der Leute in Anspruch nehmen, wenn wir etwas zu essen haben wollen.“ Ich hatte auf die öde, abgestorbene Miene des Dorfes hin kein großes Vertrauen auf die Gastfreundschaft der Einwohner von El Salero, aber mit Unrecht, denn der Kutscher machte sehr rasch eine Hausfrau ausfindig, die mir ihre Schüsseln und Pfannen und ihre Dienste zur Verfügung stellte, vorausgesetzt, daß ich ihr die nothwendigen Bestandtheile meines Mittagsmahles selbst liefere. Da es sich hier überhaupt nur um ein sehr einfaches Nationalgericht handelte, dessen Stoffe an Ort und Stelle in Ueberfluß vorhanden sind, so war bald geholfen. Während man von der einen Seite Reiß herbeischaffte, ging ich, mit einem Korbe am Arm, in das benachbarte Fischerhaus, um kleine Meeraale einzukaufen, deren ich fünf für einen Real erhielt. Bei der Rückkehr mit meinem Einkaufe fand ich schon ein prasselndes Reisigfeuer in dem Kamine der Wirthin, welche mir überdieß die beruhigende Versicherung gab, daß ich in einer Stunde den Tisch gedeckt finden werde.

Ich benutzte diese Zeit zu einem Spaziergange in die Dehesa, welche einige hundert Schritte vom Dorfe anfängt und sich schon, wie gesagt, eine oder fünf Stunden weit zwischen dem Meere und dem See von Albufera herzieht. Diese Landzunge besteht aus feinem weißem Sande, dessen Oberfläche so beweglich ist, daß sie unter jedem Windstoße ihre Gestalt verändert. In dieser Wüste hat nun gleichwohl ein großer Fichtenwald Wurzel geschlagen, zwischen dessen Stämmen hier und da ein dorniger Strauch oder eine einsame Graspflanze mitten aus dem lockern Sande hervorwächst. Bei jedem Schritte in der Dehesa stieß ich auf etwas Neues, auf etwas Ueberraschendes, hier auf eine fremd-

artige Blume, die ich nie gesehen, dort auf einen Schmetterling der seltensten Art oder auf riesenhafte Käfer, deren wundersames Treiben ich bisher nur aus Büchern kannte. Der Ameisenbär, an den ich vielleicht nie noch gedacht, seitdem ich Raffs Naturgeschichte gelesen, zeigte sich mir hier von Angesicht zu Angesicht in seiner Raubhöhle. Mir war, als ob mir vom Orient träumte. Ein vielstimmiges Geläute, das tief aus der Dehesa hervorschallte, mischte indessen bald heimathliche Erinnerungen in meine orientalischen Phantasien. Ich horchte hoch auf, aber es war keine Ohrentäuschung, ich hörte in der valencianischen Wüste dasselbe Heerdengeläute, welches ich bisher nur in den deutschen Bergen einheimisch geglaubt hatte. Noch einige hundert Schritte weiter, und ich sah die Heerde vor mir, lauter stattliche braune Thiere, denen ich hätte liebkosen mögen, wie alten Bekannten, die man unerwartet in der Fremde trifft. Leider mußte ich indessen wahrnehmen, daß mir von der andern Seite eine weniger freundschaftliche Aufmerksamkeit zu Theil wurde, und um unter den jungen Stieren der Heerde nicht etwa den Gedanken an ein Menschengefecht aufkommen zu lassen, der ihnen sehr nahe zu liegen schien, machte ich mich bei Zeiten auf einen klüglichen Rückzug.

Im Hause der Wirthin wartete bereits ein großer irdener Napf mit dem dampfenden Gerichte auf mich, von welchem mir der Tartanero zungenschnalzend gerühmt hatte, daß jeder Bissen desselben eine Peseta werth sey. Ich lud den Mann natürlich zu Gaste, und er setzte sich ohne Zwang und mit dem besten Anstande zu mir zu Tische. Wie das Mahl, so theilten wir redlich das Tafelzeug des Hauses; das heißt: ich nahm die hölzerne Gabel und der Tartanero den hölzernen Löffel, welche die Wirthin zu unserer Verfügung hatte. Die Schüssel, die aus Reiß, jungen Erbsen, Artischoken und meinen Aalen bestand, und welche ich nach der mir gegebenen Anweisung reichlich mit Citronensaft tränkte, rechtfertigte vollkommen das Lob des Tartanero, und wir thaten ihr beide die gebührende Ehre an.

Nach dem Essen machte ich einen Spaziergang an dem Ufer

des Sees, welcher mit unzähligen Segelbarken besetzt war, die einen nach langer Windstille eingetretenen Luftzug benutzten, um nach Valencia hinaufzufahren. Die Töne einer lustigen Musik riefen mich in das Dorf zurück, wo ich einen Haufen junger Leute um einen Fischersmann gruppirt fand, der mit dem Ausdrucke der behaglichsten Selbstzufriedenheit in der Thür seines Hauses halb sitzend und halb liegend die Guitarre spielte, während einer seiner Cameraden mit zwei Löffeln von Buchsbaum die Castagnetten dazu schlug. Von Zeit zu Zeit begleitete der Fischer sein Spiel mit den Versen eines leichtfertigen Liedchens, in welches der Chor durch schallendes Gelächter einstimmte. Die Leute gaben mir mit artiger Miene Zutritt und unterhielten sich mit mir in der ungezwungensten Weise, ohne große Zuvorkommenheit, aber auch ohne Zurückhaltung. Endlich mußte ich den Tartanero, der inzwischen die Guitarre zur Hand genommen hatte, zum Aufbruche mahnen, und bei der Rückkehr nach der Stadt konnte ich mir sagen, daß ich meinen Tag nicht verloren und daß ich mir durch meinen kleinen Ausflug eine ganze Reihe heiterer Erinnerungen erkauft habe.

Heute Morgen nun habe ich dem interessantesten Punkte in Valencia meinen letzten Besuch gemacht, denn in ein paar Stunden gehe ich mit dem Dampfschiffe auf und davon nach Alicante, Cartagena und Malaga. Der Abschied von der Kathedrale ist mir am schwersten geworden, und ich glaube wahrhaftig, daß ich in ihr einen Theil meines Herzens zurücklasse. Die Hauptkirche von Valencia besitzt nämlich ein Bild, vor welchem mir die Wahrheit der Geschichte des Pygmalion aufgegangen ist. Ich spreche von dem Marienbilde des Juanes, wenn anders Juanes unter jenen Zügen wirklich die Maria hat darstellen wollen. Diese Jungfrau ist keine Himmelskönigin, aber ein himmlisches Erdenweib. Sie hat ein wundersüßes Geheimniß im Herzen, und sie fleht gesenkten Blickes und mit gefalteten Händen, daß ihr das Geständniß erlassen werde. Wenn sie die Lippen öffnete und die Augen aufschlüge, ich würde mein Leben geben für ein Wort und für einen Blick.

Ich stieg auf den Miguelete, um von dort oben herunter einen letzten Scheidegruß auf Valencia und seine im vollen Glanze des Frühlings prangende Ebene zu werfen.

Quanto mas la vee hermosa
Mas le crece su pesar — [1]

hätte man von mir sagen können, wie das Lied von dem alten Mauren, der von einem solchen Thurme auf die hartbedrängte Stadt seiner Väter und auf ihren Paradiesgarten herabsah, als der Cid mit Heeresmacht vor Valencia lag, dem die Almoraviden den Entsatz verweigerten.

„O, Valencia, o Valencia!" ruft der Maure:
„Digna de siempre reinar,
Si dios de té no se duele,
Tu honra va á apoçar! —
Los cuatro muros caudales
Do fuiste el muro á asentar
Para llorar, si pudiesen,
Se querrian ayuntar. —
Tu rio tan caudaloso,
Tu rio Guadalaviar
Con las otras aguas tuyas
De madre salido ha.
Tus arroyos cristalinos,
Turbios siempre vendran
Tus fuentes y manantiales
Todos secado se han. —
Los montes, campos y tierras
Que tu solias mandar
El humo de los sus fuegos
Tus ojos cegado ha.
O Valencia, o Valencia,
Dios te quiera remediar! [2]

[1] Je schöner sie sich ihm zeigt, desto größer wird seine Trauer.

[2] „O Valencia, o Valencia! du zur ewigen Herrschaft Berufene! wenn Gott sich deiner nicht erbarmt, so ist es um deine Ehre geschehen. Deine vier Mauern, wenn sie könnten, würden sich gegen einander neigen, um mitsammen zu weinen. Dein sonst so wasserreicher Fluß, dein Fluß Guada-

Aber Allah half nicht, und der Ritter von Vibar zog als Herr und Meister in die maurische Königsstadt ein. Der spanische Volksdichter in einer andern Romanze läßt den Sieger mit der Großmuth des ächten Heldensinnes sprechen:

Cuidá de los doloridos
Y los muertos sosterrad.
Decildes á los cuitados,
Y á los cuitados contad
Que el saber nueso en la guerra
Es humilde en la paz.
Que no quiero sus faciendas
Nin se los he de tirar,
Nin para mis barraganas
Sus fijas he de tomar;
Que yo no uso mugeres
Sino la mia natural. [1]

Die Geschichte nun aber, oder doch wenigstens der Bericht der arabischen Geschichtschreiber, steht leider nicht ganz im Einklange mit dieser poetischen Schilderung des ritterlichen Auftretens des Cid in dem eroberten Valencia. Eine arabische Darstellung der Eroberung von Valencia, deren spanische Uebersetzung vor mir liegt, erzählt, wie folgt:

„Ahmed ben Cheaf (der zeitweilige Gewalthaber in Valencia) machte einen Vertrag mit ihm (dem Cid) für sich, seine Familie

laviar und deine übrigen Gewässer haben ihr Bette verlassen; deine krystallenen Bäche kommen mit trüben Wellen, deine Quellen und Brunnen sind ausgetrocknet. Die Berge und Ebenen und die Gefilde, in denen du herrschtest, sind verbrannt, und der Rauch ihrer Flammen hat deine Augen geblendet. O Valencia, Valencia, möge Gott dir helfen!"

Diese Romanze ist die Nachahmung eines arabischen Originals, von welchem der Romancero von Sepulveda eine wörtliche prosaische Uebersetzung enthält.

[1] „Habt Sorge für die Verwundeten und begrabt die Todten. Sagt es den Bekümmerten allen, Männern und Weibern, daß unsere Kraft im Kriege zur Milde wird im Frieden. Ich will weder Habe, noch will ich ihre Töchter zu Beischläferinnen, denn ich gebrauche kein Weib außer dem, welches mir eigen ist."

und die Bevölkerung der Stadt, des Inhalts, daß Niemand unter keinem Vorwande und aus keinem Grunde in seiner Person oder seiner Habe beschädigt werde, und der Campeador versprach ihm sogar, ihn im Besitze der Regierung zu lassen. Auf diese Bedingungen hin wurden die Thore geöffnet, und der Campeador — den Allah verdamme! — zog mit allen seinen Leuten und Bundesgenossen in Valencia ein. Dieß geschah im ersten Monat Dschemmada des Jahres 487. Als der Cid mit seinen Christen und seinen Moslemin in der Stadt lag, ließ er sich anfangs seine Absichten nicht merken, so daß er Ahmed ben Cheaf, welcher fortfuhr, die Stadt als Cadi al coda zu verwalten, das größte Vertrauen, das Gefühl der vollkommenen Sicherheit einflößte. Aber am Tage des Jahreswechsels, in dem Augenblicke, wo Ahmed ben Cheaf es am wenigsten vermuthete, setzte der Cid ihn mit seiner ganzen Familie gefangen. Dieß geschah, um ihn zu zwingen, daß er sage, wo die Schätze des Königs Vahye Alcadir verborgen seyen, und um dieß Geständniß zu erwirken, sparte der Cid weder Versprechungen, noch Bitten, noch Drohungen, noch Lügen, noch Martern. Zuletzt ließ er auf dem Markte in Valencia ein großes Feuer anzünden, welches so gewaltige Flammen schlug, daß man in weiter Entfernung davon versengt wurde. Dorthin befahl er Ahmed ben Cheaf mit seinen Kindern und seiner Familie zu schleppen und sie alle zu verbrennen. Dagegen nun erhoben alle Anwesenden, sowohl Christen als Moslemin, lautes Geschrei, indem sie verlangten, daß er wenigstens die Kinder und die unschuldige Familie verschone, was der grausame Campeador erst nach langen Bitten bewilligte. Er ließ für den Cadi auf demselben Markte ein Loch graben, in welches Ahmed ben Cheaf bis an den Gürtel versenkt wurde. Hierauf brachte man Holz herbei, legte es rings um den Cadi herum und zündete es an, so daß eine große Flamme aufschlug. Da verhüllte der Cadi Ahmed sein Gesicht und rief den Namen des barmherzigen Gottes an, und das Feuer stürzte auf ihn und verzehrte seinen Körper in kurzer Zeit, und seine Seele ging ein in die Barmherzigkeit Allahs. Dieß geschah am fünften Tage des

ersten Monats Dschemmada des Jahres 488, in demselben Monate, in welchem Jahres zuvor der verfluchte Campeador mit den Rächern des Königs Vahye Alcadir in Valencia eingerückt war."

Diese Erzählung sieht leider nicht aus wie eine Lüge.

An Denselben.

Malaga, 15. Mai.

In keinem Dinge macht sich der französische Einfluß in Spanien auffallender bemerklich, als in der Uniformirung der Truppen. Man findet hier zu Lande kaum irgend eine Waffengattung, die nicht äußerlich ein sklavisches Conterfei des entsprechenden französischen Truppenkorps wäre. Von der Polizeimütze des gemeinen Soldaten bis zur Galauniform des Generals ist jedes Uniformstück nach französischem Muster zugeschnitten, von dem man sich nur bei der Wahl der Farben einige Abweichungen erlaubt hat. Die neuen Guardias civiles sind der französischen Gendarmerie so gedankenlos nachgeäfft, daß man selbst das garstige Safrangelb des Lederzeuges und den bei einer Polizeitruppe geradezu widersinnigen Dreimaster derselben beibehalten zu müssen geglaubt hat. Eine solche Armuth der Erfindung, eine solche Unselbstständigkeit in den geringfügigsten Dingen ist nicht gemacht, Vertrauen auf die Hände einzuflößen, die das spanische Staatsruder halten, um so weniger, als man als ziemlich gewiß annehmen kann, daß die spanische Regierung keineswegs durch eine wahre Sympathie für Frankreich und die französischen Einrichtungen, sondern nur durch Unfähigkeit und moralische Ohnmacht dazu gebracht wird, in militärischen Sachen die französischen Muster bis in die kleinsten Einzelheiten herunter

nachzuahmen. Daß indessen die spanische Staatsgewalt nicht die einzige ist, welche an dieser unfreiwilligen Unterthänigkeit gegen Frankreich darniederliegt, davon haben wir leider der kläglichen Beispiele genug, gleichviel ob dieselben in dem Schnitt der Soldatenröcke bestehen, oder etwa in einer Amtssprache, die für kein Rad in der Staatsmaschine einen einheimischen Namen mehr hat, und die geflissentlich darauf hinzuarbeiten scheint, die Begriffe des Volks von öffentlichen Verhältnissen vollends zu verwirren.

Ein Uebelstand von ähnlicher Art, aber von vielleicht noch größerer Bedeutung für Spanien ist die Ueberschwemmung des Landes mit französischem Gelde. Bei meinem bisherigen Aufenthalt in Spanien habe ich noch nicht einen einzigen Piaster zu Gesicht bekommen, sondern statt ihrer nur französische Fünffrankenthaler, die zu dem Preise von 19 Realen umlaufen, obgleich sie nur 18 Realen und einige zwanzig Maravedis werth sind. Die Piaster sind dagegen, zumal in den letzten Jahren, millionenweise nach Frankreich ausgeführt worden, wo man beim Einschmelzen derselben durchschnittlich drei Procent gewinnt. Noch einige Zeit, und die spanischen Thaler werden aus dem spanischen Verkehr gänzlich verschwunden seyn. Ich lasse es dahingestellt seyn, ob es in der Macht der spanischen Regierung steht, dem Eindringen des französischen Geldes Einhalt zu thun. Das mächtige Interesse, welches Spanien dabei hat, sich diese Art der Invasion vom Leibe zu halten, bedarf jedenfalls keines Beweises.

Auf dem wichtigsten Gebiet des spanischen Nationallebens hat Frankreich jedoch bis auf den heutigen Tag keinen Fuß zu fassen vermocht, nämlich in dem Herzen des Volkes. Es vergeht kein Tag, ohne daß ich eine neue Gelegenheit fände, Zeuge des unüberwindlichen Widerwillens zu seyn, den der französische Charakter und alles französische Wesen den Spaniern einflößt. Historische Beweggründe, und zumal die grollende Erinnerung an den Krieg gegen Napoleon sind ohne Zweifel die Hauptursachen jener feindseligen Stimmung; diese findet jedoch alle Tage frische Nahrung in der Anmaßung des französischen Urtheils und in der Geringschätzung, mit welcher sich dasselbe so oft über Spanien

ausspricht. Daher sind denn auch gewöhnlich diejenigen Spanier, welche in Frankreich selbst gelebt haben, gerade die heftigsten Gegner der Franzosen. Ihr Nationalgefühl hat fast immer von dem französischen Hochmuth zu oft und zu viel gelitten, als daß sie die Kränkungen, welche sie als Spanier erfahren haben, über der gastfreundschaftlichen Aufnahme vergessen sollten, die ihnen als Fremden überhaupt zu Theil geworden ist. Es gehört aber eine große Erbärmlichkeit der moralischen Natur dazu, um irgend Jemanden einen Vorwurf daraus zu machen, daß er für nationale Beleidigungen empfindlicher ist, als für persönliche Begünstigungen, oder wohl selbst für persönliche Wohlthaten. Man kann und soll allerdings von jedem wahrhaft männlichen Charakter fordern, daß er keine Begünstigungen und keine Wohlthaten von denen annehme, in welchen er die Beeinträchtiger seines Volks sieht, aber die Erlaubniß in einem fremden Lande zu reisen oder zu wohnen, ist heutzutage auch keine Gunst mehr, sondern ein gemeines menschliches Recht.

Leider muß die Ausübung dieses Rechtes hier in Spanien durch die Beobachtung von einer Menge der beschwerlichsten Förmlichkeiten erkauft werden. Ich will nicht von der Paß- und Zollplackerei sprechen, obgleich dieselbe hier ganz gewiß lästiger und kostspieliger ist, als in jedem andern Lande, Italien etwa ausgenommen, sondern nur von den abgeschmackten Bräuchen, denen der zur See Reisende hier in jedem Hafen im angeblichen Interesse der öffentlichen Gesundheit unterworfen wird. Um sich in Valencia nach Cartagena einzuschiffen, hat man nicht minder einen Gesundheitsschein nöthig, als um von Barcelona nach Valencia zu fahren, und so geht es die ganze Küste entlang. Es versteht sich von selbst, daß der Gesundheitsschein nur gegen gute Pesetas verabfolgt wird. In jedem Hafen, wo das Dampfschiff vor Anker geht, muß, ehe an die Landung zu denken ist, die Sanitätsbehörde abgewartet werden, die sich gewöhnlich mit ihrem Erscheinen nicht übereilt. Diese Behörde besteht in der Regel aus fünf oder sechs Personen, welche sich nicht etwa damit begnügen, die Schiffspapiere anzusehen, um sich zu vergewissern, ob das

Schiff aus keinem der Pest verdächtigen Lande kommt, sondern die mit der ernsthaftesten Miene von der Welt die Reisepapiere der sämmtlichen Passagiere durchstudiren, um sich zu überzeugen, ob auch jeder derselben die erforderliche Anzahl von Realen für den Papierwisch bezahlt hat, den man einen Gesundheitspaß nennt. Ja, hier in Malaga ist es uns sogar begegnet, daß man uns in Reih und Glied auf dem Verdeck aufmarschiren ließ, und uns, die Schiffsliste in der Hand, abzählte wie ein Rudel Remontepferde, weil in dem Geist der hochlöblichen Sanitätsbehörde Bedenken gegen die Ordnungsmäßigkeit oder Vollständigkeit jener Papiere aufgestiegen waren. Ich begreife nicht, wie es möglich ist, daß eine Regierung, der es mit ihrer eignen Aufgabe Ernst ist, eine lächerliche Amtskomödie dieser Art beibehalten kann, und noch weniger begreife ich, daß sich gebildete Männer finden, die sich selbst wenig genug achten, um eine Rolle in solcher läppischen Posse zu übernehmen.

Ich bin beinahe erstaunt, in Malaga eine spanische Stadt zu finden, die nicht zugleich eine Festung ist. Bis jetzt habe ich kaum den unbedeutendsten Flecken angetroffen, der nicht entweder von Alters her oder doch wenigstens seit dem letzten Bürgerkrieg Ringmauern hätte, die sich zur Noth vertheidigen lassen, und die in vielen Fällen mit dem unglaublichsten Erfolg vertheidigt worden sind. Die rühmliche Rolle, welche Valencia im Franzosenkrieg gespielt hat, habe ich schon erwähnt. Alicante, das freilich stärker befestigt ist als Valencia, das sich aber neben einem Platz zweiten Ranges, wie etwa Erfurt, gar armselig ausnehmen würde, haben die Franzosen, wenn ich nicht irre, gar nicht bezwingen können. Cartagena, eine der Hauptfestungen des Landes, die sich vielleicht mit Mainz oder Coblenz auf gleiche Linie stellen läßt, haben sie nicht einmal zu belagern gewagt. Die Stärke von Cartagena besteht hauptsächlich in fünf oder sechs Citadellen, welche den Zugang zu der Stadt von der Seeseite her ganz unmöglich machen, und gegen welche sich Cartagena, selbst wenn es vom Lande her genommen wäre, nicht behaupten lassen würde. Wenn Cartagena bei dem letzten Aufruhr von den königlichen

Truppen gleichwohl mit Waffengewalt genommen worden ist, so erklärt sich dieß daraus, daß die Insurgenten dem 14,000 Mann starken Belagerungsheere kaum 400 Mann ungeübter Truppen entgegenzustellen hatten, die zumal mit dem Geschütz so gut wie gar nicht umzugehen wußten.

Während die Festungswerke von Cartagena noch immer in ziemlich gutem Zustand sind, befindet sich dagegen das weiland so unermeßlich reiche Seearsenal dieser Stadt in einem Zustande des Verfalls, der sich kaum beschreiben läßt. Das Arsenal von Cartagena ist wie die Schädelstätte der spanischen Seemacht. Unabsehbare Gebäude, in denen das Schweigen des Todes herrscht, Wasserbecken voll Schlamm und Schutt, Zimmerplätze, auf denen man Kühe weiden könnte. Statt der viertausend Arbeiter, die außer einer gleichen Anzahl von Kettengefangenen vor 40 Jahren in dem Arsenal beschäftigt waren, sind in den ungeheuern Räumen desselben jetzt kaum fünfzig Werkleute zerstreut. Man führte mich in einen Saal, den eine Aufschrift als die Niederlage von Schiffswaffen und nautischen Instrumenten bezeichnet. Welch ein Elend! In allen Glasschränken, die früher wahrscheinlich zur Aufbewahrung ausgestopfter Vögel gedient haben, ein halb Dutzend Musketen, ein Dutzend Pistolen, ein Dutzend Enterbeile mit Messer. Nicht ein Kanonenboot ließe sich mit dem ganzen Waffenvorrath des Arsenals ausrüsten. Die Sammlung der nautischen Instrumente besteht außer einigen andern Kleinigkeiten in einer großen Anzahl von Sanduhren, die mit stummer Sprache zu sagen scheinen, daß die Stunde der spanischen Kriegsmacht abgelaufen ist. Draußen in einer vermorschten Umzäunung liegen wild durch einander einige hundert verwitterte eiserne Kanonen, über denen das Gras zusammenzuwachsen droht. Vor ein paar Jahren, sagte mir mein Führer, waren der Kanonen noch viel mehr, aber die Regierung ließ eine große Anzahl derselben in Stücke schlagen, um Geld daraus zu lösen; sie verkaufte 60,000 Centner zerbrochener Kanonen für zwei Pesetas den Centner an die Eisengießereien von Barcelona. Eine ächt spanische Finanzmaßregel! Neben den Geschützen sieht man eine Zahl von Ankern für Linien-

schiffe und Fregatten, die wohl schwerlich jemals ihre Bestimmung erfüllen, sondern vermuthlich früher oder später gleichfalls den Weg in die Hochöfen nehmen werden. Von Schiffbauholz, Tauwerk u. s. w. zeigt sich in dem ganzen Arsenal keine Spur. Die unermeßlichen Magazine sind völlig leer, und man sieht es ihren verrosteten Schlössern an, daß sie seit einem Menschenalter nicht mehr geöffnet wurden. Von Zeit zu Zeit, sagte man mir, erscheint wohl ein Commissär des Marineministeriums; mit außerordentlichen Vollmachten, großem Eifer und wenigem Gelde wird an die Restauration der spanischen Seemacht Hand gelegt, man unternimmt mit Aufbietung ungewöhnlicher Kräfte die Wiederherstellung dieses oder jenes Theiles des Arsenals, aber kaum ist das angefangene Werk halb fertig, so geht der Eifer oder das Geld aus, der Commissär reist nach Madrid zurück, und die gethane Arbeit und die ausgegebenen Summen sind ebenso verloren, als ob man sie ins Meer geworfen hätte.

Die Seeküste, welche von Valencia bis Cartagena und noch weit über dasselbe hinaus nackt und trostlos aussieht, nimmt diesseits der Gränze von Andalusien eine freundlichere Miene an. Die Felsberge erhalten einen grünen Anflug, der sich stärker und stärker färbt, bis er endlich in der Nähe von Malaga in den Charakter einer zwar nicht sehr reichen, aber doch auch nicht gerade magern Vegetation übergeht. Die Weinberge bilden den größten Theil der grünen Decke, die sich über die ganze Landschaft hinzieht. Cactus und Aloe kränzen die Gipfel der Bergufer, auf deren Abhang hie und da auch einzelne Getreidefelder und kleine Pflanzungen von Mandel- und Feigenbäumen aus den Weingärten hervortreten. So weit das Auge reicht, ist die ganze Küste mit zahllosen weißen Bauerhäusern besäet, denen es nur an einer Baumeinfassung fehlt, um ebenso viele Bilder des ländlichen Wohlstandes und Behagens darzustellen. Der große Ueberfluß der Bodenerzeugnisse macht das Leben in diesem Theil von Andalusien außerordentlich bequem und wohlfeil. Der Taglöhner verdient hier kaum den vierten Theil dessen, was der Taglöhner in Catalonien verdient, und gleichwohl lebt er besser als dieser.

Malaga, außer seinen Umgebungen, außer seinem alten maurischen Felsenschloß, außer seiner schönen Alameda und seiner großen, aber nichts weniger als schönen Kathedrale, bietet nicht viel Nennenswerthes dar. Unter allen andern Ortsmerkwürdigkeiten will ich nur des Denkmals erwähnen, das Stadt und Ayuntamiento vor drei Jahren den Manen des Torrijos und seiner Unglücksgefährten auf dem Diegoplatz errichtet haben. Dieß Denkmal besteht in einem weißen Marmorobelisken, der auf schwarzen Tafeln die Namen jener fünfzig Opfer der politischen Freiheitsidee und verschiedene Inschriften trägt, von denen die letzte lautet:

A vista de este ejemplo, ciudadanos,
Antes morir que consentir tiranos!

An Mad. C. de B. in Paris.

Granada, 19. Mai.

Mein erster Gang, als ich vor acht Tagen in Malaga ankam, galt dem Büreau des Eilwagens nach Granada. Alle Plätze waren wegen des auf den nächsten Donnerstag fallenden Frohnleichnamfestes, welches in Granada mit ungewöhnlicher Pracht gefeiert wird, längst vergeben. Was machen? Ein Engländer, welcher mit mir auf dem Dampfschiffe angekommen war, befand sich in derselben Verlegenheit wie ich, und es zeigte sich nach langer Berathung mit Wirth und Lohnbedienten, daß uns nichts übrig blieb, als Miethpferde zu nehmen. In dem Augenblick aber, wo wir uns auf den Weg machen wollten, um einen Pferdeverleiher aufzusuchen, meldete sich ein Kutscher, welcher eben mit drei Reisenden von Granada angekommen war und mit dem wir um zwölf Piaster für die Rückfahrt einig wurden. Für

die Herreise hatte man sechsunddreißig Piaster bezahlt, ein Preis, welcher für eine Fahrt von sechzehn spanischen Wegstunden nach deutschen Begriffen fabelhaft erscheinen muß, der hier zu Lande aber durchaus nicht für übertrieben gilt. Ich muß hinzufügen, daß unser Fuhrwerk ein sehr ehrwürdiges Alterthum war, mit vier Maulthieren bespannt, und daß wir außer dem Kutscher einen Schaffner hatten.

Zwei Stunden vor Sonnenaufgang setzte sich unsere vierräderige Arche in Bewegung und die Nacht war längst hereingebrochen, als wir Loja, ungefähr auf halbem Wege nach Granada, erreichten. Während der ganzen Tagereise wurden die Maulthiere nicht allein keinen Augenblick ausgespannt, sondern sie bekamen auch nicht ein Haferkorn zu fressen, sie mußten sich vielmehr bei dem viertelstündigen Halte, den wir bei einer einsamen Venta machten, mit einem Eimer Wasser begnügen. Der Mayoral, welchem ich meine Verwunderung und meine Mißbilligung über diese Behandlung seiner Thiere zu erkennen gab, antwortete mir lachend, ich solle mich beruhigen, die Maulthiere seyen an das Fasten gewöhnt, und bei ihrer Vertröstung auf das Futter im Nachtquartier werden wir desto rascher von der Stelle kommen. In der That ließen es die Maulthiere bis zum letzten Augenblick nicht an sich fehlen, und wenn wir achtzehn Stunden zubrachten, um acht oder neun Leguas zurückzulegen, so würde ein Gespann gewöhnlicher Postpferde auf diesen fast ungangbaren Wegen in rauhem Gebirgslande wenigstens einundzwanzig Stunden gebraucht haben, wenn es überhaupt im Stande gewesen wäre, ohne Futter und ohne Rast eine solche Leistung zu vollbringen.

Die zweite Tagereise war etwas kürzer als die erste und bei weitem weniger beschwerlich, denn Loja liegt so ziemlich in gleicher Ebene mit Granada, während die Straße von Malaga nach Loja sich stundenlang an jähen Bergwänden hinaufwindet. Bei einer Venta, wo wir gefrühstückt hatten, verließ ich mit meinem Engländer den Wagen, um, wie schon mehrmals ein Stück Weges zu Fuß zu machen. In lebhaftem Gespräche gingen wir rasch vorwärts, ohne uns um unser Fuhrwerk zu bekümmern,

und als wir endlich daran dachten, uns nach ihm umzusehen, war weit und breit weder Wagen noch Maulthier sichtbar. Drei oder vier Wanderer, von denen wir erfragen wollten, ob es mehrere Wege nach Granada gebe, ertheilten uns drei oder vier verschiedene Antworten. Der Eine sagte, die Straße, auf der wir uns befanden, sey die einzige, der Andere versicherte, eine zweite Straße führe zur Rechten, der Dritte wollte wissen, die andere Straße sey links, der Vierte wußte gar nichts. Inmitten dieser Widersprüche schien uns das Sicherste, unsern Weg bis Santa Fe fortzusetzen, wo wir den Wagen jedenfalls wieder zu finden hofften, und das in einer Entfernung von zwei Stunden vor uns lag. Gesagt, gethan. Im genannten Städtchen angekommen, gab man uns die bestimmteste Bestätigung unserer Voraussetzung, daß alle Wege, welche von Loja nach Granada führen, sich in Santa Fe vereinigen, so daß wir sicher seyen, unsern Wagen hier wieder zu finden. Aber eine halbe Stunde um die andere verging, ohne daß sich irgend etwas zeigte, was einer vierspännigen Kutsche ähnlich gesehen hätte. Ich schlug vor, zu Fuß nach Granada zu gehen, aber der Engländer wandte mir ein, daß wir hinterher wahrscheinlich große Mühe haben werden, unsern Fuhrmann in einer Stadt von siebenzigtausend Einwohnern ausfindig zu machen, um unseres Gepäckes habhaft zu werden. Gleichwohl waren wir zuletzt drauf und dran, unsere Wanderung von Neuem anzutreten, als endlich athemlos und schweißtriefend der Kutscher einhergelaufen kam, den der Mayoral nach uns ausgeschickt hatte. Allen Versicherungen der guten Leute in Santa Fe zum Trotze war nämlich der Wagen in beträchtlicher Entfernung an der Stadt vorbeigefahren, und wir hatten im vergeblichen Warten so viel Zeit verloren, daß wir ihn erst nach einem stundenlangen Marsche im Geschwindschritt einholen konnten.

Der Kutscher, welcher in Santa Fe in einen Weinschank eingetreten war, um sich den Staub aus der Kehle zu spülen, hatte aus dem Wirthshause nicht nur einen artigen Rausch, sondern auch einen Kameraden mitgebracht, einen Fünfziger von

hohem, schlankem Wuchse mit scharfgeschnittenem, ausdrucksvollem Gesicht, der den zerrissenen braunen Mantel mit dem Anstande eines Hidalgo trug. Dieser Mann ging plaudernd mit uns des Weges entlang, etwa eine Viertelstunde weit, dann blieb er stehen, zog höflich seinen Hut und dankte uns in wohlgesetzten Worten für die Ehre, uns das Geleit haben geben zu dürfen. Ich begriff, was diese kleine Scene sagen wollte, und wandte mich lächelnd an meinen Begleiter mit der Frage, ob er kleine Münze habe; aber der Braunmäntler, welcher den Sinn meiner Frage aus der Handbewegung des Engländers errieth und dem vielleicht mein Lächeln mißfiel, obgleich es durchaus nicht übel gemeint war, trat mit einer feierlichen Protestation gegen unsere Absicht dazwischen. „Soy pobre,“ schloß er mit stolzer Geberde, „pero caballero.“ — „Das wissen wir,“ versetzte ich, „und als Caballero werden Sie zwei Fremden die Bitte um die Annahme eines kleinen Andenkens nicht abschlagen.“ Dieß Wort brachte augenscheinlich die beste Wirkung hervor, und während wir die Abschiedsgrüße wechselten, wiederholte unser weinseliger Automedon wie ein aristophanischer Chor mit schwerer Zunge: „Ja, ja, wir sind arm, aber alle Caballeros.“

Die Sonne ging zur Rüste, als wir Granada endlich so nahe gekommen waren, daß die verworrene Häusermasse der Stadt dem Blicke ihre charakteristischen Einzelnheiten zeigt. Der bisherige grundlose Weg verwandelte sich in eine wohlunterhaltene Straße, von Baumreihen eingefaßt, zwischen denen hie und da auch schon einzelne Häuser sichtbar wurden. Frühling und Sommer sind sich in der Vega von Granada begegnet; schwarzblauer Himmel, dichterisches Abendlicht, warme, schmeichelnde Mailuft, so hell und so durchsichtig, daß die Sehkraft verdoppelt scheint und die Perspektiven sich in überraschender, nie erlebter Wirkung darstellen. Zur Linken die altergraue Stadt mit ihren zahllosen Thürmen und Kuppeln und den keck geschnittenen Giebeln ihrer Häuser, eingefaßt von einem Halbkreise laubgrüner Berge, welche sich rechts nach den Schneegipfeln der Sierra Nevada hinaufziehen. An mehreren Stellen

steigt die Stadt selbst die steilen Abhänge hinan. Auf dem Rücken eines dieser Berge muß die Alhambra liegen, aber wo sie suchen unter der Menge der stolzen Halbruinen auf den Höhen, deren keiner ich den Anspruch auf den romantischen Namen der maurischen Königsburg abzusprechen wage? Vom großen Dome herunter tönt feierlichen Klanges die Abendglocke, mit jedem Schritt wird die Straße lebendiger und schlägt das dumpfe Gebrause der großen Stadt stärker an unser Ohr. Neugierige Mädchengesichter schauen dort aus der Weinlaube über der Gartenmauer, aus jenem Kiosk klingt eine schöne Männerstimme hervor, kaum hörbar von der Guitarre, ich wette in weiblicher Hand, begleitet; von allen Seiten dringt der Odem eines warmen, poesiereichen Lebens auf mich ein.

Am Thore der Stadt wurden wir durch einen Schwarm von Landleuten aufgehalten, die uns mit ihren leeren Lastthieren aus Granada entgegenkamen. Die Gesichtsbildung und der wilde, feurige Blick dieser Bauern kam mir so fremdartig vor, daß ich den Schaffner fragte, was das für Leute seyen. Morisken aus den Alpuxarras, antwortete er mir. Ich habe inzwischen so viele merkwürdige Dinge über die Nachkömmlinge der Araber in jenen Bergen gehört, daß ich entschlossen bin, sie wenn irgend möglich in ihrem Heimathlande aufzusuchen, das freilich nur zehn bis zwölf spanische Stunden von hier entfernt ist, das man aber bei dem Mangel aller Wagenverbindungen und selbst aller Straßen nur zu Maulthier besuchen kann. Die Moriskos in den Alpuxarras sind trotz ihres banditenmäßigen Aussehens äußerst gutmüthige und arbeitsame Menschen, und man verspricht mir, daß ich bei ihnen die gastfreundlichste Aufnahme finden werde, denn die Zuvorkommenheit gegen Fremde, die in Spanien sonst eigentlich nicht zu Hause ist, scheint sich in diesem Gebirgswinkel mit so vielen andern häuslichen und gesellschaftlichen Gewohnheiten von den muhamedanischen Vätern bis auf das heutige Geschlecht vererbt zu haben.

Den Gasthof in Granada, welchen man mir empfohlen hatte, fand ich in einer engen, steilen Straße, die mir so sehr mißfiel,

daß es mir zur wahrhaften Freude gereichte, als ich fand, man habe mir dort nur ein kleines Kämmerchen nach dem Hofe hinaus, ohne Licht und ohne Luft anzubieten. In Granada ein solches Eulennest bewohnen — lieber hätte ich das Steinpflaster des Marktes zum Bette und den blauen Sternenhimmel zur Decke genommen. Ich ließ Wagen und Gepäck im Stiche, um eine des Ortes und meinen Ansprüchen würdigere Herberge zu erfragen, und binnen fünf Minuten hatte ich, Dank meinem guten Stern, gefunden, was ich sonst vielleicht in ganz Granada vergeblich gesucht haben würde. In der Fonda de Minerva war just das Staatsgemach leer geworden, wie es scheint, das einzige anständige Zimmer des Hauses, hell, geräumig, der Morgensonne zugekehrt und mit einer herrlichen Aussicht auf die Bergumgebungen der Stadt und auf deren breiteste Straße, die Carrera del Darro und die daran stoßende Plaza del Lobo.

In der Gestalt eines magern Bächleins fließt der Darro mitten durch die Straße, welche nach ihm benannt wird. Raschen Laufes eilt er dem Xenil entgegen, seinem Verlobten, wie ihn das Volkslied nennt, welcher unterhalb der Stadt auf ihn wartet und dem er seinen Goldsand als Brautschatz zubringt. Von einem Balkon kann ich den Darro bis nahe an den Punkt verfolgen, wo er unter Bäumen Granada verläßt und in der Umarmung des Xenil seinen Namen verliert. Zur Rechten führt eine Brücke über das Flüßchen, welche mir auf den ersten Anblick vorkam, als sey sie das älteste Werk der bauenden Menschenhand, das mir jemals zu Gesicht gekommen. Der steil gewölbte Bogen der Brücke ist an beiden Enden durch die langsame Arbeit der Jahrhunderte tief in den Ufern begraben, und das Grün der Schlingpflanzen, welche von seinem Rande in den Bach herunter hängen, sticht grell romantisch ab gegen das altersschwarze Gestein. Ein Bürger von Granada, welcher in der Kunde der Alterthümer seiner Vaterstadt sehr bewandert ist, will behaupten, daß diese Brücke über die Römerzeit hinaufreiche, daß sie entweder ein Denkmal der eingeborenen iberischen Baukunst oder ein phönicisches Werk sey.

Auf dem entgegengesetzten Ufer des Darro zieht unter einer Menge merkwürdiger Gebäude von fremdartigem Aussehen ein arabischer Palast den Blick auf sich, der gegenwärtig als Kaserne dient. Die Außenseite dieses Gebäudes mit seinen gewundenen Säulen, seinem wunderlichen Bildhauerwerk, den sonderbaren Umrissen seines Daches ist so vollständig als möglich in ihrem ursprünglichen Charakter erhalten, im Innern dagegen, wie man mir sagt, sind alle Spuren der ursprünglichen Einrichtung verschwunden, seitdem der weiland Palast eines Emirs oder Veziers in eine Rekrutenherberge umgewandelt ist.

Jenseits der ganzen Häusermasse meinen Fenstern gegenüber steigt der Berg in die Höhe, welcher die Alhambra trägt, deren scharfe Silhouette sich mit überraschender Klarheit auf dem dunkeln Himmel abzeichnet. Zur Linken der Wartthurm, la Torre de la Vela, von welchem herunter der Graf von Tendilla am 2. Januar 1492 im Namen der Kronen von Castilien und Arragon von dem eroberten Granada Besitz nahm, weiterhin die Torras vermejas, zwei riesenhafte Thürme, die von der rothen Farbe des Steins, aus welchem sie gebaut sind, den Namen haben, das Schloß Karls V. und der Winterpalast der maurischen Könige, die Kirche Santa Maria, das Kloster de los Martires. Zur Rechten wird der Hintergrund durch den mächtigen Schneekegel des Mulhacen geschlossen. Mit einem Worte, in der Fonda de Minerva ist gut wohnen, und hier möchte ich Hütten bauen, wenigstens für einen Monat oder zwei.

Herrn Dr. K. in A.

Granada, 20. Mai.

Wer da gewohnt ist, sich bei dem Namen Andalusien ein Wunderland zu träumen, über welches die Natur alle ihre köstlichsten Gaben mit verschwenderischer Fülle ausgestreut hat, der wird sich auf eine unangenehme Weise enttäuscht fühlen, wenn er das Innere dieses Theiles von Spanien auf dem Weg von Malaga nach Granada kennen lernt. So lange die Straße im Angesicht des Meeres das Gebirg emporklimmt, ist die Gegend zwar reich an schönen Gesichtspunkten, aber arm an allen Dingen, welche einem Land einen blühenden und wohlhabenden Anstrich geben. Die Rebe ist beinahe die einzige Nutzpflanze, welche auf dem südlichen Abhang jener Gebirge gebaut wird, und dabei sind die Weinberge so selten, daß sie nicht den zwanzigsten, vielleicht nicht den hundertsten Theil der Bodenfläche bedecken. Die grüne Färbung dieser Berge, welche, von der See aus gesehen, dem Auge nach den nackten Kalkfelsen von Alicante und Cartagena so wohlthut, rührt vorzugsweise von einem dünnen Ueberzug von allerlei Bergkräutern her, in deren Mitte sich nur selten ein Busch und noch viel seltener ein Baum antreffen läßt. Einige Stunden diesseits Malaga verliert die Gegend nach und nach ihren malerischen Charakter, ohne deßhalb an Fruchtbarkeit zu gewinnen. Der Weg führt streckenweise zwischen ganz nackten Felshügeln und über dürre Berghaiden hin, und am Rand der Vega von Granada verschwindet er fast im tiefen Sand. Nur die Markung von Loja, auf halbem Weg zwischen Malaga und Granada, bildet eine große Oase in dieser halben Wüste. Das Wasser des Xenil bringt hier üppiges Leben und Gedeihen in die Pflanzenwelt. Das breite Thal von Loja, auf beiden Seiten von freundlichen Hügeln eingefaßt, und vorn durch die weiße Kette der Sierra Nevada geschlossen, ist ohne Zweifel eines der fruchtbarsten und anmuthigsten Fleckchen, die man in ganz Spanien finden kann. Getreide, Hanf, Gartenkräuter und Oelbäume

machen den Hauptreichthum der Gegend von Loja aus, welcher die meisten Südfrüchte mangeln, und die auch nicht viel Wein erzeugt. Die Stadt selbst gehört zu den freundlichsten und saubersten, welche man hier zu Land sieht, und ihre Bevölkerung zeichnet sich aus durch ihre Gutherzigkeit und ihre milden Sitten. Man zeigte mir in Loja mit unverhohlenem Stolz das Haus, in welchem der General Narvaez geboren ist, und das dessen Vater in diesem Augenblick noch mit mehreren seiner andern Kinder bewohnt. Loja ist außerdem voll von nahen oder entfernten Verwandten des Generals Narvaez, dessen Familie hier überhaupt sehr beliebt zu seyn scheint, denn: Son todos caballeros, sagte man mir. Ein Oheim des spanischen Ministers bewohnt in der Nähe von Loja einen hübschen Landsitz, den ersten und einzigen dieser Art, welchen ich mich erinnere, bis jetzt in Spanien gesehen zu haben, denn die Gartenhäuser, welche man hie und da vor den Thoren der großen Städte findet, sind sehr verschieden von dem, was wir unter einem Landsitz verstehen. Es mag beiläufig bemerkt werden, daß die Familie Narvaez schon vor 600 Jahren eine bedeutende Rolle in der spanischen Geschichte gespielt hat. Der in der dichterischen Tradition vielgepriesene Roderich, Alcaide von Antaquera, berühmt zumal durch seinen Sieg über den Mauren Abindarraez und durch seine Großmuth gegen den Besiegten, dieser Roderich ist einer der Vorfahren, von welchen der jetzige spanische Kriegsminister in gerader Linie abstammt.

Vier Stunden vor dem Thor von Granada beginnt die Vega, Anfangs dürftigen Aussehens, und mit einem Sandboden, in welchem der Oelbaum nur kümmerlich fortkommt. Bei Santa Fe, das bekanntlich aus dem Lager des Königs Ferdinand vor Granada entstanden ist, und das noch heute die Lagerform beibehalten hat, gewinnt die Pflanzenwelt der Vega einen frischern und kräftigern Anstrich. Santa Fe ist von einem wahren Gartenwald umgeben, den die anmuthigsten Pfade durchkreuzen, und in dem ein zwar armes, aber allem Anschein nach glückliches Völkchen haust. Diesseits Santa Fe wird der Boden, Dank dem Wasserreichthum, den ihm der Xenil zuführt, mit jedem Schritt

fruchtbarer und blühender. Die Vega von Granada läßt sich indessen nirgends mit der Huerta von Valencia vergleichen. Die Bewässerungssysteme dieser beiden Ebenen haben viele Aehnlichkeit mit einander, nur daß der Vega das Wasser von der Sierra Nevada durch den Fluß zugeführt wird, während die Huerta das befruchtende Element aus ihrem eigenen Schooß schöpft.

Aber Granada selbst hat seines Gleichen schwerlich im ganzen Spanien. Dießmal haben die Dichter und die Reisebeschreiber nicht gelogen: Granada, die Stadt mit den hundert Quellen, mit ihren herrlichen Lusthainen, mit ihren Rosengärten, mit ihren Nachtigallen, mit ihren rauschenden Bächen, mit ihren schattigen heimlichen Pfaden an den Bergabhängen, mit ihren prachtvollen Aussichten auf grüne Fluren, Schneegebirge und graue Städte — Granada mit den Trümmern seiner stolzen Paläste, mit seinen tausend Erinnerungen aus maurischer und castilianischer Heldenzeit — Granada ist noch heute ein Stück Zauberland, in welchem Epos und Idylle leibhaftig unter leuchtenden und duftenden Zelten wohnen. Und was muß Granada gewesen seyn, ehe Fanatismus und Rohheit drei Jahrhunderte ihre verwüstende Hand an die Thürme und die Schlösser der maurischen Königsstadt gelegt hatten, zu der Zeit, wo auf den Höhen von Granada zehn fürstliche Prachtpaläste standen, von denen heute beinahe die letzte Spur verschwunden ist, zu der Zeit, wo der Albaicin, die heutige Zigeunervorstadt, 10,000 Ritterfamilien beherbergte, zu der Zeit, wo Granada auf das erste Aufgebot 60,000 Mann ins Feld stellte! Hier an der Stätte so vieler geschwundenen Herrlichkeit dringt bis in die Tiefe des Herzens die wehmüthige Klage über den Fall Granadas, die sich hundert Jahre lang und länger durch die Poesie der kraft Polizeibefehls zu Christen und Spaniern umgestempelten Moriscos hindurchzieht, welche auch in der ihnen aufgezwungenen castilianischen Sprache arabisch dichteten und empfanden.

Raza de valientes,
¿ Quien te exterminó?
Ciudad de las fuentes,

¿ Quien te cautivó?
Alhambra querida
Mansion del placer.
¿ Para que es la vida
Si no te he de ver?
Un infiel maldito
Del Abencerrage
Tiene el heredaje: —
¡ Asi estaba escrito!

Man müßte kein Ohr haben für die Naturlaute der Poesie, um in diesen und vielen ähnlichen Versen den Schrei des Herzens zu verkennen. Die spanischen Dichter, welche mit arabischen Gefühlen nur spielen, haben nie solche Accente gefunden, und zumal ist nie ein solches: Asi estaba ezorito! aus ihrer Feder geflossen. Unter den spanischen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts sind manche Moriscos von sehr zweideutigem Christenthum, z. B. der sprachgelehrte Don Alonso del Castillo und der geistvolle Don Miguel de la Luna, der seine Zeitgenossen mit der Historia de D. Rodrigo und mehreren andern von ihm geschmiedeten Schriften so arg mystificirte. Solche Männer haben ohne Zweifel von der damaligen Vorliebe der Spanier für die Nachahmungen maurischer Dichtungen vielfach den Vorwand genommen, um ihrem Schmerz und ihrem Haß in der Sprache des Siegers ungestraft Luft zu machen. Auch in andern Poesien aus jener Zeit, deren Stoff nicht unmittelbar ein patriotischer und nationaler ist, begegnet man mehr dem Ausdruck einer Gefühlsweise, die nicht etwa bloß saracenisch gefärbt, sondern durch und durch mohamedanischer Natur ist. So erinnere ich mich der folgenden Verse, mit denen die Schilderung der Schönheit eines maurischen Mädchens schließt:

Y es un retrato divino
Por quien Alá vos declara
Las divinas hermosuras
Do su corte soberana.

Nur ein Sohn Mohammeds, für den das Wort des Propheten eine beseligende Wahrheit war, konnte aus dem krystallhellen

Meer seines Glaubens diese köstliche Perle der Poesie hervorholen, um die Stirn seiner Geliebten damit zu schmücken. Ein christlicher Dichter hätte dasselbe Bild finden mögen, aber er würde nimmermehr im Stande gewesen seyn, ihm diesen Ausdruck der süßen heiligen Schwärmerei zu geben, die, himmelweit verschieden von allem Stoppelwerk der Einbildungskraft, aus den innersten Tiefen des religiösen Bewußtseyns hervorquillt. Das alles soll nur gesagt seyn, um zu beweisen, daß die gestrenge Inquisition Karls V. nicht ihre Schuldigkeit gethan, und daß sich die hochlöbliche Censur Philipps II. auf eine unwürdige Weise hat nasführen lassen.

Seit acht Tagen rüstet sich Granada mit dem größten Eifer zur Feier des Frohnleichnamsfestes, welches hier mit außerordentlichem Pomp begangen zu werden pflegt, so daß aus der Nähe und Ferne Tausende von Fremden herbeiströmen, um demselben beizuwohnen. Morgens große Procession und Nachmittags Stiergefecht. Die Vivarambla wird zum Mittelpunkt der kirchlichen Funktion hergerichtet. Längs der vier Seiten des Platzes sind Säulengänge von Holz und Leinwand aufgeschlagen, die der Procession Schatten geben sollen und zugleich als Dekoration dienen. Auf jeder der Leinwandsäulen sieht man von dem Innern des Platzes aus das Bild eines spanischen Königs, und den Fries des Ganges entlang läuft eine Reihe von gemalten Caricaturen mit erklärenden Inschriften. Diese Zerrbilder, welche weder mit dem Frohnleichnamsfest noch mit den spanischen Königsgestalten irgend etwas gemein haben, bieten den Gegenstand eines sehr unterhaltenden Studiums dar. Sie bilden eine zuweilen recht witzige und scharfe Kritik von Sitten und Zuständen der Gegenwart, eine Kritik, welcher in jedem andern Lande, die britischen Inseln etwa ausgenommen, durch das sofortige Einschreiten von Polizei und Justiz der kecke Mund gestopft werden würde. Auf einem jener Bilder sieht man einen rothröckigen Engländer, dem ein Taschendieb das Schnupftuch wegstiehlt. Die erklärende Inschrift lautet wie folgt:

Asi se roba en Bretana;
¿ Se hará lo mismo en España?
— No, señor, may diferente,
Alli se roba con maña,
Aqui doscaradamente.

Weiterhin zeigt sich ein aufgeschlagenes Buch, auf dessen beiden offenen Blättern die Worte Ley del pobre, und Ley del rico, die ersten von einem umgestürzten, die zweiten von einem aufrechtstehenden Maße begleitet, zu lesen sind. Dazu die Verse:

¿ Veis de ese libro la hoja?
Esa es de España la ley,
Uno tira y otro afloja,
Y de zapatero al rey
Uno al otro despoja.

Ein drittes Bild stellt einen Handwerksmann dar, welcher mit einem Zettel in der einen und einem schmalen Geldbeutel in der andern Hand auf eine Lotteriebude zueilt, während ihn seine abgemagerte Frau und seine zerlumpten Kinder vergebens zurückzuhalten suchen. Die Inschrift dazu sagt:

Des preciando la porfia
De su muger y sus hijos
Con entusiasmo decia:
Estos numeros son fijos;
Primera es la loteria.

Das Lotterieunwesen übersteigt hier in der That alles Maß. Außer der Staatslotterie hat fast jede größere Stadt ihre besondere Lotterie, welche wie jene dem armen Volk durch die Aussicht auf einen bedeutenden Gewinn die paar Realen aus der Tasche lockt, die es etwa nach der Bestreitung seiner dringendsten Lebensbedürfnisse erübrigen kann. An den Straßenecken, auf den öffentlichen Plätzen, ja zuweilen sogar an den Kirchthüren sind Buden aufgeschlagen, in denen Loose für eine Peseta oder auch eine halbe Peseta verkauft werden, so daß selbst dem Bettler die Gelegenheit gegeben ist, die Pfennige, für welche er Brod kaufen sollte,

gegen einen Fetzen Papier mit trügerischen Versprechungen auszutauschen. Außerdem erscheint gewöhnlich in allen Kaffeehäusern und Weinschenken, oft von Viertelstunde zu Viertelstunde, ein Umträger, welcher die Gäste im Namen der Regierung oder im Namen Sr. Excellenz des Ayuntamiento zur Theilnahme an dem Glücksspiel einladet, das in andern Ländern bei strenger Strafe verboten ist. Wenn wenigstens für die öffentlichen Kassen ein merklicher Vortheil dabei herauskäme, daß eine Menge von Familien durch die Lotterie demoralisirt und zu Grunde gerichtet wird, so könnte man für die Fortdauer dieses Mißbrauchs vielleicht eine Art von Entschuldigung finden. Dem ist aber nicht so, der bei weitem größte Theil der schweren Steuer, welche die Lotterie von der Leichtgläubigkeit des Volks erhebt, bleibt vielmehr an den Fingern des zahlreichen Personals der Lotterieverwaltung kleben, und die Summen, welche namentlich der Staat aus dieser Quelle seiner Einnahmen zieht, sind kaum des Nennens werth.

Die Volksreime auf der Vivarambla, welche das Diebswesen im heutigen Spanien züchtigen, werden von Jung uud Alt mit ganz besonderm Beifall gelesen, und das Thema derselben kommt fast bei allen Unterhaltungen zur Sprache, die man hier mit Spaniern haben kann. Schwer und bitter sind vorzüglich die Klagen über die unverschämten Unterschleife, welche bei der Aufhebung der hiesigen Klöster und bei der Secularisirung mehrerer der Kirchen von Granada gemacht worden sind. Die Kunst- und Bücherschätze, welche bei dieser Gelegenheit spurlos verschwunden, sollen allen Versicherungen nach von unschätzbarem Werth gewesen seyn. Vieles davon ist ohne Zweifel auf immer verloren; man versichert wenigstens, daß ein großer Theil der Klosterbibliotheken in jener Zeit centnerweise an Würzkrämer und Hökerweiber verkauft worden ist. Von den bessern Gemälden und andern Kirchenkleinodien scheint manches durch die Mönche vor ihrer Vertreibung auf die Seite gebracht zu seyn; anderes, und vermuthlich das meiste, ist durch gewissenlose Beamte veruntreut worden. Aus den übrig gebliebenen Bildern hat man in dem ehemaligen Dominicanerkloster ein Museum zusammengesetzt, das einige hundert

Nummern zählen mag, von denen indessen nur wenige des Ansehens werth sind, seitdem — es ist kaum glaublich anzuhören — erst vor Kurzem die eilf besten Gemälde der ganzen Sammlung aus dem Museum selbst abhanden gekommen sind. Als man das Verschwinden derselben bemerkte, ist durch die Gerichtsbehörde ein Protokoll aufgenommen worden, und dabei hat die Sache ihr Bewenden gehabt. Die in dem Museum noch vorhandenen Gemälde werden übrigens auf eine so schnöde Weise mißhandelt, daß man kaum weiß, ob man jene Diebstähle bedauern soll, durch welche einige Meisterwerke doch ohne Zweifel in bessere Hände gebracht und für die Zukunft gerettet sind. Ich würde nicht von dem finstern dumpfen und staubigen Lokal sprechen, in welchem man die Bilder aufgehängt hat, wenn sie darin nicht offenbar dem Verderben durch Wurmfraß und Schimmel preisgegeben wären. Dazu kommt dann die Rohheit der Leute, deren Obhut sie anvertraut sind. Auf jedes Bild z. B. ist die Nummer des Katalogs mit massiven Kreidestrichen geschrieben, und der Führer, welcher den Fremden auf dieses oder jenes Gemälde aufmerksam machen will, pflegt mit dem Stock darauf zu schlagen wie ein Marktschreier auf die bemalte Leinwand vor seiner Menagerie oder seiner dunkeln Kammer.

Aber sogar in den Kirchen, welche die Revolution nicht angetastet hat, scheint heutzutage in ganz ruhigen Zeiten auch das Kostbarste und Ehrwürdigste nicht sicher zu seyn vor gierigen Diebeshänden. So ist erst unlängst aus der Kathedrale selbst ein herrliches Gemälde von Ribera entwendet, das sich dort über dem von Jesus dem Nazarener benannten Altar befand, und an dessen Stelle man jetzt nur eine schlechte Kopie sieht. Ja noch mehr, aus den Gewölben der Hieronymitenkirche sind die Gebeine des großen Capitan und seiner Gattin verschwunden, die dort seit dreihundert Jahren ruhten, ohne daß die Behörden es auch nur der Mühe werth gehalten hätten, wenigstens der Form halber eine Untersuchung deßhalb anzustellen. Auch die Familie Cordoba, die noch heute im Besitz der von ihrem berühmten Ahnherrn erworbenen Güter ist, scheint nicht den mindesten Schritt gethan

zu haben, um eine Sühne für die Entweihung jener Gräber zu erlangen.

Die unersetzbaren Schätze, welche bei dem großen Klostersturm verloren oder zu Grunde gegangen sind, werden von allen gebildeten Spaniern schmerzlich betrauert, aber die vertriebenen Mönche werden, wie es mir scheint, weder von den Hohen noch von den Niedrigen vermißt, die Bettler vielleicht ausgenommen, welche von den gepriesenen Armensuppen lebten. Obgleich der Staat aus den eingezogenen Klostergütern wenig Gewinn gezogen hat, so ist der Verkauf derselben doch zum merklichen Vortheil des Volks ausgeschlagen, zumal dadurch, daß er die Zahl der kleinen Grundeigenthümer vermehrt hat, deren es bisher in Spanien nur äußerst wenige gab. Der bei weitem größte Theil des Bodens in Spanien war bis jetzt im Besitz großer Grundherren und im Besitz der todten Hand, und er wurde durch bloße Pächter bebaut. Seit der Einziehung der Kirchen- und Klostergüter ist das Mißverhältniß nun einigermaßen gemildert, wiewohl das große Eigenthum noch immer das Uebergewicht über das kleine hat. Aus dem Umstand, daß die Mehrzahl der spanischen Bauern aus Pächtern besteht, erklärt sich die auf den ersten Blick unbegreifliche Erscheinung, daß die Aufhebung des Zehnten und die Einführung einer Cultus- und Klerussteuer an seiner Statt bei dem hiesigen Landvolk höchst ungünstig aufgenommen worden ist. Es ist natürlich überall der Grundeigenthümer, welcher bei dem Wegfallen des Zehnten gewonnen, indem er den Pachtpreis für sein Land in demselben Verhältniß erhöht hat, in welchem dasselbe durch jene Maßregel entlastet ist. Doch nein, nicht in demselben, sondern in einem weit stärkern Verhältniß. Der Bauer zahlte nämlich niemals den vollen Zehnten an die Kirche, sondern höchstens den vierten oder fünften Theil desselben — eine Art von Unterschlagung, welche in der höchst unvollkommenen Statistik des Grundbesitzes und in den populären Sitten und Gewohnheiten der Geistlichkeit allen erforderlichen Vorschub fand. Nach der Aufhebung des Zehnten dagegen wurde dieser dem Pächter vom Eigenthümer zu seinem vollen Werth angerechnet, und der

Eigenthümer glaubte sich großmüthig zu zeigen, wenn er den vollen Zehnten mit dem Pächter theilte. Auf diese Weise zahlt aber der Pächter an seinen Grundherrn immer noch weit mehr als er an die Kirche zahlte, und dazu kommt dann noch, daß man ihm überdieß eine Cultus- und Klerussteuer abfordert, die bei der Ungleichheit der Vertheilung der hiesigen Abgaben oft sehr schwer auf den Einzelnen drückt, und die auch bei denen, welche sie weniger hart trifft, doch immer als eine neue bisher unbekannte Last verhaßt ist. Unter solchen Umständen wird sich die gegenwärtige Generation wohl schwerlich mit dem Gesetz versöhnen, welches den Zehnten abgeschafft und die Cultus- und Klerussteuer eingeführt hat.

Es gibt hier in Granada eben so wenig Zeitungen und Tagespolitik, und eben so viel Soldaten als in Valencia und in Malaga. Die hiesige Journalistik wird durch ein Anzeigeblättchen vertreten, das so unbedeutend ist, daß man an keinem öffentlichen Ort der Mühe werth findet, es aufzulegen. Die Besatzung dagegen ist 3000 Mann stark, denn die Regierung scheint trotz der friedlichen Stille, die in diesem Augenblick hier obwaltet, Mißtrauen in die Stimmung der Granadiner zu setzen, welche zumal über die fortdauernde Entwaffnung der Nationalgarde sehr unzufrieden seyn sollen. In allen oder doch den meisten Städten am mittelländischen Meer liegen so starke Besatzungen, daß es schwer ist, zu begreifen, woher die Regierung die Truppen für den Rest des Landes nimmt, vorausgesetzt, daß sie den Heerbestand seit dem Sturz Esparteros nicht in sehr bedeutendem Maß vermehrt hat, denn in den letzten Zeiten der Regentschaft des Herzogs de la Victoria zählte die spanische Armee nur 70 bis 80,000 Mann. Die Exaltirten thun übrigens in Granada wie überall in Sack und Asche Buße für den Antheil, den sie an dem Aufstand gegen den Regenten genommen haben. Diese Reue ist allerdings sehr rechtmäßig, und sie hat darin eine große Aehnlichkeit mit der Reue der französischen Liberalen, die ihre Stimme zu der Befestigung von Paris hergegeben, nur daß die letztern ihren Mißgriff weniger offenherzig eingestehen.

Mad. C. de B. in Paris.

Granada, 20. Mai.

Obgleich ich zehn Beschreibungen der Alhambra gelesen hatte, so war mir doch bei meinem ersten Eintritt in den Bereich der maurischen Königsburg zu Muthe wie in einem Zauberreiche, von welchem uns nur durch Bruchstücke einer dunkeln Sage eine schwache verworrene Kunde zugekommen ist. Damit will ich Denen, welche vor mir Granada gesehen und beschrieben haben, durchaus keinen Vorwurf machen, ich fühle vielmehr nur zu gut die Unmöglichkeit, die Eindrücke dieser fremden Welt wiederzugeben, ihren phantastischen Reichthum an lieblichen oder großartigen Erscheinungen der Natur und an wunderbaren Denkmalen der Geschichte in ein treues, übersichtliches Bild zu bringen. Was hilft es mir, von dem Thore des Gerichts, von dem Löwenhofe, von dem Garten der Lindaraja zu reden, wenn ich dir das Auge nicht leihen kann, mit welchem das Alles gesehen seyn will, wenn meine Feder statt der funkelnden Farben des andalusischen Frühlings nichts hat als schwarze Dinte, wenn ich den Schlag der Nachtigall, das Rauschen des Baches, wenn ich die tausend dichterischen Klänge der Natur und das Jubellied in der eigenen Brust durch nichts wiederzugeben vermag als durch arme nackte Worte!

Die Alhambra nimmt den Rücken eines Berges ein, welcher rechts an 800 Fuß tief steil niederschießt in das Thal des Xenil, während er sich zur Linken etwas sanfter und in mehreren Absätzen nach der Vega hinuntersenkt. Der Bereich der Alhambra mag mehr als eine Stunde im Umfang haben. Der größte Theil desselben ist durch halb verfallene Mauern eingeschlossen, innerhalb welcher Gärten und Parkanlagen, Festungsthürme, Trümmer von Pallästen, Privathäuser und armselige Hütten bunt durcheinander gewürfelt sind.

Die Aussichten von manchen Punkten der Alhambra sind unvergleichlich. So namentlich die vom Tocador de la Reyna

(Putzzimmer der Königin), einem kleinen Kiosk auf dem höchsten Vorsprunge der Schloßmauer an einer Stelle, wo die Bergwand fast senkrecht in den Xenil hinunterfällt. Die Bergufer des Flusses sind bis auf ihre Spitzen hinauf mit dem herrlichsten Pflanzenwuchse bedeckt, in dessen Mitte an hundert Stellen großartige, alterthümliche Gebäude und zierliche neue Landhäuser emportauchen. Vor der Oeffnung des Thales liegt grau und ehrwürdig, aber doch jugendfrisch Granada, dessen eine Vorstadt, die Albayoin, sich der Alhambra gegenüber bis auf die Spitze des rechten Xenilufers hinaufzieht. Jenseits der Stadt zeigt die Sierra Elvira ihre kahle, verbrannte Felsenstirn. Der Tocador de la Reyna ist in den ersten Zeiten nach der Eroberung mit herrlichen Fresken ausgemalt, Vögel, Blumen, Laubgewinde, Früchte, welche noch heute, obgleich verstümmelt und verblichen, die Bewunderung rechtfertigen, mit welcher Gonzova in den Versen davon spricht, in denen er die Herrlichkeiten von Granada schildert.

Mehrere der Thürme, welche in gleicher Linie mit dem Tocador de la Reyna über dem Xenilthale liegen, sind ehemalige Prachtwohnungen, in denen sich noch ein Theil des ursprünglichen maurischen Schmuckes erhalten hat. Dieß gilt namentlich von dem Thurm der Infantin und dem Thurm der Sklavin, zwischen deren reich verzierten Stuckwänden sich heutzutage ein paar arme Familien angesiedelt, welche von der Neugier der Besucher einen kleinen Tribut erheben, der allein vielleicht jene Ueberreste des arabischen Glanzes vor einer raschen Zerstörung schützt.

Der mächtigste jener Thürme, torre de Comarech genannt, bildet eine ungeheure Steinmasse, welche einen architektonischen Juwelenschrein einschließt, den Saal, in welchem die feierlichen Staatshandlungen vor sich gingen, und der deßhalb noch heute den Namen des Gesandtschaftssaales trägt. Die Verhältnisse dieses Gemaches können vielleicht nicht schön genannt werden — sie nähern sich der Würfelform — aber sie sind großartig und ich möchte hinzufügen ehrfurchtgebietend. Die Gypsdekorationen

der Wände und der Decke dagegen, welche fast in ihrer ursprünglichen Zierlichkeit und Frische erhalten sind, geben einen sehr hohen Begriff von der Prachtliebe nicht nur, sondern auch von dem Schönheitssinn der spanischen Araber. Die heißen Farben, blau, gold und purpurroth, mit welchen das kunstreiche Arabeskengewebe dieser Stuckarbeiten überzogen ist, leuchten so hell, als ob sie gestern aufgetragen wären. Tausendmal wiederholt sich an den Wänden neben andern Inschriften der Wahlspruch des Erbauers Muhamed Abu Abdallah: „Der Sieg ist bei Gott allein." Abu Abdallah, der im dreizehnten Jahrhundert über Granada herrschte, ist der eigentliche Gründer der Alhambra. Er ließ nächst einer Menge anderer Bauten, die sich alle durch ihre massive Festigkeit vor den spätern Erweiterungen des Schlosses auszeichnen, auch den Thurm von Comarech durch persische Werkleute aufführen. Da die spanischen Chronikschreiber Abu Abdallah Alhamar zu nennen pflegen, so hat man den Namen der Alhambra von dem Namen dieses Königs abzuleiten gesucht, die arabischen Schriftsteller aber erklären das Wort Alhambra für eine Abkürzung von Medina Alhambra, die rothe Stadt oder die rothe Burg, so daß die schon erwähnte spanische Bezeichnung Torres vermejas, welche freilich nur von einem kleinen Theile des Schlosses gilt, die buchstäbliche Uebersetzung des arabischen Namens wäre.

Der Löwenhof ist das Allerheiligste der Alhambra. Er ist von hundertundzwanzig Jaspissäulen eingefaßt, welche in den Ecken und an zwei pavillonartigen Vorsprüngen architektonische Gruppen von überraschender Wirkung bilden. Die Feinheit und der Reichthum der Arabeskenarbeiten, mit welchen die Bogengänge an den vier Seiten des Hofes bedeckt sind, bieten jeder Beschreibung Trotz. In der Mitte des Hofes befindet sich der berühmte Löwenbrunnen, ein riesenhaftes Marmorbecken, von zwölf roh gearbeiteten Löwen getragen, vielleicht eine Nachahmung des auf zwölf Stieren ruhenden „ehernen Meeres" im Tempel Salomos.

Der Löwenbrunnen steht trocken, die ehemalige Farbenpracht

auf den Mauern des Hofes ist durch Wind und Wetter hinweggewaschen, die Säulengänge drohen den Einsturz und werden mühsam durch eiserne Bänder aufrecht gehalten, die bunten glänzenden Fliesen der Dächer haben gemeinen Ziegeln Platz gemacht, das Marmorpflaster des Hofes ist verschwunden, mit einem Worte, wir haben nur eine Ruine vor uns, aber diese Ruine ist noch immer ein Stück Feenpallast.

Auf der einen Seite des Löwenhofes liegt der „Saal der beiden Schwestern," ein Prachtgemach, dessen gewölbte Decke aus unzähligen kleinen Zellen und Nischen und Bögen aufgebaut ist, die durch ihre Formen und Farben eine Wirkung hervorbringen, von der kein Werk unserer Baukunst auch nur eine entfernte Ahnung zu geben vermag. Dem Saal der beiden Schwestern gegenüber auf der andern Seite des Löwenhofes liegt der Saal der Abencerragen, so genannt von dem blutigen Untergange, welchen die Tapfersten dieses edeln Geschlechtes hier gefunden haben sollen. Die Erbfeinde der Abencerragen, die Zegris, so lautet die Sage, waren die Anstifter dieses Verrathes und der König Boabdil ihr Mitschuldiger. Sie hatten dem König hinterbracht, daß einer der Abencerragen die Gunst der Königin gewonnen und genossen habe, und ihn durch tückische Einflüsterungen zu dem Entschlusse vermocht, die Ehre seines Bettes an dem ganzen Stamme des Frevlers zu rächen. Dreiunddreißig Abencerragen, welche sich auf die Einladung Boabdils zu einem Gastmahle gestellt hatten, wurden bei dem Gelage überfallen und ermordet, und ihr Blut hat das Marmorbecken des Springbrunnens in dem Saale, wo die königliche Missethat vor sich ging, bis auf den heutigen Tag gefärbt.

Es ist bemerkenswerth, daß im Innern des Pallastes fast gar keine Thüren vorhanden sind oder vorhanden gewesen sind. Die Gemächer zumal, welche auf die Höfe hinausgehen, können offenbar nur durch Vorhänge geschlossen gewesen seyn, und sie waren überdieß darauf angewiesen, den größten Theil ihres Lichtes durch ihre offenen Thore zu erhalten. Für meinen häuslichen Geschmack sind die meisten dieser Gemächer etwas zu schattig und kühl.

Aber freilich ist nur die Sommerresidenz der maurischen Könige auf unsere Tage gekommen, das Schloß aber, welches sie im Winter bewohnten, schon von Karl V. zerstört worden, um Platz zu gewinnen für einen Neubau, der seit dreihundert Jahren vergebens auf seine Vollendung wartet. Die Ueberlieferung erzählt, daß Karl V. in rohem Uebermuth den Beschluß faßte, einen Stall für seine Pferde zu bauen, der prächtiger sey als der Pallast der muselmännischen Fürsten. Die Form des Gebäudes, welches er an der Stelle des alten Schlosses aufführen ließ, scheint jene Sage zu unterstützen. Der neue Pallast bildet ein gleichseitiges Viereck, welches von einem runden Hofe so ausgefüllt wird, daß nur die vier Ecken als bewohnbare Räume übrig bleiben. Das Geld zu dem Beginne des Baues lieferten die Morisken von Granada, die sich 1526 mit 80,000 Dukaten das Recht erkauften, die Tracht ihrer Väter, welche man ihnen schon damals nehmen wollte, beizubehalten, „so lange der König es für gut finde."

An diesem Gelde hat kein Segen gehaftet, und die Hoffahrt des Kaisers ist zum Gespött geworden. Nur die äußern Mauern des Pallastes sind vollendet, und man darf mit großer Zuversicht voraussagen, daß das Innere desselben niemals ausgebaut werden wird, obgleich unter der vormundschaftlichen Regierung der Königin Christine viel davon gesprochen wurde, und obgleich dieser Gedanke ohne Zweifel noch öfter zur Sprache kommen wird. Aber diese nicht fertig gewordene Ruine, so wie sie dasteht, ist ein cyklopischer Bau. Die dreihundert Jahre, welche über sie hinweggegangen sind, haben keinen Stein aus seinen Fugen gerückt, und der Baumeister könnte heute an demselben Punkte fortfahren, wo der Urgroßvater seines Urgroßvaters aufgehört hat. Die nach Westen gekehrte Hauptfaçade ist eine der großartigsten und reichsten architektonischen Erscheinungen, welche man sehen kann. Ihre Säulen würde kein griechischer Künstler des besten Zeitalters verläugnen, und ihre andern Bildhauerarbeiten, Medaillons, historische Basreliefs u. s. w. würden eine Zierde des reichsten Museums seyn.

In einem Labyrinthe schattiger Bergpfade fand ich nicht ohne Mühe den Weg nach dem oberhalb der Alhambra gelegenen Generalife, der, wie sein Name sagt, ein Landsitz der maurischen Fürsten war. Von den Wohngebäuden des Generalife sind nur wenige Reste übrig geblieben, aber doch genug, um zu überzeugen, daß dieses Landhaus des Eigenthümers der Alhambra würdig war. Dagegen stehen die Gärten des Generalife in ihrer ganzen Pracht und Ursprünglichkeit da, wie sie aus den Händen des arabischen Dichters hervorgegangen sind, der sie geschaffen. Ja, ein Gedicht ist dieser Garten, ein Gedicht aus der Begeisterung eines Ismaeliten hervorgegangen, der mit trunkenem Auge das Paradies des Propheten geschaut. Es wäre vergeblich, in unserer armen, farblosen Sprache nach Worten zu suchen, um diesen verkörperten Paradiesestraum zu malen. Die nüchterne Einbildungskraft des Abendlandes ist nicht gemacht, um so viel Herrlichkeit zu fassen. Wie das sprudelt und schäumt und leuchtet und schimmert und klingt und duftet! Am Fuße dieser halbtausendjährigen Cypresse feierte der Abencerrage mit der schönen Königin die Liebesnacht, welche er und all die Seinigen mit ihrem Herzblute bezahlten. Ein wohlfeiler Preis! Hier ist mir die Wahrheit jener Sage aufgegangen, und ich glaube daran wie ein Sohn Mahomets an den Koran.

Granada, 22. Mai.

Die ganze Stadt hat sich seit mehreren Tagen mit festlichem Eifer auf die heutige Frohnleichnamsfeier gerüstet, welche durch einen heftigen Regenguß beinahe vereitelt worden wäre. Glücklicherweise schloß der Himmel seine Schleusen noch zur rechten Zeit, so daß die große Procession und das Stiergefecht programmmäßig und ohne Störung vor sich gehen konnten. Schon gestern wurde das Fest auf den Schlag zwölf durch Kanonendonner, Glockengeläute und schmetternde Musik angekündigt. Die Vivarambla, die man zu meinem großen Aergerniß zum Constitutionsplatze umgetauft hat, die aber dem Volke noch immer ausschließlich unter ihrem arabischen Namen bekannt ist, die

Vivarambla war durch gewaltige Zurüstungen zum Hauptschauplatze der Feier hergerichtet. Heilige und unheilige Bilder und Inschriften, Taxuslauben, Blumengewinde, unzählige Springbrunnen, welche allerlei blechernes Spielzeug in Bewegung setzen, Musikbanden lockten das Volk in dichten Schaaren nach der Vivarambla, auf welche von allen Balkons die reichsten Teppiche der Hausbesitzer herunter wehten. Mit einbrechender Dunkelheit wurde das Gewühl immer größer und lärmender. Auf der Vivarambla und in den benachbarten Straßen wogte die jubelnde Menschenmasse zwischen unabsehbaren Reihen von Kramläden in freier Luft, welche alle auf das Verschwenderischste erleuchtet waren. Man merkt, daß das Oel hier zu Lande umsonst zu haben ist. Ich sah eine Menge von Tischen, auf denen ein paar Hände voll Kichererbsen zwischen vier strahlenden Lampen feilgeboten wurden.

Die Tonnen der Wasserträger, welche zu Hunderten in allen Straßen mit dem lärmenden Rufe: Agua, caballeros, agua fresca como la nieve! ihr vom Schneegipfel des Mulhacen heruntergeholtes Getränk ausbieten, sind mit frischen Blättern bekränzt, und die Aristokraten des Gewerbes, diejenigen, welche ihren wandelnden Schenktisch auf einem Esel umherführen, haben auf dem Rücken ihres Thieres hohe Lauben aufgebaut, die wie Weihnachtsgärten von lustigen Lichtern schimmern. Ja das ganze Volk von Granada feiert ein sommerliches Weihnachtsfest auf offenem Markt, und dem Vollmonde, der über der Stadt hängt, scheint das Herz im Leibe zu lachen bei dem Anblick von hunderttausend glücklichen, jubelnden Menschen.

Zu den poetischen Inschriften auf der Vivarambla, deren ich vorhin erwähnte, hat die Muse Zorilla's, eines der begabtesten unter den Dichtern des heutigen Spaniens, reichlich beigesteuert. Es wundert mich zu sehen, daß die Verse Zorilla's, deren Stoff ein religiöser ist, von Rechtgläubigkeit und von kirchlichem Eifer überströmen, denn ich weiß durch mehrere Freunde des Dichters, daß dieser in seinen Ansichten und in seinem Leben nichts weniger ist als ein Heiliger. Dagegen ist

eine Hymne Zorilla's auf Granada ohne Zweifel aus der Fülle des Herzens geflossen, und ich schreibe deßhalb einige Verse derselben ab, die zugleich als Probe der neuspanischen Poesie einen gewissen Werth haben.

Regocijate tu, Granada bella,
Ciudad hija del sol, huerta florida,
Que entre nieves estériles descuella;
Taza de nardos, de palomas nido,
Diamante pura que sa luz destella,
Paraiso entre rocas escondido.[1]

Die heutige Frohnleichnamsprocession blieb unter meiner Erwartung. Der ganze Aufzug hatte etwas Aermliches, und man sah es ihm leicht an, daß die Zeiten des Erzbischofs von Granada vorüber sind, von dessen üppiger Hofhaltung uns Gil Blas erzählt. Neugier war das einzige Interesse, welches auf den Gesichtern der versammelten Volksmenge geschrieben stand. Beim Erscheinen der Monstranz nahm man den Hut ab und machte eine Verbeugung (es hatte freilich über Nacht geregnet, das Pflaster war naß, beim Niederknieen war also Gefahr für die Festkleider), und ein Dutzend Gassenjungen schrie viva!

Der vielgereiste D. Hurtedo de Mendoza erklärt die Kathedrale von Granada, die zu seiner Zeit noch nicht einmal vollendet war, nächst der Kirche des Vatikan, für den prachtvollsten Tempel der Christenheit. Ich überlasse die Verantwortlichkeit für diese Behauptung dem Manne, welcher sie aufgestellt hat. Die Hauptkirche von Granada ist ein großes und reiches Bauwerk, aber sie scheint mir weder großartig noch schön. Der merkwürdigste Theil der Kathedrale ist die Königskapelle, in welcher Ferdinand und Isabella und Philipp der Schöne und die tolle Johanna beigesetzt sind. Die Königskapelle ist in dem

[1] Freue dich, schönes Granada, Tochter der Sonne, blühender Garten, der aus einer Schneewüste hervorprangt; du bist eine Schale voll köstlicher Wohlgerüche, ein Taubennest, ein Diamant, der funkelndes Licht ausströmt, ein Paradies in Felsgebirgen versteckt.

Style des Straßburger Doms gebaut, welchen die Spanier den deutschgothischen nennen, und sie kann für eines der edelsten Muster dieses Geschmackes gelten.

Der Sarkophag der Eroberer von Granada ist ein Marmorberg mit den kostbarsten Bildhauerarbeiten übersäet. Ich habe nie einen ähnlichen Reichthum von Kunsteinzelnheiten auf einem so engen Raume aufgehäuft gesehen. Engel, Heilige, Bischöfe, geschichtliche Scenen, wirkliche und Fabelthiere, Blumen, Laub- und Fruchtgehänge sind an dem Denkmale mit der unglaublichsten Verschwendung angebracht, und oft nicht bloß neben-, sondern auch übereinander gemeißelt. Die Bildsäulen Ferdinands und Isabellens, welche auf dem Sarge ausgestreckt liegen, scheinen einander den Rücken zukehren zu wollen; sie wenden wenigstens beide das Gesicht ab, eine Stellung, durch welche der unbekannte Künstler vermuthlich einen Gedanken barbarischer Ascese hat ausdrücken wollen.

Das Denkmal Philipps und Johanna's ist in denselben Verhältnissen gehalten und eben so reich, aber seine Bildhauerarbeiten haben vielleicht durchweg einen geringern Kunstwerth.

Obgleich die Klöster, welche Granada hatte, seit zehn Jahren verlassen und verödet, Wind und Wetter preisgegeben, verstümmelt und ausgeplündert sind, so haben doch manche von ihnen bis auf den heutigen Tag kostbare Reste ihres alten Glanzes und Reichthums gerettet. So namentlich die Karthause, die ehemals ein wahres Museum der mannigfaltigsten Kunstgegenstände bildete. Die besten Gemälde sind freilich nach und nach aus der Karthause verschwunden, aber die schönen Fresken von Palomino, Jose Risueño und Cotan hat man doch nicht über Nacht forttragen können, und auch die Bildhauerwerke und die Schnitzarbeiten sind größtentheils an ihrer Stelle geblieben. Die Kirche der Karthause ist noch heute ein Schatzkästlein in riesenhaftem Maßstabe. Marmor, Jaspis und Stuck sind in derselben verschwendet, Schnitzwerk und Fresken bedecken alle Wände; Thüren, Schränke, Laden bilden die herrlichsten Mosaiken von Schildkröte, Ebenholz, Elfenbein und Perlmutter.

Die Karthause ist ein äußerst weitläuftiger Bau, der mit seinen labyrinthischen Gängen und seinen vielen Gärten und Höfen zur Beherbergung eines ganzen Regiments behaglicher Klosterherren eingerichtet gewesen zu seyn scheint. Die Revolution fand indessen nur eilf Mönche in der Karthause vor, die ihr Kloster ohne Zweifel mit schwerem Herzen geräumt haben, denn es muß hier offenbar ganz gut wohnen gewesen seyn, wenigstens für Leute, die den Druck ihrer harten Gelübde nicht mehr fühlten. Die Zellen der Mönche bestehen je aus zwei geräumigen Zimmern, die nichts von der Gefängnißmiene haben, welche in so vielen andern Klöstern beleidigt und empört. An jede Zelle stößt ein kleiner Garten, auf welchen die Fenster und eine Hinterthüre hinausgehen, so daß der fromme Pater mit einem Schritte vom Betpult in die schöne Gotteswelt hinaus konnte, auf die Rasenbank, die er mit eigener Hand gebaut, zu den Blumen, die er selbst gepflanzt und gepflegt. Die Gärten sind in ihrer jetzigen Verwilderung doppelt schön. Die sorgende Menschenhand ist unter diesem Himmel nicht nöthig, um den Pflanzenwuchs zu erhalten, sondern nur um ihn zu ordnen, und die Unordnung in den Gärten der Karthause, ihr wucherndes Rosengebüsch zumal, das mit tausend und aber tausend frischen Blumen prangt, ist romantisch über allen Ausdruck.

Die Liebe zu den Blumen ist ein herzgewinnender Zug in dem Charakter der Granadiner und der Andalusier überhaupt. Ueber jede Mauer hängt Rosengesträuch herab, auf allen Balkons und auf allen Terrassen leuchten die brennenden Farben der wunderbaren Blumen des Südens, die wir höchstens aus Gewächshäusern kennen, und der schönste Schmuck, welcher bei dem Anzuge keiner Frau und keines Mädchens fehlt, ist immer die frische Blume im Haar. Wenn ich von meinen Ausflügen wie gewöhnlich mit einem prächtigen Strauße nach Hause zurückkehre, so werde ich unterwegs immer halb ausgeplündert. Selbst zweijährige Kinder, die sich kaum auf den Beinen halten können, die aber das andalusische Zünglein schon ganz artig zu handhaben wissen, betteln mich so zutraulich um meine Blumen an,

daß ich sie ihnen geben müßte und wenn sie von Smaragden und Rubinen wären: Señorico, déme usted una florecica.

Die Gartenkunst der Granadiner reicht nicht weit über die Blumenzucht hinaus. Die geschmackvolle Behandlung von Laub- und Baummassen, die Pflege des Rasens, das Verständniß der Gartenperspektive, diese und ähnliche Dinge, die freilich nur bei großen parkartigen Anlagen in Anwendung kommen können, sind hier, so wie überhaupt in ganz Spanien, außerordentlich selten. Die Gartenkunst bewegt sich hier gewöhnlich, und wie es scheint von Alters her, auf einem zu kleinen Raume. Auf der Alhambra befindet sich ein berühmter maurischer Garten, der bis auf den heutigen Tag in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten seyn soll, und der keine fünf Schritte breit ist. Ein mannsdicker Weinstock, welcher nicht bloß der Sage, sondern auch dem Augenschein nach weit in das arabische Zeitalter hinauf reicht, überlaubt den größten Theil des ganzen Gartens, der im Grunde nur ein langes schmales Blumenbeet auf einer aufgemauerten Terrasse des Schloßberges bildet. In diesem Style, sagt mir ein Mann, welcher den Orient kennt, werden in den muhamedanischen Ländern auch jetzt noch die Gärten gebaut, deren Wunder das persische und das arabische Lied mit Begeisterung besingen. So mein Gewährsmann. Wenn es aber im Orient einen zweiten Generalife gibt, so sind die Schwärmereien eines Hafiz, die berauschenden Schilderungen der Scheherezade gerechtfertigt.

Das Maurenthum ist in Granada mehr als eine geschichtliche Erinnerung; es ist noch immer etwas Wirkliches, Gegenwärtiges. Auf Schritt und Tritt begegnet mir Asien und der Islam, hier als Inschrift, dort als Bauwerk, weiterhin als Name von Menschen der Oertlichkeiten, als Münze mit dem Namenszuge Boabdils, die seit 350 Jahren von Hand zu Hand geht, als Gesichtsschnitt, als Kleidungsstück. Der Turban hat sich in Gestalt des bunten Tuches erhalten, welches der gemeine Spanier bei Hitze und Kälte um den Kopf knüpft, die Jacke und die rothe Schärpe sind in Andalusien dieselben wie auf der gegenüberliegenden afrikanischen Küste, die Mantille der Frauen ist

ohne alle Frage der civilisirte und von seiner Eifersucht geheilte Schleier der muhamedanischen Weiber.

Die Mantille ist das einzige Stück der alten Nationalkleidung, welches die hiesigen Frauen, selbst die der untersten Stände, beibehalten haben. Die Männer dagegen sind in ihrer Tracht der Landessitte treu geblieben. Ein junger, wohlgebauter Majo ist die schmuckste Erscheinung, der man in der europäischen Alltagswelt begegnen kann. Majo heißt Jeder, welcher das andalusische Nationalkleid trägt. Dieses besteht zunächst aus einer kurzen, knapp anliegenden Jacke, gewöhnlich schwarz, mit Stickereien oder aufgenähten Litzen auf dem niedrigen steifen Kragen, den Aufschlägen und dem Rücken. Statt der Knöpfe sind auf beiden Seiten Schnüre und Hefteln angebracht, die aber nur zum Zierrath dienen, denn die Jacke bleibt immer offen, so daß unter derselben das feine saubere Hemd sichtbar bleibt, um dessen Kragen ein buntes seidenes Tuch geschlungen ist, das statt des Knotens durch einen goldenen Ring zusammengehalten wird. Die Aermel der Jacke sind beinahe bis auf den Ellenbogen hinauf mit silbernen Knöpfen dicht besetzt, und aus jeder ihrer beiden Seitentaschen schaut der Zipfel eines feinen Battisttuches hervor. Die enge Kniehose von schwarzem Tuch und die Schenkel entlang gleichfalls mit silbernen Knöpfen besetzt, wird um die Hüften durch die rothseidene Schärpe festgehalten. Als Fußbekleidung trägt der Majo Schuhe mit Kamaschen von ungefärbtem Leder, die auf das zierlichste ausgenäht sind und von deren blanken Knöpfen bloß der oberste und der unterste geschlossen werden, so daß die stramme Wade im weißen Strumpfe durch den Schlitz sichtbar wird, über welchem ein Busch von langen schmalen Riemen spielt, der vom obern Rande der Kamasche herunterfällt. Die Kopfbedeckung ist der kleine andalusische Hut mit niedrigem Deckel, mit rings herum aufgekremptem Rande, und mit zwei Rosetten von Sammt besetzt. Geht der Majo zu Fuß, so führt er einen langen, bunt bemalten Stecken in der Hand, der unten in eine Keule und oben in eine Gabel ausläuft. In seinem größten Glanze aber zeigt sich der Majo zu Pferde. Die Andalusier sind

geborene Reiter, und der natürliche Anstand, mit welchem sie sich im Sattel halten, erscheint auf den ersten Blick allen Regeln der Schule unendlich überlegen. Ueber dem Sattelknopfe hängt die Manteldecke, deren helle Farben lustig abstechen gegen das Schwarz des Rosses und des Reiters. Schwarz ist nämlich vorzugsweise die Farbe des andalusischen Pferdes von edlem Blute. In allen seinen Bewegungen spricht sich ein Selbstbewußtseyn aus, von dem in der vierbeinigen Maschine, welche die Engländer für die Rennbahn fabricirt haben, keine Spur zu finden ist, und äußerst beredt ist besonders der Ausdruck vornehmer Koketterie, mit welcher es den Kopf und die reiche Mähne um den stolzen Nacken spielen läßt.

Bei den Stiergefechten erscheint Jedermann in mehr oder weniger vollständiger Majotracht. Ich kannte zwar diese Sitte, hatte aber doch keinen rechten Begriff von ihrer Strenge, und überdieß würde es mir natürlich auch gar nicht möglich gewesen seyn, ihre Vorschriften bei dem heutigen Stiergefechte zu erfüllen. Das Unglück wollte, daß ich mich in Begleitung eines andern Fremden etwas verspätet hatte, und daß bei unserer Ankunft das ganze Haus bereits von der ungeduldigen lärmenden Menge besetzt war. Um rasch zu unsern Plätzen zu gelangen, mußten wir im Angesicht der gesammten Zuschauerschaft mitten durch den Ring gehen, und kaum hatten wir denselben betreten, als wir von einem achttausendstimmigen Hohngeschrei begrüßt wurden. Im ersten Augenblicke wußte ich nicht, was uns diesen gräßlichen Empfang zuzog, es wurde indessen bald klar, daß er unserem philisterhaften und gebrauchswidrigen Anzuge galt. Mit jedem unserer Schritte wuchs der Sturm, das Volk erhob sich von seinen Sitzen und tobte und gestikulirte nach uns herunter, als ob es sich darum gehandelt hätte, uns wegen Beleidigung der Nationalmajestät den Garaus zu machen. Mein Begleiter wurde böse, ich lachte die Leute aus, aber weder sein Zorn noch meine gute Laune schützten uns vor dem Kreuzfeuer von Spottreden und Späßen, durch das wir uns zuletzt nach unsern Plätzen hindurcharbeiten mußten.

Herrn F. V. in Paris.

Cordova, 26. Mai.

Der Jubel des Frohnleichnamsfestes in Granada war verklungen und es mußte geschieden seyn von der Stadt, in welcher ich acht Tage lang die Träume der Jünger des Alten vom Berge gelebt hatte. Mein Sinn war auf Cordova gestellt, und ich fand wider Erwarten einen Reisegefährten, der sich entschloß, mich dorthin zu begleiten, auf einem Wege, quer durch Andalusien hindurch, der vielleicht nicht dreimal im Jahre von Reisenden unserer Art betreten wird.

Es handelte sich nun um das Mittel der Ausführung unseres Plans. Von irgend einer Wagenverbindung, auch der bescheidensten, zwischen jenen beiden Städten ist keine Rede, schon aus dem einfachen Grunde, weil es zwischen Granada und Cordova, obgleich sie zusammen über 100,000 Einwohner zählen und nur sechzehn deutsche Meilen von einander entfernt sind, keine Art von fahrbarer Straße gibt. Ein Pferdeverleiher, an den wir uns wendeten, verlangte für drei mittelmäßige Gäule zweiunddreißig Piaster, eine Forderung, welche nach der Versicherung des Lohnbedienten ganz ungewöhnlich billig war, die wir aber doch nach cispyrenäischem Maßstabe sehr übertrieben fanden. So mußten wir uns denn wohl um einen Ton herunterstimmen und uns zur Nachfrage in einer Maulthiertreiberherberge bequemen. Glücklich genug war wirklich ein „Korsar" aus Cordova da, welcher sich eben zur Rückreise anschickte, aber seine Forderung war zu unserer Verwunderung fast eben so hoch wie die des Pferdevermiethers. Ehe wir uns auf ein Gebot einließen, wollten wir seine Thiere sehen, und da er dieß unter allerlei Vorwänden auf den folgenden Tag zu verschieben suchte, so gingen wir unverrichteter Sache wieder fort.

Mein Begleiter war der Sache überdrüssig geworden, ich

aber entschloß mich, am andern Tage noch einmal nach der Herberge zurückzukehren, um zu sehen, was sich machen lasse. Im Hofe des Wirthshauses fragte ich den ersten besten Menschen nach Don Jose von Cordova, und auf die Antwort, daß er im Augenblicke nicht da sey, richtete ich noch einige Worte an den Gefragten, welche dieser indessen bald unterbrach, indem er mir Don Jose zeigte, der an den Thürpfosten gelehnt, unserem Zwiesprach von Ferne zusah, finster, ὑποδρα ἰδων, wie der göttliche Odysseus der Rede des Volksaufwieglers Thersites. „Nun, Don Jose, wo sind Eure Maulthiere?" rief ich dem Zornblickenden zu. „Da Ihr, wie ich sehe, mit dem Herrn da in Unterhandlung steht," antwortete er in gereiztem Tone, „so habe ich nichts mehr mit Euch zu reden, denn es ist nicht meine Sache, Andern in den Handel zu fallen." Mit der größten Mühe gelang es mir, ihn zu beschwichtigen und ihn wo nicht von der Unschuld seines Kameraden zu überzeugen, so doch zum Wiederaufnehmen unseres Geschäftes zu bewegen. Wir konnten uns indessen nicht einigen, vielleicht nur in Folge der Unvorsichtigkeit, mit welcher Don Jose selbst mir verrathen, daß er in der Person jenes Dritten einen Concurrenten habe. Dieser letztere nun, an den ich mich jetzt wirklich wendete, wollte sich indessen durchaus auf nichts einlassen, indem er sich seinerseits darauf berief, daß ich zuerst mit Don Jose unterhandelt. Vergebens erklärte ich ihm, daß ich mit seinem Kameraden ein für allemal abgebrochen habe; er zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf und sagte weder Ja noch Nein, als ich ihn zuletzt aufforderte, sich die Sache ruhig zu überlegen und Abends zu mir in den Gasthof zu kommen.

Fast wider Erwarten stellte sich mein Maulthiertreiber zur bezeichneten Stunde wirklich ein, und zwar in Begleitung seines Schwiegervaters, den er als Beistand und Zeugen mitbringen zu müssen glaubte. Nachdem ich die Herren zum Sitzen eingeladen, rief ich meinerseits meinen Reisegefährten als Zeugen herbei, und jetzt begann eine diplomatische Negociation, die von beiden Seiten mit einem Takt und einer Gewandtheit geführt wurde, die ich musterhaft nennen würde, wenn die Bescheidenheit

mir das erlaubte. Das erste Wort der Maulthiertreiber war übrigens, ob wir wirklich mit Don Jose abgebrochen und entschlossen seyen, die Unterhandlungen mit ihm nicht wieder anzuknüpfen. Erst auf unsere bestimmte und wiederholte Versicherung, daß dem so sey, gab sich ihre Loyalität zufrieden und war ihr Gewissen beruhigt. Nachdem wir alle Bedingungen unseres Vertrags ausführlich besprochen und mit bestimmten Worten festgestellt hatten, wurden wir einig über den Preis von sechzehn Piastern für drei Maulthiere, die uns und unser Gepäck in drei Tagereisen nach Cordova bringen sollten. Zuletzt wurde der Wirth herbeigerufen, die einzelnen Punkte unserer Uebereinkunft wurden in seiner Gegenwart wiederholt und jede der beiden contrahirenden Parteien händigte ihm vier Piaster als Reugeld ein. Ich will gleich hinzusetzen, daß der Vertrag von beiden Seiten mit der größten Gewissenhaftigkeit vollzogen wurde und daß das gute Einverständniß mit unserem Maulthiertreiber — der Schwiegervater, ein zwar schlauer, aber doch gutmüthiger und lustiger Kumpan, begleitete uns an der Stelle des Eidams — auf der dreitägigen Reise nicht einen Augenblick gestört wurde.

In früher Morgendämmerung weckten uns die Schläge an die Hausthüre, mit welchen Felipe seine Pünktlichkeit beurkundete. Der Reiseanzug war rasch gemacht, wir tranken unsere Chocolade, während man unsere Koffer aufband, füllten eine Jagdtasche mit Mundvorrath, — hartgesottene Eier, Würste, Brod, eine Flasche Wein, lauter Dinge, die man in Spanien bei sich führen muß, wenn man nicht gelernt hat, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf gut muhamedanisch zu fasten, und um drei Uhr zogen wir aus der maurischen Puerta Elvira hinaus. Unter dem Thore verlor ich meinen Mantel, den man mir über den Sattelknopf gelegt hatte, und in demselben Augenblick fiel mir das böse Vorzeichen ein, welches einst dem Könige Boabdil an dieser nämlichen Stelle begegnet war. Boabdil der Weichling raffte sich eines Tages auf, um das immer lauter werdende Murren des Volkes durch eine kräftige That zum Schweigen zu bringen. In

nächtlicher Stunde rückte er aus, um das schlechtbewachte Lucena zu überfallen, das die Castilianer unlängst den Mauren abgenommen hatten. Unter dem Thore Elvira aber stieß seine Lanze so hart an die Wölbung, daß ihre Spitze brach. Daß dieser Unfall von schwerer Vorbedeutung gewesen, bewährte sich durch den Ausgang. Boabdil wurde geschlagen, von Alonso de Aguilar gefangen und vor den König Ferdinand gebracht. Als guter Politiker empfing Ferdinand den Gefangenen nicht nur sehr huldvoll, sondern er zeigte sich auch äußerst bereitwillig, ihm die Freiheit wieder zu geben, die bei der Schwäche Boabdils, bei der Mißachtung, in welcher er bei seinem eigenen Volke stand, und bei dem Auftreten eines Gegenkönigs die vollständige Zerrüttung des arabischen Reiches nur beschleunigen konnte. Boabdil wurde seiner Haft entlassen, nachdem er der Krone von Castilien gehuldigt, sich zur Heerfolge gegen dieselbe verpflichtet, eine Lösegeld von 12,000 Dublonen gezahlt, 700 christliche Gefangene freigegeben und seinen einzigen Sohn als Geißel gestellt hatte. Dieser Vertrag, zu dessen Bruch Boabdil durch den Volksunwillen gezwungen wurde, öffnete den Christen zwölf Jahre später die Thore von Granada, das ein Männerarm auf dem Throne vielleicht noch ein paar Menschenalter hindurch hätte behaupten mögen, denn die kriegerische Kraft der Araber war noch lange nicht gebrochen, wie ihre spätern wilden Aufstände hinreichend beweisen. So war also die zersplitterte Lanze Boabdils ein deutliches Vorzeichen gewesen von dem Nahen des Verhängnisses, welches die Waffen der Söhne Mohammeds in Spanien auf immer brechen sollte.

Da ich leider keinen maurischen Weisen bei mir hatte, der im Stande gewesen wäre, mir den Fall meines Mantels an jener verhängnißvollen Stätte zu deuten, so wendete ich mich an den Maulthiertreiber mit der Frage, was er von diesem Ereignisse halte. Der Maulthiertreiber meinte, es bedeute, daß ich den Mantel nicht im Gleichgewicht auf den Sattel gelegt habe, und ich mußte mich mit dieser nüchternen Auslegung einstweilen zufrieden geben.

In geringer Entfernung von dem Thore fühlten wir uns plötzlich von einer pestilentialischen Atmosphäre eingehüllt, wie sie Dante bei der ich weiß nicht wie vielten Hölle nicht entsetzlicher geschildert hat. Mit grauser Verwunderung und Frage sahen wir einander an, bis mein Reisegefährte bei einer Wendung des Weges seitwärts wies. Dort auf freiem Felde lagen sechzehn bis zwanzig Pferde, die wir vorgestern im Stiergefecht hatten fallen sehen und über deren Leichen jetzt eine Schaar von Hunden und Raubvögeln in brüderlicher Eintracht einen Festschmaus hielt. Der Anblick hätte mir die Stiergefechte ein= für allemal verleiden können. Das leicht erregbare andalusische Blut des Maulthiertreibers hielt dabei am wenigsten Stich; er wurde bleich wie ein Gespenst. Wir beide gaben unsern Thieren die Ferse, mein Begleiter aber — er war ein Engländer — kam ganz gemächlich hinterdrein, und ich glaube gar, er hätte gern angehalten, um anatomische Studien über die Wirkungen des Bullenhornes auf den Pferdekörper anzustellen.

Bald lag die Vega hinter uns, und der Weg stieg langsam an den Abhängen der Felsengebirge hinauf, welche Granada im Halbkreise umgeben. Vor uns hatte sich die nackte Steinmasse der Sierra Elvira gelagert, welche uns durch ihre steilen Abhänge die Straße versperren zu wollen schien; zur Linken streckten sich die Wälder und die Triften des Soto de Roma aus, eines unermeßlichen Landgutes, das der Herzog von Wellington als Nationalbelohnung von Spanien erhalten hat; der Blick nach hinten zeigte uns das Paradies von Granada in seiner ganzen Herrlichkeit, das verlorene Paradies, verloren wohl auf immer. Hier, wo die Straße zur Rechten in das Gebirge ausbog, war der Augenblick des letzten Scheideblicks gekommen. Ich machte Halt, lange, und schickte tausend heiße Abschiedsgrüße hinüber nach der Königin unter den Städten. Nie war sie mir so schön erschienen als heute, wo sie im Dämmerlicht des Morgens da lag wie ein geheimnißvolles Luftgebild der Fee Morgana. Heute ging mir die dichterische Wahrheit der begeisterten Liebeserklärung auf, welche König Johann von einer dieser Höhen

herunter an Granada richtete.[1] Auf Ritterwort bietet er ihr seine Rechte an, und Cordova und Sevilla verspricht er ihr zur Morgengabe, aber die Schöne weist den königlichen Werber trotzig ab und deutet stolz auf ihre tausend Thürme und ihre hunderttausend Streiter, wenn es ihn etwa gelüsten sollte, Gewalt zu brauchen. „So sprachst du, so logest du, meineidiges Granada!" schließt mit bitterem Schmerze der Dichter, ohne Zweifel einer von den Mauren des sechzehnten Jahrhunderts, die nur dem Namen nach Christen und Spanier waren. Wir erinnern uns der Uebersetzung eines arabischen Liedes, welches Argote de Molina aus dem Munde der Moriscos aufschrieb, und das den Schmerz und die Hoffnung der Besiegten singt:

[1] Die Romanze vom König Johann fehlt in den mir bekannten neuern Sammlungen der altspanischen Gedichte, und ich setze sie ihrer Schönheit wegen hierher, so weit ich sie im Gedächtniß habe.

Don Juan de España,
Cabalgando un dia,
Desde una montana
A Granada via.
Y dijole prendado:
Hermosa ciudad,
Mirame afanado
Tras de tu beltad.
De mi amor en muestra,
Fé de caballero,
Te ofrezco mi diestra
Y a tuya espero.
Junta tus blasones
A los de Castilla
Y te traeré en dones
Cordova y Sevilla.

Respondió Granada:
Vuelvete á Toledo;
Que ya estoy casada
Y amarte no puedo.
Mil torres me guardan,
Cien mil campeones
Dispuestos aguardan
A tus infanzones.
Asi tú decias,
Asi tú mentias;
Granada es perjura.
¡ Fiera desventura!

Amorosa Alhambra
Tus castillos lloran
Que van á perderse;
¡ O Muley Boabdil!
¡ Denme mi caballo
Y luciente escudo
Paraque pelée,
Y gane la Alhambra!

Geliebte Alhambra,
Deine Burgen trauern,
Denn ihr Untergang naht.
O Mulei Boabdil!
Gebt mir mein Schlachtroß,
Und meinen leuchtenden Schild,
Ich will in den Kampf ziehn
Und die Alhambra wieder erobern.

O Maure, mit Roß und Schild gewinnt man keine Burgen! Willst du das Joch brechen, so lass' das Roß und wirf das Schild weit von dir, nimm das Schwert in die Rechte und in die Linke den Dolch! — Lebe wohl, Granada!

Erst nach halbstündigem scharfem Ritt holte ich meine Begleiter ein. Bis Mittag zogen wir durch ein ödes, menschenleeres Bergland, plaudernd, cigarrenrauchend und im Sattel frühstückend. Endlich zeigte sich eine menschliche Wohnung, eine Venta, auf welche uns der Maulthiertreiber schon lange vertröstet hatte, zu kurzer Rast für Menschen und Thiere. Eine Venta im Innern von Spanien und abseits der Landstraßen besteht gewöhnlich aus einem einzigen Raum zwischen vier Mauern von unbehauenen Steinen, die mit Lehm nothdürftig zusammengehalten werden und auf deren Steinpflaster sich gefiederte und ungefiederte Hausbewohner, zwei- und vierbeinige Gäste einträchtiglich bei einander finden. Ein Wein, der nach dem Schlauche schmeckt, uraltes Brod, Eier und im glücklichen Falle ein Stück Schinken, das ist Alles, was in diesen wohlthätigen Anstalten für den hungrigen und durstigen Wanderer zu hoffen steht. So war es denn auch hier. Da ich heute seit längerer Zeit zum

erstenmale auf die Küche einer Venta angewiesen war, so ließ ich mir dieselbe gern gefallen; wenn man aber, wie mir dieß wohl begegnet ist, halbe Wochen lang nichts zu essen bekommt als Eier und Schinken, Morgens, Mittags und Abends, so fängt man unfehlbar an, den Speisezettel etwas eintönig zu finden.

Wir fanden in der Venta zwei oder drei junge Frauenzimmer, deren Unterhaltung wir als die Würze des Mahles gelten lassen konnten. Die Spanierinnen aus den untern Ständen sind gewöhnlich nichts weniger als hübsch und natürlich noch viel weniger unterrichtet, aber sie verstehen zu sprechen und sie wissen zu leben, Eigenschaften, welche die schönen Damen einer gewissen vornehmen und geschulten Welt oft nur in einem sehr mäßigen Grade besitzen. Diese Mädchen hier waren vermuthlich in der Wildniß, in welcher sie lebten, geboren und aufgewachsen, sie hatten vielleicht nicht zehnmal in ihrem Leben mit Leuten gebildeten Standes verkehrt, und gleichwohl war ihre ganze Haltung so sicher und unbefangen, ihr Ton so frei und so anständig zugleich, daß sich die aristokratische Natur des spanischen Blutes an diesen Naturkindern in wahrhaft überraschender Weise offenbarte. Sie wunderten sich darüber, daß der Engländer keinen Wein trinke. „Er ist überhaupt ein sonderbarer Mann," sagte ich ihnen; „er raucht auch nicht, und denken Sie sich, er mag die Frauen nicht." — Mit einem einstimmigen: Jesus! machten sie jetzt alle drei Front gegen den angeblichen Weiberverächter, und es ging so schrecklich über meinen armen Engländer her, daß dieser, dessen Spanisch überhaupt ziemlich schlecht bestellt war, bald keine andere Rettung vor sich sah, als den schleunigen Aufbruch. „Wollen Sie mit mir nach Deutschland reisen?" fragte ich das jüngste der Mädchen, indem ich aufs Maulthier stieg. — „Wie weit ist es bis in Ihre Heimath?" erwiederte sie. — Fünfhundert Stunden höchstens." — „Nun, das ließe sich schon hören; aber ich fürchte Ihrem Begleiter beschwerlich zu werden, der ja die Mädchen nicht leiden mag." — Als wir fortritten, kam der Maulthiertreiber an mich heran. „Oh, oh," sprach er mit einem kopfschüttelnden Seitenblick auf den Engländer, „er mag die

Weiber nicht, und die Weiber sind doch das Beste" — la cosa mas sabrosa, war sein Ausdruck, dessen eigenthümliche Energie ich in deutschen Worten nicht wiederzugeben weiß — „was es in der Welt gibt." Dabei funkelte sein Auge vor Wollust. „Ein Türke," sagte mir der Engländer, der die Worte des Maulthiertreibers gehört hatte, „ein Türke an meiner Stelle würde dem Mann erwiedern: „Du sprichst so, weil du eben nichts Besseres kennst."

Die Sonne neigte sich zur Rüste, als wir unsern Einzug in die Stadt hielten, wo wir unser Nachtlager aufschlagen wollten, in Alcala, das von zehn andern gleichnamigen Orten durch das stolze Beiwort la real unterschieden wird. Da ich schon aus mancher trübseligen Erfahrung gelernt hatte, daß man in Spanien von dem Namen nicht auf die Sache schließen darf, so war ich ganz darauf gefaßt, in dem königlichen Alcala ein ganz erbärmliches Nest zu finden. Der erste Eindruck übertraf indessen meine bescheidenen Erwartungen. Alcala stellte sich als eine große Stadt dar, die sich malerisch am Abhange eines Berges hinaufzieht, dessen breiter Rücken die mächtigen Ruinen eines alten Schlosses trägt. An der schönen Alameda vorbei, wo wir vor einer Schaar eleganter Spaziergänger Musterung passiren mußten, trabten wir zum Thore hinein, und durch eine breite, wenn auch ärmliche Straße bis zum Marktplatze nach dem Gasthofe, welcher mit unbestreitbarem Rechte der beste der Stadt genannt werden kann, denn er ist der einzige.

Damit der Name Gasthof nicht etwa wunderliche Vorstellungen errege, werden ein paar schildernde Worte nicht überflüssig seyn. Der Eingang des Hauses führt in einen Raum, welcher Küche, Wirthszimmer und Stall zu gleicher Zeit bildet. Ueber eine Hühnerleiter wies man uns in den zu unserer Aufnahme bestimmten „Saal," ein Gemach, das mit vier Kalkwänden möblirt war. Später, als wir von einem langen Spaziergange zurückkamen, fanden wir jedoch zwei Matrazen auf den Boden gelegt, die man uns unter dem Namen von Betten für die ganze Nacht zur freien Verfügung stellte.

Nachdem wir uns die zum Theil ganz stattlichen Straßen der Stadt und ihre hübschen Bewohnerinnen, so weit es sich thun ließ, besichtigt, den Schloßberg bestiegen und eine Zeitlang am Ufer des kleinen Flusses gelustwandelt hatten, der am Fuße desselben zwischen blühenden Granatgärten vorüberfließt, kehrten wir in die Herberge zurück, unser Nachtmal einzunehmen. Wir schwatzten noch ein halbes Stündchen mit den Wirthsleuten und suchten dann das Lager, denn am folgenden Morgen sollte abermals vor Sonnenaufgang aufgebrochen werden.

So geschah es. Schwere Gewitterwolken hingen am Himmel, und kaum hatten wir die Stadt einige tausend Schritte hinter uns, so ließ sich ein Platzregen nieder, der uns wohl einige Stunden lang begleitete. Nach und nach verzog sich indessen das Gewölk, die Sonne hatte unsere triefenden Kleider rasch getrocknet und wir zogen den ganzen Morgen und einen Theil des Nachmittags wohlgemuth über Berg und Thal, ohne anzuhalten, denn unsere heutige Tagereise war anderthalb Meilen kleiner als die gestrige. Es mochte fünf Uhr seyn, als wir in geringer Entfernung unser nächstes Nachtquartier Baena vor uns liegen sahen. Ich war beschäftigt, den Maulthiertreiber über diese Stadt, seinen Wohnort, auszufragen, als Felipe plötzlich mit auffallend veränderter Miene nach einem kleinen Gebüsche hart am Wege hinüberblickte, wo ich, indem ich seinem Auge folgte, zwei Männer mit alten rostigen Gewehren neben sich gelagert sah. Felipe bot ihnen einen guten Tag, den sie kaum mit Kopfnicken erwiederten. „Haben Sie die Kerls gesehen?“ fragte mich der Maulthiertreiber leise, als wir vorüber waren. „Freilich,“ antwortete ich, „und ich wundere mich, daß sie uns nicht um ein Trinkgeld angesprochen haben wie die andern Weghüter,[1] denen wir früher begegnet sind.“

[1] Die Guardias del camino sind eine angebliche Sicherheitspolizei, welche Straßen und Wege beschützen soll. Von Zeit zu Zeit trifft man einen kümmerlichen alten Burschen mit einem dienstunfähigen Gewehre auf der Schulter, der sich das Ansehen geben möchte, als halte er die Straße von Räubern frei, und der kraft dieses Verdienstes einen Anspruch an die

„Schöne Weghüter!" versetzte Felipe. „Wäre ich nicht bei Ihnen gewesen, so würden diese Herren ein böses Wort mit Ihnen gesprochen haben; aber sie wissen, daß ich sie kenne, und sie wagten deßhalb nichts zu unterehmen." — „Ihr spaßt, Felipe," entgegnete ich. „Würden sich Leute mit räuberischem Gewissen hier an den Weg legen, wo sie jeder Vorüberziehende sehen kann? Ueberdieß trugen sie auch eine Art Uniform." — „Allerdings, allerdings," antwortete Felipe mit Eifer; „es sind Salinenwächter von da und da, sie haben als solche das Recht Waffen zu führen, und brauchen sich also nicht zu scheuen, bewaffnet gesehen zu werden; ich weiß aber auf das Bestimmteste, daß sie keine günstige Gelegenheit versäumen, um mit Hülfe dieser Waffen die Taschen der Reisenden zu erleichtern."

Sagte der Maulthiertreiber wahr, oder wollte er sich bloß wichtig machen, ich muß es dahin gestellt seyn lassen. Genug, er sprach mit dem Ausdruck der vollsten Ueberzeugung, und ich hörte seitdem vielfach bestätigen, daß die meisten Räubereien in Spanien gerade von solchen Leuten ausgeführt werden, welche kraft einer öffentlichen oder einer Privatanstellung, namentlich als Förster oder Feldschützen befugt sind, jederzeit bewaffnet zu gehen, so daß sie fast ohne alle Gefahr den rechten Augenblick wahrnehmen können, um irgend einen einträglichen Streich zu führen. Ich habe gleichfalls nachträglich in Erfahrung gebracht, daß die Gebirge, welche wir auf dem Wege von Granada her durchzogen, der verrufenste Theil von ganz Andalusien sind. Hier war zum Beispiel der eigentliche Schauplatz der Thaten des famosen Jose Maria, welcher sich Jahre lang gegen die Truppen Ferdinands **VII.** behauptete, und der sich endlich nur in Folge einer förmlichen Unterhandlung mit der Regierung und kraft eines Vertrags, der ihm eine einträgliche Anstellung sicherte, zur Unterwerfung verstand. Gegenwärtig treibt hier ein gewisser

Freigebigkeit des Reisenden macht. Die Stelle eines guardie del camino scheint mir ungefähr dasselbe zu seyn, wie der Bettelbrief, den man ehemals den Invaliden gab.

Caparota sein Wesen, der mit seiner kleinen Bande unglaublich verwegene Dinge unternimmt, wie er denn zum Beispiel unlängst an einem Nachmittag ein paar hundert Leute ausgeplündert hat, die fröhlich und guter Dinge von einem Jahrmarkt zurückkamen.[1]

Baena war in sonntäglicher Bewegung. Auf dem Markte zahlreiche Gruppen schwarzbärtiger Männer, in den klassischen braunen Mantel gehüllt, weiterhin junges Volk, das den Fandango tanzte, Sang und Klang in allen Gassen. Im Absteigquartier angekommen, fanden wir, daß unsere gestrige Herberge ein wahrer Palast gegen die heutige gewesen. Unser Zimmer war dießmal statt der Kalkwände nur mit Lehmwänden tapeziert, die Decke desselben wurde durch das Dach gebildet, dessen Zustand uns für die Nacht jede Art von astronomischen Beobachtungen vom Bett aus zu gestatten versprach, wie wir denn auch in der entgegengesetzten Richtung durch die Spalten und Löcher des bedenklich schwankenden Fußbodens eine ungehinderte Aussicht hatten auf Küche, Stall und Wirthszimmer — Alles wie gewöhnlich in Einem Raum vereinigt. Unser einsylbiger Wirth sah leibhaftig aus, als ob er seiner Zeit mit Jose Maria Brüderschaft getrunken habe, und es schien mir ein ziemlich gewagtes Stück, als ich ihm nothgedrungenermaßen zumuthete, unsere Reiseschuhe mit sich hinunter zu nehmen, um sie reinigen zu lassen. In der That schaute er auch bei meinem Antrage aus seinen finstern Augen ganz seltsam drein, er ließ sich indessen doch herab, die Schuhe langsam aufzuheben und gemessenen Schrittes fortzutragen. Als ich eine halbe Stunde später hinunterging, sah ich zu meiner Verwunderung den Wirth mit eigenen hohen Händen des Amtes des Stiefelputzers walten, aber er hatte weder den ewigen braunen Mantel dabei abgelegt, noch den trotzig auf die Stirne gedrückten Hut, noch seine verhängnißvolle

[1] Gegen das Ende des vorigen Jahres verkündeten die spanischen Zeitungen jubelnd, daß Caparota, der Tyrann der Königreiche Jaen und Cordova, endlich gefällt sey. Ein Mitglied seiner eigenen Bande hatte ihn in der Nähe der letztgenannten Stadt im Schlafe erschossen, um sich dadurch die Straflosigkeit für seine früheren Verbrechen zu sichern.

Miene, und als er uns bald darauf die Schuhe wieder herauf brachte, geschah es wiederum mit der feierlichsten Haltung, den Mantel auf den Schultern und den Hut auf dem Kopf.

Ich ging, mir das Sonntagspublikum von Baena zu beschauen. Auf meine Frage nach der Alameda wies man mich nach dem Kirchhofe. Wenn nicht durch seine eigentliche Bestimmung, so ist derselbe doch wenigstens durch seine Lage sehr gut geeignet zum Versammlungsorte für die Müssiggänger der Stadt. Der Kirchhof von Baena liegt auf einem Bergvorsprunge, von dem man nach drei Seiten hin die freie Aussicht auf das Land hat, und es fehlt ihm nicht an Bäumen und Blumen und steinernen Ruhebänken. Limonadenverkäufer und wandelnde Kaffeeschenken boten mir ihre Waare an, ich hatte aber für den Augenblick ein anderes Gelüst und fragte nach einem Tabaksladen. Ein gefälliger Wegweiser führte mich durch mehrere Straßen bis an die Thür des Hauses. Ich trat ein und fand mich einem unbehülflichen Tropf von Vater und einer gewandten redseligen Tochter gegenüber. Der erstere wurde von der zweiten mit einer unglaublichen Taschenspielergeschwindigkeit bei Seite geschafft, so vollständig bei Seite geschafft, daß nicht einmal eine Ohrspitze mehr von ihm zum Vorschein kam. Die Tochter erklärte mir nun mit einem ungeheuren Aufwande von höflichen Redensarten, daß die Cigarren, welche ich suche, für den Augenblick vergriffen seyen, daß sie aber bereits Jemand abgeschickt habe, frische zu holen, und daß ich binnen fünf Minuten bedient seyn werde, wenn ich so lange warten und die Gewogenheit haben wolle, inzwischen einen Sitz anzunehmen. Es war freilich kein Stuhl da, das machte aber nichts, ich that als ob ich mich gesetzt habe und ließ mein Ohr von der Beredsamkeit der Cigarrenhändlerin bewirthen. Nie im Leben war mir eine ähnliche Zungenfertigkeit vorgekommen. Man hätte nicht die Schneide eines Rasirmessers zwischen ihre Worte einklemmen können, und ich bin gewiß, diese runde Andalusierin würde drei der magersten Französinnen aus dem Felde geschlagen haben, denen doch, Gott weiß es, die Zungenspitze auch nicht angewachsen zu seyn pflegt.

Endlich kamen die Cigarren an. Es war Zeit, denn der Laden fing an, sich mit mir zu drehen.

In den Gasthof zurückgekehrt, fand ich den Maulthiertreiber, der uns zwei junge Sprossen seines Hauses vorstellen wollte. „Solcher Schlingel habe ich sieben," sagte er, „ohne die Mädchen zu rechnen. Der da," setzte er leise hinzu, indem er mit den Augen auf einen hübschen, spitzbübisch blickenden Buben von neun Jahren deutete, „der da ist mein Liebling, der ärgste Schelm und Taugenichts von allen." Dabei sah der Mann so glücklich aus, daß ich ihn von diesem Augenblicke an wirklich liebgewann. — Als er Abschied nahm, forderte er uns auf, am andern Morgen zeitig in den Kleidern zu seyn. „Nun, Felipe," sagte ich, „morgen werdet Ihr uns wohl bis fünf Uhr schlafen lassen, denn Ihr wißt, wie kurz die beiden vorigen Nächte für uns gewesen sind." — „Im Gegentheil," erwiederte er, „wir müssen morgen eine Stunde früher aufbrechen als gestern, denn die Tagereise von hier nach Cordova ist die längste." Mit vieler Mühe handelte ich etwas von dieser Forderung herunter, und wir kamen überein, daß wir um halb vier Uhr abreisen wollten.

Wie gesagt, so gethan. Die Luft war trotz der frühen Stunde drückend schwül, und das Aussehen des Gewölkes weissagte nichts Gutes. Wir mochten auch kaum eine Stunde geritten seyn, so öffnete der Himmel seine Schleusen und wir wurden mit einem Schauer überschüttet, gegen welchen der gestrige Regen nur ein Gießkannensprudel gewesen war. Ich hüllte mich von Kopf bis zu den Füßen in meinen Mantel, aber es half nichts, der Regen hatte bald an zehn Stellen den Weg bis auf meine Haut gefunden. Nun sagt mir noch, man soll keine Zeichen glauben! Unter dem Thore von Granada war mirs ja deutlich zu verstehen gegeben, daß mir mein Mantel nutzlos werden würde, wie dem Könige Boabdil seine Lanze. Und der kurzsichtige Maulthiertreiber, welcher meinte, ich habe bloß das Gleichgewicht verfehlt!

Das Wetter blieb den ganzen Tag über gräßlich. Hörte der Platzregen für einen Augenblick auf, so kam im nächsten ein Wolkenbruch hinterdrein. Und dazu die heillosesten Wege, die

mir im Leben vorgekommen sind, Berge so steil, daß ein Fußgänger Mühe gehabt haben würde, sie bei trockenem Boden zu ersteigen, angeschwollene Bäche ohne Brücke und ohne Steg, ungebahnte Feldpfade, auf denen die Thiere bis an die Knie versanken. An ein Obdach, einen Ruheplatz war auf dem ganzen Wege nicht zu denken. Nach den ersten Stunden dieser Wasserfahrt zu Lande fühlte ich mich unbehaglich und wurde verdrossen, bald aber hatten Leib und Seele die böse Anwandlung überwunden, und statt ihrer stellte sich eine ausgelassene Heiterkeit ein. Ja es that mir zuletzt beinahe leid, daß der Spaß nun bald ein Ende haben solle, als durch Nebel und Regen der Ton der Glocken von Cordova dumpf zu uns herüberdrang, noch ehe wir der Stadt selbst ansichtig werden konnten. Endlich zeigte sie sich wie in einen grauen Schleier eingehüllt, und hinter ihr wurden durch die dicke schwere Luft hindurch die Umrisse der Sierra Morena sichtbar. In jähem Abhange senkte sich die wüste Hochebene, über die wir die zwei letzten Stunden lang geritten waren, nach dem Guadalquivir hinab, wir bestiegen eine Fähre, und jenseits des Flusses befanden wir uns in dem Weichbilde von Cordova, mitten in den Gärten voll südlich strotzenden Pflanzenwuchses, welche die Stadt auf mehreren Seiten in breitem Gürtel einfassen.

Rasch und rascher ging es jetzt dem Ziele zu. Noch ein Ritt um eine Strecke der uralten Stadtmauer und wir waren am Thore. Hier wartete unser das Zollamt, dessen Neugier in keinem Augenblicke übler angebracht seyn konnte, als in dem gegenwärtigen. Der Regen schoß fortwährend in Strömen herab, und doch wurde uns zugemuthet, unsere Koffer auf offener Straße aufzumachen. Ich bat die Zollbeamten um Rücksicht auf die Umstände, berief mich auf unser nicht gerade schmugglermäßiges Aussehen, und unterstützte meine Beredsamkeit mit einem Griff nach der Börse. Auf diese Bewegung hin erklärte der Chef des Postens, daß wir im Frieden ziehen könnten, als ich ihm aber dafür ein paar silberne Zeichen unserer Dankbarkeit verehren wollte, wurde ich zu meiner großen Verwunderung abgewiesen.

So nahmen wir dann höflichen Abschied; aber kaum waren wir zwanzig oder dreißig Schritte fort, so kam ein Soldat hinter uns drein gelaufen mit der Weisung, wir müssen umkehren und uns der Durchsuchung unterwerfen. In hohem Grade ärgerlich, fragte ich, ob man beim Zollamt in Cordova gewohnt sey, die Reisenden zu foppen, ich merkte indessen bald, daß sich dort nur eine kleine Reue über die anfängliche Uneigennützigkeit eingestellt habe, und so kaufte ich uns denn dießmal gegen klingende Münze los.

Nun geschwind nach dem Gasthof! Aber der Maulthiertreiber kannte den ersten und einzigen Gasthof in Cordova eben so wenig wie wir. Ich übernahm das Amt des Wegweisers, theils weil mein Maulthier noch am rüstigsten auf den Beinen war, theils weil ich mir in solchen Fällen einen gewissen Instinkt der Oertlichkeiten zutraue. In den öden Gassen, aus denen der Regen jede menschliche Seele verscheucht hatte, weckte der Trab unserer Thiere einen fast unheimlichen Wiederhall. „Wo ist die Fonda?" rief ich einem regenflüchtigen Cordovaner zu, ohne das Thier anzuhalten. „Rechts!" antwortete er mir, ohne sich umzusehen. „Geht es hier nach der Fonda?" fragte ich wieder im vollen Trabe einen zweiten schemenartig vorübergleitenden Braunmäntler. „Nein, links!" rief er zurück, worauf ich wie auf Kommandowort das Maulthier wieder herumwarf. So irrten wir mit wildem Hufgeklapper wohl eine Viertelstunde in der Stadt umher, bis uns endlich, nicht mein Instinkt und auch nicht die Führung irgend eines zuverlässigen Wegweisers, sondern der baare Zufall vor die Thüre des ersehnten Gasthofs führte.

Das Haus war überfüllt mit Gästen und wir konnten von Glück sagen, als man nach längerem Suchen ein leeres Zimmer ausfindig machte, in welchem wir, mein Engländer und ich, uns bequemen mußten, zum drittenmal ein gemeinschaftliches Quartier aufzuschlagen. Kaum hatten wir Besitz von dem Gemache genommen, so war der Fußboden buchstäblich unter Wasser gesetzt. Unsere Kleider befanden sich in einem solchen Zustande, daß man uns später für das Reinigen derselben einen Gulden auf die

Rechnung setzte, und daß wir diesen Posten, trotz seiner Ungewöhnlichkeit, durchaus billig finden mußten. Mein Mantel war noch nach achtundvierzig Stunden bleischwer von dem darin angesammelten Wasser.

Wir warfen uns so schnell als möglich in einen trockenen Anzug und stiegen hinunter, um den ungestümen Forderungen des pöbelhaften Bedürfnisses zu genügen, welches man Hunger nennt. Bis auf das Regenwasser, das wir unfreiwilligerweise verschluckt, hatten wir den ganzen Tag gefastet, wie der beste Muselman im Ramadan. Wir fanden die Küche des Hauses vortrefflich, die Schüsseln hingegen empörend klein. Ich ließ mir beigehen, Senf zu verlangen. Der Aufwärter sah mich groß an; er kannte zwar den Namen, die Sache aber war in dem ersten Gasthofe von Cordova, einer Stadt von 40,000 Einwohnern, welche die Hauptstation auf der großen Straße von Sevilla nach Madrid bildet, ein völlig unbekannter Luxusartikel.

Als wir endlich den Anforderungen des Magens ein nothdürftiges Genüge geleistet, fragten wir, ob es nicht ein Kaffeehaus in der Nähe gebe. Nicht in der Nähe, hieß es, sondern im Gasthofe selbst. Desto besser, so brauchten wir uns nicht von Neuem Wind und Wetter preiszugeben. Neben der Kaffeeanstalt war ein Lesezimmer, einer Privatgesellschaft angehörig, und reichlich versehen mit spanischen Zeitungen aller Art, aber auch nur mit spanischen Zeitungen. Ein Franzose würde eine Impertinenz darin gefunden haben, daß man ihm an solchem Orte nicht wenigstens ein Pariser Blatt biete, ich aber hatte meine wahre Freude an dieser Ausschließlichkeit, so erwünscht es mir auch gewesen wäre, wieder einmal einen Blick in den allgemeinen Zustand der Welthändel zu thun, denen ich nunmehr seit mehreren Wochen völlig fremd geworden war. Die spanischen Zeitungen bekümmern sich nämlich sehr wenig um auswärtige Politik, und fremde Blätter hatte ich seit Malaga nicht mehr zu Gesicht bekommen. In Granada, dem einzigen Orte, wo ich überhaupt darnach fragen durfte, liegt an keinem öffentlichen Orte irgend eine nicht spanische Zeitung auf.

Kaffee und Zeitungen waren abgethan, und wir erkundigten uns nach einem Mittel des Zeitvertreibs für den Abend. Man wußte keine Antwort auf diese Frage. Schauspiel gab es nicht, an einen Spaziergang war bei dem fort und fort strömenden Regen nicht zu denken, es blieb uns also, da wir uns einer geistigen Beschäftigung durchaus nicht gewachsen fühlten, nichts übrig, als mit den Hühnern zu Bette zu gehen. „Wir werden dafür desto zeitiger aufstehen," sagte der berechnende Engländer.

Am andern Morgen wurden wir durch das Eintreten des Maulthiertreibers geweckt, welcher kam, sich bei uns zu verabschieden. „Wie!" rief er, „es ist acht Uhr und die Herren liegen noch im Bett!" — „Acht Uhr? nicht möglich! Da hätten wir ja zwölf Stunden geschlafen!" Zu unserem großen Schrecken war es wirklich so. „Sie haben sich gestern schön verrechnet," sagte ich zu meinem Reisegefährten. — „Leider, leider! machen wir uns also endlich aus den Federn." Dabei rührte er sich aber nicht. „Was für Wetter haben wir?" — „Es regnet noch immer." — „Da kann man also heute Morgen wieder nichts unternehmen." — „Vielleicht hellt sichs später auf." — „Es ist am Ende eben so gut, wenn wir noch ein Weilchen zuwarten." — Nachdem wir so gegenseitig unser Gewissen beschwichtigt, schliefen wir von Neuem ein, und es war nahe bei Mittag, als wir durch irgend eine Botschaft abermals aufgestört, uns nach vielem Recken der Gliedmaßen dazu verstanden, dem Ausruhen ein Ende zu machen. Das war der riesenhafteste Schlaf gewesen, den ich je gethan, ein Schlaf, wie ihn nur die Seligen schlafen, ich will sagen die Todten.

Herrn Dr. K. in A.

Cordova, 27. Mai.

Der reisende Ausländer sieht Cordova gewöhnlich nur im Durchfluge, während der Stunde, welche der Eilwagen von Sevilla nach Madrid seinen Passagieren zum Besuch der Kathedrale und zum Frühstück vergönnt. Die Ursache dieser Hast liegt ohne Zweifel weniger in dem Mangel an Sehenswürdigkeiten in und um Cordova, als in dem Umstand, daß diese Stadt erstens eigentlich nur auf der Straße von Sevilla nach Madrid zugänglich ist, und daß zweitens derjenige, welcher den Eilwagen heute hier verläßt, durchaus nicht darauf rechnen kann morgen oder übermorgen einen neuen Platz zur Fortsetzung seiner Reise in demselben zu finden. Zwischen Granada und Cordova z. B., zwei Städten von 60,000 und 40,000 Einwohnern, die nur sechzehn deutsche Meilen von einander entfernt sind, besteht keine Art von Wagenverbindung, ja nicht einmal ein Fahrweg. Wer sich zu Wagen von Granada nach Cordova begeben will, muß einen Umweg von wenigstens siebzehn deutschen Meilen machen, d. h. er muß bis nach Bailen hinaufsteigen und dort die Madrider Diligence abwarten, glücklich genug, wenn er nicht alle Plätze in derselben besetzt findet, denn in diesem Falle bleibt ihm, da die Postpferde hier zu Lande bis auf den heutigen Tag ein unbekanntes Ding sind, nichts anders übrig als die Galeere, eine Art von Frachtwagen, mit welchem man höchstens acht Leguas täglich zurücklegen kann. Um den Weitläufigkeiten einer Fahrt über Bailen zu entgehen, habe ich es vorgezogen, die Reise hierher in gerader Richtung zu Maulthier zu machen, und zwar auf einem Wege, auf welchem nach einem landesüblichen Ausdruck nicht einmal die Vögel fortkommen können. Hie und da trifft man die Reste einer alten gepflasterten Straße, aber in einem solchen Zustande, daß man sich besser dabei steht querfeldein zu reiten, als sich auf diese künstlichen Klippen zu wagen. Auf der größten Strecke ist der Weg nichts als ein ganz schmaler Fuß-

pfad, welcher da, wo es bebautes Land gibt, jedes Frühjahr oder jeden Herbst umgepflügt wird und von neuem gebahnt werden muß.

Der urbare Boden nimmt aber auch in diesem Theile von Andalusien nur einen kleinen Raum ein. Sobald man die Vega von Granada verläßt, tritt man in ein rauhes ödes Bergland ein, dessen weite Plateaux, nach ihrer kümmerlichen Vegetation zu urtheilen, in einer bedeutenden Höhe über der Meeresfläche liegen müssen. Baumwuchs, und zumal Fruchtbäume, finden sich nur in ein paar begünstigten Thälern, zumal in der Nähe der wenigen Ortschaften, auf welche man stößt. Die vereinzelten Maierhöfe, cortijos genannt, sind in dieser Gegend äußerst selten, Dörfer gibt es fast gar nicht, und der kleinen Städte liegen an der sechzehn Meilen langen Straße nur drei, nämlich Alcala la Real, Baena und Castro, sämmtlich um den Fuß von steilen Hügeln gebaut, die von den Resten mächtiger und großer Schlösser gekrönt sind. Nach demselben Plane sind die drei oder vier andern Städtchen angelegt, welche man in größerer oder geringerer Entfernung seitwärts liegen sieht. Einen wahrhaft blühenden Anstrich gewinnt die Gegend nun in der unmittelbaren Nachbarschaft von Baena, dessen Markung durch einen kleinen Fluß belebt und befruchtet wird. Das Gebirge geht hier in ein sanftes Wellenland über, das mit den reichsten Getreidefeldern bedeckt ist, und in welchem auch der Oelbaum vortrefflich gedeiht. Bald indessen werden die Hügel wieder höher und steiler, die Getreidefelder verschwinden von neuem, und man tritt in das Weideland ein, in welchem die edelsten andalusischen Hufthiere in großen Heerden gezogen werden. Diese mit dichtem Graswuchs bedeckten Berge ziehen sich bis an den Rand des Guadalquivirthales hin, dessen linkes Ufer sie bilden, während auf der rechten Seite, aber in etwas größerer Entfernung von dem Flusse, die letzten dichtbelaubten Abhänge der Sierra Morena hinlaufen.

Cordova ist heutzutage nur noch das Gespenst einer großen reichen Stadt. Von der Million Einwohner, die es zur Zeit der Chalifen zählte, sind ihr, wie schon erwähnt, jetzt nur noch

40,000 übergeblieben, die sich in den weiten Mauern der Stadt so verlieren, daß man ganze Straßen durchwandeln kann, ohne einer menschlichen Seele zu begegnen. Und diese Straßen sind mit wenigen Ausnahmen ein Bild des kläglichsten Verfalls. Dichtes Gras wuchert über ihrem Pflaster, ellenhohe Pflanzen wachsen lustig auf den bemoosten Dächern, die Häuser drohen Einsturz, Wind und Wetter ziehen durch ihre leeren Fensterhöhlen. Selbst an der Plaza mayor, jetzt Plaza de la Constitucion geheißen, dem groß und regelmäßig angelegten Hauptplatze der Stadt, sind mehrere der geräumig und stattlich gebauten Häuser von ihren Bewohnern verlassen, ohne Dächer, ohne Fenster, kurz im Zustande wahrer Ruinen. Unter den Bogengängen dieses Platzes, die bestimmt zu seyn scheinen die reichsten Waarenlager aufzunehmen, sieht man nur hie und da einen finstern armseligen Kramladen, der mit ein paar Piastern vollständig ausgekauft werden könnte. Der ganze Verkehr der Stadt beschränkt sich gegenwärtig auf den Austausch der Erzeugnisse der nothwendigsten bürgerlichen Gewerbe. Dazu kommt als einziger Zweig des auswärtigen Handels die Ausfuhr von eingemachten Oliven, zu deren Behuf eine Anzahl von Bötticherwerkstätten mit der Anfertigung kleiner Fäßchen beschäftigt ist. Die vortrefflichen Orangen und Granatäpfel von Cordova können bei der Schwierigkeit und Kostbarkeit der Transporte nur in die unmittelbare Nachbarschaft verführt werden. Denn selbst der Guadalquivir, auf welchem ehemals ganze Flotten bis Cordova hinauffuhren, ist gegenwärtig so vernachlässigt und versandet, daß er nicht einmal den leichtesten Lastkahn mehr zu tragen vermag. Auch die Brücke über den Guadalquivir, ein prachtvolles Werk des zweiten Chalifen, ist durch lange Vernachlässigung ernstlich gefährdet, so daß das erste Anschwellen des Stromes ihrer tausendjährigen Existenz ein Ende machen und sie in eine Ruine verwandeln kann, wie dieß mit zwanzig andern Brücken über Bäche und Bergströme geschehen ist, deren Trümmer ich auf dem Wege von Granada hierher gesehen habe. Die Ufermauer, welche die Stadt gegen den Fluß vertheidigt, ist schon

an vielen Stellen ganz hinweggeschwemmt, und die dem Strome zunächst gelegenen Straßen sind dadurch der augenscheinlichsten Gefahr preisgegeben. Der starke Brückenkopf, la Calahorra genannt, ist dagegen in recht gutem Stande, und zumal haben seine der Stadt zugekehrten Werke ein sehr kriegerisches und achtbares Aussehen.

Zwar nicht mein erster, aber doch mein längster Besuch hat von Rechtswegen der Kathedrale gegolten. Man hat das Innere derselben vielfach einem Walde verglichen; ich finde, daß es vielmehr einer Markthalle ähnlich sieht. Dieser Bau ist weder großartig noch schön, aber gleichwohl hatte er, wie mich dünkt, als historisches Monument Anspruch auf größere Schonung als ihm zu Theil geworden ist. Die Moschee Abderahmans ist heutzutage kaum noch kenntlich. Die erste Entstellung derselben war ihre symmetriewidrige Erweiterung durch den Nachfolger des ersten Chalifen, welche die Einheit und Harmonie des ursprünglichen Planes vernichtet hat. Dann kam die langsame und systematische Zerstörung durch das erobernde Christenthum, welches die Moschee den Gewohnheiten und Bedürfnissen seines Cultus anpassen wollte. Hier wurde ein Altar, dort eine Capelle in die Säulenhallen hineingebaut, und zuletzt wurde sogar ein großer Theil derselben geradezu weggerissen, um für einen Chor, der die Größe einer ansehnlichen Kirche hat, Platz zu gewinnen. Die glänzenden Farben und die Vergoldungen der Bögen und der Deckenwölbung sind unter einer frostigen weißen Tünche verschwunden, und der Marmorboden der Moschee ist einem elenden Pflaster von Backsteinen gewichen — denn obgleich es an historischen Beweisen dafür fehlt, so ist es darum nicht minder auf den ersten Blick einleuchtend, daß der Erbauer dieses Hauses nicht für den jetzigen Fußboden desselben verantwortlich seyn kann, der überdieß die große Mehrzahl der Säulen bis an den Schaft vergräbt.

Der einzige Theil der Moschee, der seine ursprüngliche Gestalt beibehalten hat, die Capelle, in welcher der Koran niedergelegt war, kann einen Begriff von dem frühern Glanz des

ganzen Baues geben. Die Ausschmückung dieser Capelle übertrifft durch ihren Reichthum Alles, was die christliche Kunst in ähnlicher Art geleistet hat. Denkt man sich diesen Styl mit derselben Pracht der Ausführung auf größere Verhältnisse übertragen, so kann man zweifelhaft seyn, ob die arabische Baukunst in Geist und Wirkung in der That hinter der gothischen zurücksteht. Ein gothisches Grabmal, ein gothischer Reliquienkasten ist eine bare Spielerei, an welcher es schwer seyn möchte, ein Gefallen zu finden, das sich vor den Gesetzen eines gebildeten Geschmackes rechtfertigen ließe; ein gothischer Dom dagegen gehört zu den erhabensten Werken, welche die schaffende Kunst jemals hervorgebracht hat. Ebenso ist es vielleicht mit den Leistungen der arabischen Architektur. Hätten die Araber etwas mehr in das Riesenmäßige hineingearbeitet, so würden sie uns wahrscheinlich einen weit höhern Begriff von Geist und Wesen ihrer Kunst hinterlassen haben, denn des Menschen Sinn ist nun einmal so gemacht, daß ihm das Massenhafte vorzugsweise imponirt.

An Denselben.

Sevilla, 29. Mai.

Man pflückt nicht lauter Rosen auf einer Fruhlingsreise im romantischen Lande Andalusia. Seit fünf Tagen strömt ein sündfluthlicher Regen von diesem Himmel, dessen ewigen Azur die Dichter in Reimen und Prosa nicht glänzend genug zu schildern wissen, die Luft ist so scharf, daß ein guter Mantel fast ebenso nothwendig wird, wie das unentbehrlichste aller Kleidungsstücke, und die Wege sind so schlecht, daß mein gutes Reitthier an einem der letzten Tage dreimal unter mir zusammenbrach, und daß der Eilwagen, den ich zuletzt bestieg, von zwölf riesenhaften

„Mäulern“ (um mit Voß Eutinischen Angedenkens zu reden) nur mühsam fortgeschleppt wurde. Rechnet man dazu die unerhörten Preise aller ordentlichen und außerordentlichen Transportmittel in Spanien, so wird man jedenfalls zu dem Ergebnisse kommen, daß die eigentliche Locomotion unter solchen Umständen nichts weniger als ergötzlich ist, selbst wenn der Schauplatz derselben Andalusien heißt. Die Fahrt von Cordova hieher z. B., zweiundzwanzig spanische Wegstunden, kostet acht Piaster weniger einen Real, und für die Fahrt von hier nach Madrid, sechsundachtzig Leguas, werden fünfhundertundsechzig Realen oder achtundzwanzig Piaster bezahlt. Diese übertriebenen Preise rühren aus der Zeit her, wo eine einzige Gesellschaft das thatsächliche Monopol der Eilwagenunternehmungen in Händen hatte, und wo man überdieß genöthigt war, die Sicherheit der Diligencen durch einen regelmäßigen Tribut an die Wegelagerer zu erkaufen. Das System dieser Tributleistung war so eingerichtet, daß von dem Kopf eines jeden Reisenden so und so viel erlegt werden mußte, und daß die Häuptlinge jener Landcorsaren auf bestimmten Stationen eine ordentliche Zählung der Passagiere anstellten. Die Eilwagenunternehmer haben ihre Zinspflichtigkeit gegen die Räuberbanden freilich immer geläugnet, allein das frühere wirkliche Bestehen derselben ist durch eine Menge gültiger Zeugnisse und überdieß durch den Umstand dargethan, daß die Eilwagen selbst in den unsichersten Zeiten fast immer unangetastet am Ort ihrer Bestimmung ankamen. Wurde dann und wann einmal eine Diligence ausgeplündert, so geschah es nicht durch die stehenden Banden, sondern durch gelegentlich gebildete Liebhabertruppen, Rateros geheißen, die nach verübter That, noch sorgfältiger als vor der Landespolizei, vor der Justiz der organisirten Ladrones, wegen unbefugter Ausübung des Handwerks, auf ihrer Hut zu seyn hatten. In letzter Zeit nun scheint die Errichtung der Guardias Civiles, und die militärische Strenge, mit welcher man gegen die hie und da eingefangenen Wegelagerer verfahren ist, dem Reiche der Räuberhauptleute in ganz Spanien, außer Catalonien und Aragonien, ein Ende gemacht zu haben, aber die

Eilwagengesellschaften finden noch immer für gut den Reisenden die ehemalige Kopfsteuer fortzahlen zu lassen, vielleicht in der klüglichen Voraussicht, daß dieselben doch früher oder später wieder nothwendig werden wird, so daß man sich durch deren einstweilige Beibehaltung nur die Reclamationen und Klagen des Publikums ersparen will, die ein demnächstiges Wiederaufschlagen der Fahrpreise natürlich nach sich ziehen würde. Die spanischen Eilwagen sind übrigens geräumig und bequem eingerichtet, sie geizen weder mit Dienstleuten, deren sie immer drei und zuweilen vier haben, noch wie schon erwähnt, mit Zugthieren, und sie geben dem Reisenden mehr als hinreichende Muße dem Bedürfnisse der Speise und des Trankes, und selbst des Schlafes zu genügen, denn außer der Frühstückstunde, die sie Morgens bewilligen, pflegen sie Abends fünf bis sechs Stunden anzuhalten — ein Zeitverlust, den sie bei einigermaßen gangbarem Wege durch eine außerordentliche Schnelligkeit der Fahrt wieder einzubringen wissen.

Die Straße von Cordova nach Sevilla geht, in einer beständigen Entfernung von drei bis vier Stunden vom Guadalquivir, mitten durch die große Ebene, welche sich von der Sierra Nevada bis zu der Sierra Morena erstreckt. Der Boden dieses Theiles von Andalusien ist, wiewohl es nicht an Heiden und dürren Sandstrecken fehlt, im Ganzen genommen fruchtbar, ohne indessen das Bild eines ungewöhnlichen Reichthums darzubieten. Grüne Kornfelder, hie und da mit Oelbaumpflanzungen untermischt, sind der einzige Schmuck dieser Gegend, die an Schönheit nicht das Mindeste vor unserm norddeutschen Flachlande voraus hat. Man kann sogar dreist behaupten, daß unzählige Landschaften unserer Heimath, die bei uns zu Hause für eintönig und langweilig gelten, bei weitem reizender sind als diese Ebene, der es außer manchem andern an Wald und Wasser und an freundlichen Menschenwohnungen fehlt, lauter Dinge, die man bei uns doch nur im schlimmsten Fall entbehren muß. Dörfer sind hier wie in dem übrigen Spanien, das ich bis jetzt gesehen habe, äußerst selten, so daß man kaum begreift, woher die Arme kommen, welche der Anbau dieser weiten Gefilde voraussetzt,

so wenig Fleiß dieselben auch bei der Gunst des Klima erfordern mögen. Dagegen führt der Weg durch einige ansehnliche, und allem Anschein nach sehr wohlhabende Städte, namentlich Ecija und Carmona, zwei Orte von sauberer einladender Miene, deren jeder mehr als zwanzigtausend Einwohner zählt. Diese beiden Städte, wie so viele andere in Spanien, sind vielmehr große Ackerbaucolonien, die sich hier zu Schutz und Trutz gebildet haben, als Mittelpunkte bürgerlichen Lebens und Gewerbes. Ausgedehnter Grundbesitz hat ihrer Bevölkerung Wohlhabenheit gegeben, und mit der Wohlhabenheit ist ein gewisses städtisches Aussehen in den Bau der Häuser und in die Sitten gekommen, die Grundlage der ökonomischen Existenz dieser Städte bleibt aber nach wie vor der Ackerbau. Der Ursprung und die Geschichte von Ecija und Carmona wird zumal durch den Charakter ihrer Kirchen und anderer öffentlichen Gebäude bewährt, die fast alle ganz neuen Ursprungs sind, das heißt aus der Zeit stammen, in welcher der Ackerbau angefangen hat nicht bloß für Einzelne, sondern auch für die Masse eine Quelle des anhäufbaren Reichthums zu werden.

Nächst dem großen Haufen der Pächter und kleinen Grundeigenthümer wohnt in den genannten beiden Städten ein zahlreicher Stamm des alten spanischen Adels, der, obgleich längst von der öffentlichen Bühne verschwunden, doch im Privatleben noch immer durch Reichthum und Kastenstolz, und durch eine gewisse freiwillige Huldigung von Seite seiner bürgerlichen Umgebung, eine Art selbstständiger Rolle spielt. Ecija besonders ist der Sammelpunkt vieler Geschlechter, deren Namen vor Jahrhunderten in der spanischen Geschichte geglänzt haben, und die sich jetzt mit einem obscuren Patriziertthum in ihrem Krähwinkel bescheiden. Auch Cordova beherbergt viel solchen Adel, dessen Reichthum, obgleich er durchweg in Grundeigenthum besteht, durch den Verfall jener Stadt doch einigermaßen gelitten hat. Die Aristokratie von Ecija ist jedoch viel zahlreicher als die von Cordova, und ihre großen, oft pallastartigen Häuser, strotzend von altväterischem Prunke, scheinen anzudeuten, daß sie die Frucht

des Schweißes und des Blutes ihrer Väter bis auf den heutigen Tag auch besser zu wahren gewußt hat.

Die genannten beiden Städte, und eine dritte, Alcala de Guadayra geheißen, sind ebenso wie die meisten andern, die ich in den letzten Tagen gesehen habe, zu den Füßen mächtiger Schlösser gelagert, die noch in ihren Trümmern drohend oder vielmehr ehrfurchtgebietend aussehen. Die Vorstellungen, welche sich in Deutschland an den Anblick verfallener Burgen anreihen, sind in der That hier in Spanien, wo der Feudaladel niemals der Feind und der Despot, sondern immer der Waffenbruder des Volkes war, nicht an ihrem Platze. Diese Schlösser waren nicht der Twing, sondern die Wagenburg der Orte und Landschaften, in deren Mitte sie aufstiegen. Von einer solchen Bürgerveste aus wurde dem Reiche der Araber in Spanien der letzte Stoß gegeben. Die Einwohner der schon genannten kleinen Stadt Baena waren es, welche den letzten König von Granada, den die Spanier Boabdil nennen, nach seinem vergeblichen Angriffe auf Lucena 1483 gefangen nahmen, und die dadurch der schlauen Politik Ferdinands ein sicheres Mittel zum Verderben des Landes- und Glaubensfeindes in die Hände lieferten. Auf jene That ist Baena, und mich dünkt mit gutem Rechte, noch heute stolz.

Es ist überhaupt höchst merkwürdig zu beobachten, mit welcher Frische sich die geschichtlichen Erinnerungen in diesem Lande erhalten haben. Das Andenken an die Maurenzeit zumal ist unter dem spanischen Volke so lebendig und so allgegenwärtig, als ob sie erst gestern zu Ende gegangen wäre. Jeder Bauer kennt die wichtigsten Kriegs- und Staatsereignisse seiner Provinz bis zu fünf, sechs und mehr Jahrhunderten hinauf, wenn auch ohne chronologische Ordnung, und mit vielen Sagen untermischt, für welche die Geschichte schwerlich verantwortlich ist. Denn das Volk hat die Vergangenheit nicht in Büchern studirt, sondern die mündliche Ueberlieferung hat sich hier durch zwanzig Generationen bis auf das heutige Geschlecht fortgepflanzt.

Ich habe mir oft die Frage gestellt, warum wohl in Deutschland die Tradition fast gänzlich verstummt ist. Die große Masse

unseres Volkes hat nur ein paar höchst dürftige Erinnerungen von der deutschen Vergangenheit gerettet. So weit ich Deutschland gesehen, und so viel ich in Deutschland gesucht, habe ich in dem Volke ein lebendiges Andenken nur für ein paar vereinzelte Punkte der großen Nationalgeschichte gefunden. Vor allem Andern klingt der Name des rothbärtigen Friedrich im Munde und im Herzen des Volkes wieder. Im ganzen Süden und im Norden über den Kyffhäuser hinaus, durch das Harzgebirge hindurch bis tief in die niedersächsische Ebene hinein kennt Jung und Alt den eisernen Hohenstaufen aus Liedern und Sagen. Aber von der Zeit Friedrichs **I.** an wird eine lange lange Nacht in dem Gedächtnisse Deutschlands, eine Nacht, die durch den Religionsbrand im sechzehnten Jahrhundert nur in einzelnen Gegenden für Augenblicke erhellt wird. Nach dem Abtreten Karls **V.** abermals vollständiges Dunkel, bis die Blitze des dreißigjährigen Krieges auf den Panzern Wallensteins und des Schwedenkönigs wiederleuchten. In der zweiten Hälfte des siebenzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verstummt die Tradition von neuem. Erst mit Friedrich **II.** und Maria Theresia findet das Volk sein Bewußtseyn einigermaßen wieder, aber seine Erinnerungen selbst aus den letzten hundert Jahren, aus der Zeit, welche unsere Väter und Großväter durchlebt haben, sind so verworren und so unsicher, daß z. B. alle meine Bemühungen vergeblich gewesen sind, in Norddeutschland im großen Haufen auch nur eine Spur des Gedächtnisses an den Reichsverband und an seine Auflösung zu entdecken. Freilich war das deutsche Reich längst nur noch eine bloße Fiction, aber es ist gleichwohl im höchsten Grade auffallend, daß diese große Staatslüge ihren eigenen Zeitgenossen hat unbekannt bleiben können. Nach solchen Thatsachen darf man sich nicht wundern, wenn unser Volk in zwanzig oder dreißig Jahren selbst die Namen der Schlachten bei Leipzig und bei Waterloo verlernt hat.

Ich will die Ursachen dieses kläglichen Selbstvergessens unserer Nation hier auf sich beruhen lassen. Wenn die Spanier dagegen ein besseres Gedächtniß für ihre eigene Vergangenheit haben, so

ist das ohne Zweifel wenigstens zum Theil dem ebenso politischen als patriotischen Eifer zuzuschreiben, mit welchem die öffentliche Gewalt in Spanien von jeher die Erinnerung an die großen Ereignisse der Nationalgeschichte gepflegt und gefeiert hat. So z. B. ist der 22. Januar, der Tag, an welchem vor mehr als 350 Jahren der Graf von Tondilla zum erstenmal das castilianische Reichsbanner auf dem Wartthurme der Alhambra schwenkte, noch heute ein kirchlicher und bürgerlicher Festtag für Granada, und man hat niemals davon gehört, daß die spanische Regierung von dieser Feier eine staatsgefährliche Aufregung der Gemüther befürchtet habe. Weit entfernt, das Fest der Eroberung von Granada anfangs mit schelem Auge zu sehen, ihm dann allerlei Hindernisse in Weg zu legen, und es zuletzt wohl gar geradezu zu verbieten, hat man von Madrid aus von jeher Alles zu seiner Verherrlichung beigetragen.

Hier in Sevilla wird in ähnlicher Weise der Jahrestag der Eroberung der Stadt durch den heiligen Ferdinand begangen, und auch der auf den 30. Mai fallende Tag dieses Königs ist ein großes Fest für die Stadt. Heute fand die Vorfeier des heiligen Ferdinandstages statt. Gegen die Vesperzeit rief die Giralda mit ihren unzähligen Glockenstimmen die Gläubigen und die Patrioten in die Kathedrale. In der Königskapelle waren die Reliquien Ferdinands des „Conquistador“ zur Schau gestellt. Durch die Krystallfenster des prachtvollen silbernen Sarges glänzten Krone und Schwert des königlichen Heiligen, von dessen Körper übrigens unter den Gewändern, in die er eingehüllt ist, nichts sichtbar wird. Während die Kirche sich mit Menschen füllte, zog eine Soldatenabtheilung mit klingendem Spiele in die Königskapelle ein, stattliche Leute in neuen Gallauniformen, die an Fangschnüren festgehaltenen Tschakos nach hinten über den Tornister geworfen. Als die Truppe in der Kapelle in Reih' und Glied aufgestellt war, schwieg die Musik, auf lautes Commandowort fielen die Kolben der Karabiner klirrend auf die Marmorplatten des Fußbodens nieder, und die gottesdienstliche Handlung begann. Wäre die Allg. Zeitung eine Kirchenzeitung, so würde

ich ihr hier nach besten Kräften meines Gedächtnisses eine Probe von dem Geiste und von dem Style geben, in welchem der Prediger, den ich im Laufe der kirchlichen Feier hörte, seinen Gegenstand behandelte. Wie die Sachen stehen, muß ich mich darauf beschränken mit zwei Worten zu sagen, daß die Ideen Nation und Vaterland in der Rede des Priesters wenigstens ebenso viel Platz einnahmen als das religiöse Thema. Wenn die spanische Geistlichkeit im Allgemeinen ihre Aufgabe in demselben Sinne versteht und zu lösen weiß als jener Prediger, so ist die große Popularität, deren sie allem Wechsel der Zeiten zum Trotze noch immer genießt, ebenso natürlich als rechtmäßig.

Die letzten Nachrichten aus Madrid haben hier, wie wohl überall im ganzen Lande, einen beunruhigenden Eindruck hervorgebracht. Also auch unter der ganz im Sinne der Regierung veränderten Verfassung noch immer Gewaltstreiche! Sind dieselben eine Folge der bloßen Laune, eine persönliche Rache der Machthaber, so steht es schlimm um den Beruf und um das Ansehen der Regierung; sind sie eine politische Nothwendigkeit, so muß es wohl nicht weniger schlimm um die öffentliche Ordnung stehen. Hier in Sevilla äußert sich ziemlich lebhaft das Gefühl, daß die letztere wirklich bedroht sey. Die Badereise der Königin in dem gegenwärtigen Augenblick gilt für ein bedenkliches Ereigniß, das den Planen der Feinde des Staates großen Vorschub leisten kann, wenn es diesen Planen sonst nicht an positiven Stützpunkten und Mitteln fehlt. Von welcher Seite her eigentlich Gefahr drohe, darüber ist man hier ebensowenig als in Madrid mit sich im Klaren; nur das Bewußtseyn der Unsicherheit überhaupt ist wieder aufgewacht. In Sevilla selbst scheint bis jetzt wenig Gährstoff vorhanden zu seyn, und das ist ohne Zweifel ein sehr glücklicher Umstand für die Regierung, welche für diese Stadt und für den ganzen benachbarten Theil von Andalusien nur sehr wenig Truppen hat erübrigen können. Die Besatzung von Sevilla, das mit seinen Vorstädten an 100,000 Einwohner zählt, soll sich kaum auf tausend Mann belaufen, eine ähnliche Truppenzahl steht in Cordova, und in den sämmtlichen

Ortschaften zwischen diesen beiden Städten, obgleich einige derselben, wie schon gesagt, über zwanzigtausend Einwohner haben, befindet sich nicht ein einziger Mann.

An den Maler K. in Paris.

Sevilla, 2. Juni.

Obgleich keinem homerischen Helden und am allerwenigsten dem weisen Odysseus vergleichbar, habe ich doch, wie der vielgereiste König von Ithaka, mancher Länder Städte und mancher Völker Sitte geschaut; aber nirgends und nimmer habe ich eine Stadt gefunden so voll von Reiz und Anmuth wie Sevilla — außer Granada. Könnte ich überhaupt wünschen, außerhalb Deutschlands zu leben, und Granada wäre mir verschlossen, so würde mir Sevilla vor allen andern als Wohnort gefallen. Das ist wenigstens der Eindruck, den Sevilla während meines bisherigen Aufenthaltes auf mich gemacht hat. Möglich, daß ich nach vier Wochen oder nach vier Monaten mit andern Augen sehen würde, als nach den ersten vier Tagen; aber es spricht immerhin laut zu Gunsten eines Ortes, in dem wir wildfremd sind, wenn derselbe trotz schlechten Wetters und trotz einer starken körperlichen Verstimmung uns nicht nur auf den ersten Blick einnimmt, sondern unser Herz und unsere Sinne unter solchen Umständen auch Tage lang zu fesseln vermag. Die Schönheit Sevilla's ist leichter zu fühlen, als durch Worte anschaulich zu machen, denn es fehlen ihr die stark hervortretenden Züge, welche zum Beispiel der Physiognomie von Neapel, Lissabon und Konstantinopel einen überwältigenden Ausdruck geben. Jene Städte sind vorzugsweise schön als Staffage einer Landschaft; Sevilla dagegen hat eine ganz selbstständige, von der Umgebung unabhängige Schönheit, die nicht aus der Perspektive, sondern aus

ihrem eigenen Mittelpunkte heraus beurtheilt und genossen seyn will. Lasse dich aber durch diese Worte nicht verleiten, an breite, geradlinige Straßen mit massiven Palästen, an winkelrechte Plätze mit irgend einer steifzöpfigen Reiterstatue in der Mitte und an andere Dinge ähnlicher Art zu denken, welche den Stolz mancher über Nacht aus der Erde gewachsenen Hauptstadt ausmachen. Der Verfasser eines vor Jahren in Deutschland viel gesungenen Liedes scheint sich Sevilla als eine solche Kasernenstadt gedacht zu haben; seine pomphaften Redensarten von „hohen Prachtgebäuden" und ähnlichen Dingen haben wenigstens mir für lange Zeit die Meinung beigebracht, daß Sevilla eine Art spanisches Potsdam sey, so daß ich eine sehr mittelmäßige Vorstellung von dem Geschmacke der Bewohner dieses Landes bekam, welche eine solche Stadt in ihrem weltbekannten Sprüchworte das Wunder der Wunder nennen mochten. Zum Glücke für Sevilla hat aber jener deutsche Dichter nur ein Phantasiebild gezeichnet. Es gibt in Sevilla vielleicht kein einziges Privatgebäude, das man für stolz und prächtig ausgeben könnte, dagegen aber haben die Häuser in den besseren Stadttheilen durchweg eine äußerst saubere, wohlhabende, ich darf hinzufügen: eine vornehme Miene, die eben so weit entfernt ist von dem Ausdrucke des gespreizten Hochmuthes, der auf seine Thaler pocht, wie von der Grimasse eines gewissen adeligen Bettelstolzes, der sich majestätisch in seinen Mantel einhüllt, weil ihm der Rock und das Hemde fehlen.

Die Häuser von Sevilla, die im Allgemeinen nicht groß und nicht klein zu nennen sind, haben durchweg einen blendend weißen Kalkanstrich, der ihnen ein festliches Ansehen gibt, und ihr gewöhnlich sehr einfacher Bau erhält durch zierliche Balkons vor allen Fenstern, auf denen eine Fülle der schönsten Blumen prangt, einen Schmuck, welcher die fehlenden architektonischen Zierrathen hinlänglich ersetzt. Am Eingange jedes Hauses findet sich eine kleine Flur, die durch eine Gitterthür mit dem Hofe in Verbindung steht, auf welchem sich die Treppen und Ausgänge des Innern des Hauses vereinigen. Dieser Hof nun, der Patio, ist der Theil der Häuser, auf dessen Bau und Pflege die meiste Kunst und

Sorgfalt verwendet wird. Der Boden des Patio ist mit Steinplatten von verschiedener Farbe belegt, die oft ein sehr zierliches Mosaikpflaster bilden. In seiner Mitte plätschert ein Springbrunnen halb versteckt in einem kleinen Walde von Rosen oder andern Blumen und Zierpflanzen, wie sie die Jahreszeit mit sich bringt. Gold- und Silberfischchen spielen in dem Becken des Brunnens. Die eine Seite des Hofes entlang läuft ein Bogengang mit Säulen von Marmor und Jaspis, der sich zuweilen auch im zweiten oder dritten Stockwerke des Hauses wiederholt. Die Decke des Patio bildet entweder ein dichtes Gewebe von lebendigem Weinlaube, oder wo dieser grüne Baldachin fehlt, wird in den heißen Stunden des Tages ein Sonnendach von Leinwand über den Hof gespannt. Hinter Hof und Haus befindet sich oft noch ein kleiner Garten oder ein zweiter Patio, in welchem zwischen duftigen und farbenglänzenden Gewächsen des Südens nur schmale Gänge zum Lustwandeln übrig bleiben. Und alle diese häusliche Herrlichkeit wird nicht etwa neidisch und selbstsüchtig abgesperrt, sondern ihr Anblick gehört allen Vorübergehenden. Durch jede Hausthür hat man eine Aussicht auf einen kleinen Winkel des Paradieses; denn der erste und der zweite Patio sind entweder ganz offen oder nur durch eine Gitterthür verschlossen. Im Sommer ist der kühle, frische Patio der Mittelpunkt des ganzen häuslichen Lebens der Sevillaner. Die Bogengänge desselben werden möblirt, neben seinem Springbrunnen wird der Tisch gedeckt, im Patio wird musicirt, gearbeitet, Besuch empfangen und sogar Siesta gehalten. In Gasthöfen und Kaffeehäusern herrscht dieselbe Einrichtung, so daß auch der Fremde, dem es hier an Freunden und Familienbekanntschaften fehlt, Gelegenheit findet, die Annehmlichkeit dieses halb antiken und halb orientalischen häuslichen Lebens zu erproben. In solchen Höfen empfingen die homerischen Könige ihre Gäste, unter solchen Bogengängen wurde dem ermüdeten Wanderer das Fremdenbett aufgeschlagen, in solchen Räumen bewegt sich noch heute das Seraillleben eines großen Theiles der Söhne des Islam; aber ich bezweifle, daß die Halle des Atreus so prächtig war, wie der

Patio von tausend einfachen Bürgern der guten Stadt Sevilla, und ich bin überzeugt, daß mancher Pascha mit zwei und mit drei Roßschweifen den inneren freien Raum seines Palastes, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, gegen den Hof des Kaffeehauses eintauschen würde, wo ich nach Tische die Zeitungen zu lesen pflege.

Die Straßen von Sevilla sind weder breit noch schmal, weder gerade noch krumm, aber sie sind im Durchschnitte ansehnlicher und freundlicher, als die irgend einer der übrigen spanischen Städte, die ich bis jetzt besucht habe. Freilich gibt es auch manche Winkelgassen, in denen ein breitschultriger Mann versucht seyn könnte, größerer Sicherheit wegen seitlings zu gehen; indessen die besseren Straßen scheinen doch in großer Mehrzahl zu seyn. Der öffentlichen Plätze sind ziemlich viele, und unter ihnen manche recht hübsche, aber kein einziger, der nach einem Soldaten-Viereck auf der Wachtparade modellirt wäre. Städtische oder Staatsgebäude, die durch ihren Umfang oder durch ihre Formen einen bedeutenden Eindruck machen könnten, sind in geringer Zahl vorhanden, und eben so gibt es nur wenige großartige oder schöne Kirchen; ich habe der letzteren bis jetzt sogar nächst der Kathedrale keine zweite ausfindig machen können. Dafür ist Sevilla denn aber desto reicher mit herrlichen Spaziergängen ausgestattet, die mit der Aussicht auf den stattlichen und mit Schiffen bedeckten Guadalquivir stundenlang am Ufer des Flusses hinlaufen. Auch im Innern der Stadt gibt es mehrere Baumgänge, von denen indessen nur einer, die Plaza del Luque, Abends von der schönen Welt besucht wird. Es ist wahr, daß die übrigen, und zumal die Alameda de Hercules, die Gunst des Publikums nicht verdienen.

Der privilegirte Sammelplatz der eleganten Welt ist die Alameda Cristina, ein ziemlich großer öffentlicher Garten im Geschmacke der Glorieta in Valencia, welche die lange Reihe der Uferalleen des Flusses am Thore von Xeres, in der Nähe des sogenannten Goldthurmes, unterbricht, und den hier sehr breiten Raum zwischen der Stadtmauer und dem Guadalquivir fast gänzlich

ausfüllt. Den Mittelpunkt der Alameda Cristina bildet eine steinerne Terrasse, zu welcher vier oder fünf Stufen hinaufführen, und die von einer doppelten Reihe von Marmorbänken eingefaßt ist. Auf dieser Terrasse, welche, wenn die Sonne nicht gar zu hoch steht, ihrer ganzen Länge und Breite nach von hohen dichtbelaubten Bäumen beschattet wird, pflegt sich gegen Abend die gute Gesellschaft von Sevilla, jedoch mit Leuten aller Stände untermischt, sehr zahlreich einzufinden. Man plaudert und trinkt Eiswasser, man unterhält sich in der überall auf Erden verständlichen und doch so geheimnißvollen Augen- und Zeichensprache, die Herren rauchen ihre Cigarren, die Damen spielen ihr ewiges Fächerspiel, bis die hier sehr spät schlagende Theaterstunde oder die Kühle der Nacht das Zeichen zum Aufbruche gibt.

Als ich gestern Morgen auf einer Bank der um diese Tageszeit sehr einsamen Alameda Cristina von einem langen Spaziergange ausruhte, kam ein junger Bursche in andalusischer Tracht auf mich zu, um Feuer von mir zu verlangen. Nachdem er seine Cigarette angezündet, bat er mich um einen Augenblick Gehör und fing an, mir eine Geschichte zu erzählen, wie er als Student nach Sevilla gekommen, wie er alles Geld, das er bei sich gehabt, im Spiele verloren, und wie er sich nun genöthigt sehe, seine kleinen Kostbarkeiten loszuschlagen. Mit diesen Worten zog er einen dicken Ring aus der Tasche, den er mir zum Kaufe anbot. Obgleich nichts weniger als ein Kenner von solchen Dingen, sah ich auf den ersten Blick, daß das angebliche Juwel nichts war als eine Kupferschmiedarbeit, die man sich nicht einmal die Mühe genommen hatte, zu vergolden. So wenig schmeichelhaft dieser plumpe Versuch des Betruges nun auch für meine Miene war, so konnte ich mich doch nicht enthalten, laut aufzulachen, indem ich erwiederte, daß ich mich auf keine Geschäfte solcher Art einzulassen pflege. Der dreiste Schelm ließ sich nicht irre machen, er drang vielmehr von neuem in mich, ihm den Ring abzukaufen, der ihm in seiner gegenwärtigen Bedrängniß um einen Spottpreis feil sey, und als er sich endlich überzeugen mußte, daß er seine Worte verlor, ging er, ohne einen Augenblick

die Fassung zu verlieren, mit höflichem Gruße von dannen. Erst nachträglich fand ich Zeit, mich ein Weniges über die Unverschämtheit dieses Juwelenhändlers zu ärgern; ich tröstete mich indessen mit dem Gedanken, daß durch dieß kleine Abenteuer meine Begriffe von den in Sevilla landesüblichen Industriezweigen um einen Punkt erweitert seyen. Der Wärter des Gartens unterbrach mich in der Beschäftigung mit diesem Vorfalle durch die Aufforderung, mich zu entfernen, weil es zehn Uhr sey und er die Thore der Alameda bis um vier Uhr Nachmittags schließen müsse. Auf meine Frage nach dem Warum dieser sonderbaren Sperrung des Gartens antwortete er mit amtswichtiger Miene: El gobierno lo manda asi! Welch wichtiger Staatsgrund nun die Regierung oder auch das Ayuntamiento von Sevilla veranlassen mag, das Publikum jeden Tag für sechs Stunden aus dem kleinen Eden von Guadalquivir durch jenen zweideutigen Engel mit verrostetem Spieß vertreiben zu lassen? Ohne Zweifel liegt dieser Grund sehr tief, meine sorgfältigsten Forschungen darnach sind wenigstens vergeblich gewesen.

Ich flüchtete mich aus der Alameda in die Kathedrale, welche ich jetzt fünf- oder sechsmal besucht habe, und welche ich dir so methodisch als möglich beschreiben will. Lieber wäre es mir freilich, dich auf ein paar Stunden von Paris zu mir herüber beschwören zu können, um diesem majestätischen Wunderbau mit seinen unzähligen Kunstschätzen in deiner Begleitung einen siebenten Besuch zu machen, der ohne Zweifel genußreicher und belehrender für mich seyn würde, als alle früheren. Da ich nun aber leider nicht Meister der schwarzen Kunst bin und also wohl darauf verzichten muß, dich als meinen Cicerone in Sevilla bei mir zu sehen, so will ich mich selbst einmal bei dir in der Rolle des Cicerone versuchen.

Die Kathedrale steht auf dem Platze, wo die Araber ihre Hauptmoschee hatten, von welcher auf der Nord- und Ostseite der Kirche noch zwei hohe und starke Mauern übrig sind, die den an die Kathedrale stoßenden „Orangenhof" einfassen. Nachdem die Moschee nach der Eroberung von Sevilla durch den

heiligen Ferdinand anderthalbhundert Jahre lang zum christlichen Gottesdienste benutzt war, wurde sie niedergerissen, um für den Neubau der christlichen Kathedrale Platz zu geben. Dieser begann mit dem 15. Jahrhundert. Der Name des Baumeisters ist, wie gewöhnlich, unbekannt, und sein Werk ist, wie immer, unvollendet geblieben. Im Jahre 1507 wurde der Schlußstein des Hauptschiffes der Kirche eingesetzt, welche in ihrer größten Ausdehnung 378 Fuß lang und 254 Fuß breit ist. Die Thürme, welche am südlichen und nördlichen Querarme des Kreuzes gebaut werden sollten, sind nicht einmal angefangen. Die Kathedrale von Sevilla ist der erste großartige gothische Kirchenbau, den ich seit dem Dome in Barcelona gesehen habe. Sie hat außer zwei Reihen von Kapellen fünf Längenschiffe, die durch sechsunddreißig Säulenbunde von riesenhaftem Durchmesser von einander getrennt werden. Das Mittelschiff kann trotz einer Höhe von 134 Fuß für seine Breite fast etwas zu niedrig scheinen. Gleichwohl bringt es eine gewaltige Wirkung hervor, die indessen noch mächtiger seyn würde, wenn nicht nach spanischer Unsitte der Chor mitten in die Kirche hineingebaut wäre, so daß die großen Verhältnisse derselben dadurch auf eine unwürdige Weise beeinträchtigt und verunstaltet werden. In den Verhältnissen aber besteht gerade die Hauptschönheit dieses Baues, dem wenigstens inwendig aller architektonische Schmuck beinahe gänzlich fehlt. Nur an einem kleinen Theile des Gewölbes sind arabeskenartige Verzierungen angebracht; alles Uebrige ist im allereinfachsten Style gehalten, den man kahl und frostig nennen würde, wenn er weniger edel und erhaben wäre.

Beim Durchwandeln und Anschauen dieser majestätischen Bogengänge hat sich mir der Gedanke aufgedrängt, daß doch wohl schwerlich der nordische Wald das Urbild des Spitzbogens seyn kann, wie Diejenigen annehmen, welche die gothische Baukunst als ein germanisches Erbe betrachten. Welcher unserer Bäume bildet mit seinen Zweigen diese edle, regelmäßige Wölbung? Und welcher unserer Wälder hat so schlanke Stämme, wie diejenigen, aus denen der gothische Säulenbund zusammen-

gesetzt ist? Tanne und Fichte sind freilich hoch und schlank, aber sie verjüngen sich nach oben, und der Wuchs ihres Gezweiges hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der Wölbung des gothischen Bogens.

Dagegen gibt es im Süden einen Baum, den man nur ein einzigesmal zu sehen braucht, um sich von der augenfälligen Verwandtschaft zu überzeugen, die zwischen seiner Gestalt und dem Charakter des gothischen Säulenganges stattfindet. Ich spreche von der Palme. Du hast den Wuchs ihres Stammes und ihrer Zweige wahrscheinlich, wenigstens im Kleinen, in Gewächshäusern gesehen. Zwei neben einander stehende Palmbäume, deren Zweige sich verschränken, bilden eine Laubhalle, deren inneres Profil der Architekt nur abzuzeichnen braucht, um das Modell eines reinen Spitzbogens zu haben. Dieser Umstand scheint mir, vorbehaltlich deiner bessern Einsicht, eine Stütze für die Ansicht zu seyn, daß der Ursprung der gothischen Kunst in den Ländern des tiefen Südens gesucht werden müsse. Daß sie indessen keine arabische Erfindung sey, wie hier und da behauptet worden ist, dafür liegt, wie ich glaube, ein starker Beweisgrund in der Urverschiedenheit, die sich zwischen allen hiesigen Bauten der Araber und den Werken der christlichen Kunst offenbart.

Doch zurück zur Kathedrale. Die Außenseite derselben ist nicht so schmucklos wie ihr Inneres, ohne daß sie sich indessen durch ungewöhnlichen Reichthum und außerordentliche Pracht auszeichnete. Die Portale sind bei weitem nicht so künstlich und reich gearbeitet, wie zum Beispiele das Hauptportal der Notre-Dame in Paris, geschweige denn, daß sie mit den Façaden des Straßburger Münsters und zwanzig anderer Kirchen in Deutschland und Frankreich verglichen werden könnten. Die Figuren neben mehreren der Eingangsthüren sind nicht einmal von Stein, sondern nur, und zwar allerdings unbeschadet ihres Kunstwerthes, von gebranntem Thon. Die Kathedrale steht übrigens nur nach Westen hin ganz frei. Auf den andern Seiten ist sie mehr oder weniger in Nebengebäuden versteckt, die theils aus der Araberzeit herrühren, theils erst nachträglich zur größeren Bequemlichkeit der hochwürdigen Klerisei aufgeführt worden sind.

Von diesen Nebengebäuden verdient nur ein einziges eine nähere Erwähnung: die weit und breit berühmte Giralda, welche sich an das östliche Ende der Kathedrale anlehnt, der sie als Glockenthurm dient. Die Giralda, vor etwa achthundert Jahren von einem arabischen Baumeister, Namens Geber, gebaut (vielleicht dem angeblichen Erfinder der Algebra, vorausgesetzt, daß die Algebra nicht älter ist, was du wahrscheinlich aber so wenig weißt, als ich), ist ein ursprünglich 250 Fuß hoher viereckiger Thurm von Backsteinen, hier und da mit zierlichen Fenstern in Form von drei= oder fünffachen Kleeblättern durchbrochen und auf einem großen Theile seiner Mauern mit orientalischem Schnörkelwerk bedeckt. Im sechzehnten Jahrhundert wurde ein in drei Abtheilungen spitz zulaufender Aufsatz auf den bis dahin stumpfen Thurm gestellt, auf dessen Gipfel man zugleich die kolossale Figur als Wetterfahne anbrachte, von welcher jetzt der ganze Thurm La Giralda genannt wird. Sonderbar genug ist es, das Bild des Glaubens, welchem man das Amt des Windhahnes gegeben hat. Der Neubau, welcher die ganze Höhe des Thurmes auf 350 Fuß bringt, paßt übrigens nicht übel zu dem Araberwerke, obgleich er in einem sehr verschiedenen Style gehalten ist. Das Ganze des Thurmes macht mit Einem Worte ein recht gefälliges Bild, aber es ist eine große Uebertreibung, wenn man die Giralda als ein Wunder der architektonischen Schönheit ausschreit.

Man ersteigt die Giralda auf einem Wendelgange, dessen Fall so sanft ist, daß er die Stufen überflüssig macht. Man könnte ohne die mindeste Schwierigkeit auf den Thurm hinaufreiten und selbst hinauffahren, wenn der Gang für einen Wagen breit genug wäre. Oben auf dem Glockenstuhle hat man die Aussicht über eine unermeßliche, aber durchaus nicht interessante Landschaft. Die Ebene von Sevilla bietet dem Auge sehr wenige Haltpunkte dar, und ihr Horizont verschwindet beinahe nach allen Seiten hin in ungewissen, charakterlosen Linien. Nur in der Richtung des Guadalquivir hat die Landschaft einen etwas lebendigeren und beredteren Ausdruck. Das jenseitige rechte Ufer des Flusses entlang läuft ein wohlangebauter Höhenzug, auf dessen

Abhange und vor dessen Fuße weißglänzende Dörfer und Städte mit Kornfeldern, Olivenpflanzungen und zahlreichen Baumgruppen abwechseln, während zwischen der Stadt und jenen Hügeln der breite Strom, von Alleen und Fruchtgärten beschattet, sich in wollüstigen Schlangenwindungen dahinzieht. Das Bild des Flusses mit seinen Umgebungen mag durch die nichtssagende Miene der übrigen Landschaft sehr gehoben werden, aber es ist auch an sich anziehend und malerisch. Der Blick auf Sevilla selbst ist von der Giralda aus nicht ganz befriedigend, weil dieser Thurm fast am äußersten Ende der sehr umfangreichen Stadt liegt. Mehrere der ansehnlichsten öffentlichen Gebäude befinden sich indessen just zu den Füßen der Giralda, zunächst die Kathedrale, deren Plan man erst dort oben herunter vollkommen begreift; ein paar Schritte weiter die Börse, die mit ihren schnurgeraden Linien und ihren steinernen Thürmchen, aus der Vogelperspektive betrachtet, beinahe aussieht wie der Reliefplan eines alten Kastells; weiter links die Tabaksfabrik mit ihren endlosen Façaden und unzähligen Höfen; neben derselben das Collegium San Telmo mit seiner eleganten Vorderseite; ostwärts der erzbischöfliche Palast, in diesem Augenblicke halb verödet, denn sein Inhaber ist schon seit Jahren aus seinem Sprengel vertrieben und nach Alicante verbannt; südwärts endlich der Alcassar mit seinen hohen Mauerzinnen, seinen Festungsthürmen und seinen herrlichen Gärten. Aus dem grauen Häusermeere der Stadt ragt außerdem eine Menge von Kuppeln und Domen und Thürmen hervor, die zum Theil mit vielfarbigen Glanzziegeln gedeckt sind, welche ihnen eine gewisse Aehnlichkeit mit den lackirten Pagoden geben, von denen uns die Reisebeschreibungen aus dem äußersten Morgenlande erzählen. Platte Dächer kommen in Sevilla ebenso wie in Valencia nur als Ausnahme vor, während sie in andern und nördlich gelegenen spanischen Städten, zum Beispiel in Barcelona, die Regel bilden.

Laß dich von dem Glockenstuhle der Giralda noch einmal in die Kathedrale zurückführen und dir einige von den hundert und aber hundert vortrefflichen Gemälden zeigen, welche die Kirche

besitzt. Die köstlichste Perle dieses unermeßlichen Schatzes ist nach meinem Sinne eine Madonna mit dem Kinde von Alonso Cano. Italienische Glut und spanischer Ernst, die Farbenpracht Murillo's und die wunderbaren Schönheitslinien der großen Meister des Alterthums sind auf dieser Leinwand zu dem herrlichsten Ganzen verschmolzen.

Die große Sakristei ist auf allen Wänden von oben bis unten mit Gemälden austapezirt. Als ich in dieselbe eintrat, fand ich mich in eine dichte Staubwolke eingehüllt, die mir den Athem abschnitt. Ein Bursche vom Aussehen eines Lampenputzers, der auf einer Leiter an den Wänden umherkletterte, hieb mit einem großen Flederwische aus Leibeskräften auf die Gemälde ein, um sie abzustäuben. Die Wirkung bewies, daß eine solche Operation allerdings nöthig war, allein sie hätte schwerlich schlimmeren Händen anvertraut werden können. Obgleich ich schon einigermaßen gewohnt bin, die Kunstwerke der Vorzeit in diesem Lande den schlimmsten Mißhandlungen preisgegeben zu sehen, so überlief es mich doch eiskalt bei dem Anblicke dieses barbarischen Reinigungsverfahrens. Die Bilder der Sakristei sind freilich außer zwei herrlichen Gemälden von Murillo, den heiligen Isidor und den heiligen Leander vorstellend, von geringem Werthe, aber man darf leider nicht daran zweifeln, daß in der ganzen Kathedrale für Groß und Klein eine vollkommene Gleichheit vor dem Flederwische des Abstäubers gilt. Die Sakristei enthält außerdem einen großen Theil des Kirchenschatzes, kostbare Reliquienkästen, Monstranzen, mit Edelsteinen besäet, goldene und silberne Kirchengefäße von Centnergewicht und eine Menge ähnlicher Dinge, die heutzutage in Spanien ein unsicheres und selbst gefährliches Eigenthum sind. Als historische Merkwürdigkeit, oder vielmehr als Nationaltrophäe wird in der Sakristei überdieß der Stadtschlüssel aufbewahrt, den die Mauren dem Könige Ferdinand bei der Uebergabe von Sevilla überreichten.

In der Peterskapelle zeigt man neun Gemälde von Zurbaran, an denen sich Katzen und Uhus vielleicht sehr erbauen mögen; für menschliche Augen ist daran und davon inmitten der

ägyptischen Finsterniß, die in diesem Raume herrscht, nicht viel mehr zu erkennen, als der Umriß der Rahmen. Das größte und zugleich am höchsten geschätzte Bild von Murillo, welches die Kathedrale besitzt, befindet sich in der Antoniuskapelle. Es stellt den heiligen Antonius dar, wie er in himmlischer Entzückung die Arme ausbreitet, um das Jesuskind zu empfangen, das, von einem zahllosen Engelchore umgeben, aus den Wolken zu ihm herabsteigt. Stellung und Ausdruck des Heiligen und die Farbenpracht, mit welcher ihn der Maler angethan hat, machen einen ergreifenden Eindruck. Der übrige Theil des Bildes gefällt mir weniger, oder, um wahrer zu sprechen, gar nicht. Das Jesuskind schwebt nicht, sondern es schreitet, und es befindet sich deßhalb auf dem ätherischen Boden, auf dem es wandelt, in einer bedenklichen Lage, die eine peinliche Wirkung hervorbringt. Unter den himmlischen Heerschaaren, die den Gottessohn geleiten, waltet eine Verwirrung, die an ihrer Disciplin zweifeln macht. Sie halten sich freilich in ehrfurchtsvoller Entfernung von dem Jesuskinde, aber in ihrer eigenen Mitte geht ein ärgerliches Drängen und Stoßen vor, und mehrere der Engel sind in augenscheinlicher Gefahr, kopfüber zu stürzen und den Hals zu brechen. Wenn es wahr ist, daß, wie mir mein Führer sagte, von England aus vier Millionen für dieß Bild geboten sind, so müssen von dieser Summe meinem Geschmacke nach wenigstens drei Millionen und neunmalhunderttausend Realen auf die Hauptfigur allein gerechnet werden. Dem Meister selbst wurde das Gemälde mit zehntausend Realen bezahlt, — ein Nichts nach heutiger Schätzung, aber nach dem Maßstabe, den man vor zweihundert Jahren an solche Leistungen legte, ein unerhörter Preis, auch abgesehen von der relativen Natur des Geldwerthes, der schon damals in Spanien nicht viel größer seyn mochte, als er heute ist. Unsere Zeit ist gegen manchen Pinsel freigebig genug, um ihm das mittelmäßige Portrait einer Majestät oder einer Hoheit doppelt und dreifach theurer zu bezahlen, als einem Murillo die gelungensten Erzeugnisse einer ächten Inspiration und einer vollendeten Technik bezahlt wurden. Tant mieux für den Pinsel, und tant pis für die Zeit.

Die Kapelle del Nacimiento ist mit acht Gemälden von Luis de Vargas ausgeschmückt, einem Maler aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, welcher außerhalb Spaniens sehr wenig bekannt zu seyn scheint, obgleich er zu den besten Meistern der Schule von Sevilla gehört. Luis de Vargas ist, wie seine Werke beurkunden, in gerader Linie ein Vorfahr Murillo's, der wahrscheinlich seinem unmittelbaren Lehrer weniger verdankt, als solchen älteren Mustern.

In der Kapelle der heiligen Anna befindet sich ein aus vielen Abtheilungen bestehendes Altarblatt aus dem fünfzehnten Jahrhundert, das älteste Gemälde, welches die Kathedrale besitzt, und vermuthlich ausländischen Ursprunges, wie manche andere Bilder dieser Kirche, die wohl meistens auf gewaltsamem Wege aus Italien und aus den Niederlanden nach Spanien gekommen sind.

Doch ich würde nicht endigen, wollte ich dir alle die vortrefflichen Gemälde, welche in den dreißig und einigen Kapellen der Kathedrale vertheilt sind, auch nur mit ein paar Worten bezeichnen. An Bildhauerwerken ist die Hauptkirche von Sevilla weniger reich, und ich kann von ihren bischöflichen Grabmälern, ihren Taufsteinen und ihren Standbildern mit gutem Gewissen schweigen. Unter ihren hundert gemalten Fenstern sind die älteren nicht bloß durch ihren Farbenglanz, sondern auch durch eine äußerst seltene Deutlichkeit der Zeichnung und der Gruppirung bemerkenswerth. Diejenigen dagegen, welche aus dem vorigen und aus dem gegenwärtigen Jahrhundert herstammen — die Jahreszahl ist immer beigesetzt — sind das fahlste, ärmlichste Machwerk dieser Art, welches man finden kann. Sie sehen aus wie ein unächtes Baumwollenkleid nach der dritten oder vierten Wäsche.

An Denselben.

Sevilla, 1. Juni.

Sevilla ist das spanische Rom, wenn auch ein Rom im Kleinen. In keiner Stadt des Landes vereinigen sich wie hier die Denkmäler des Alterthums mit den Schätzen der Kunst und mit den Schönheiten der Natur. Dazu kommt bei den Sevillanern eine feine Weltsitte, ein heiterer, geselliger Geist, eine Anmuth und Eleganz des Lebens, wie man sie im gleichen Grade vielleicht im ganzen übrigen Spanien nicht findet. Wenn die vielgerühmte Schönheit der Andalusierinnen, und besonders der Bewohnerinnen von Sevilla in der Wirklichkeit weniger leuchtet und blendet als in Romanzen und Sonetten und in den begeisterten Schilderungen reisender Enthusiasten, so wird das Auge dafür durch die Manngifaltigkeit in Gesichtsform und Gesichtsausdruck entschädigt, die sich ihm hier bei der Beobachtung des weiblichen Geschlechts darbietet. Kurz die Vergleichung Sevilla's mit der Hauptstadt der katholischen Welt ist nicht so gewagt als sie auf den ersten Blick scheinen mag.

Die Reste des römischen Alterthums sind sehr zahlreich in Sevilla und dessen nächster Umgebung. Die Mauern der Stadt mit ihren spitz auslaufenden Zinnen und ihren unzähligen Thürmen gelten wenigstens zum Theil für Römerbau, und sie werden sogar gewöhnlich mit vieler Bestimmtheit dem Julius Cäsar zugeschrieben, der hier in Spanien so ziemlich dieselbe Rolle spielen muß, wie Karl der Große in Frankreich die Rolle des verantwortlichen Herausgebers einer Menge von Bauwerken und ähnlichen Anlagen, deren wirklichen Urheber die Geschichte nicht hat ermitteln können. Der eigenthümlich aber keineswegs geschmacklos geformte Thurm am Guadalquivir, dessen heutiger Name la torre de oro daher rühren soll, daß er Peter dem Grausamen zur Schatzkammer gedient, wird ebenfalls den großen Baumeistern des Alterthums, den Römern, beigemessen; mit welchem Rechte, mag dahin gestellt bleiben. Unverkennbar und unzweifelhaft ist

dagegen der römische Ursprung einer Menge von Bildhauerwerken, die in und um Sevilla aufgefunden sind, und noch alle Tage aufgefunden werden. Zu den merkwürdigsten dieser Kunstwerke gehören die sogenannten beiden Hercules, welche auf der von ihnen benannten Alameda beinahe im Mittelpunkte der Stadt aufgestellt sind. Die beiden Bildsäulen, von denen nur die eine den Hercules, die andere aber einen Imperator darstellt, welchem wiederum Julius Cäsar den Namen leihen muß, ruhen auf frei stehenden sehr alten Säulen, deren jede bei einer Höhe von etwa vierzig Fuß aus einem einzigen Granitblocke besteht. Säulen und Statuen, die dem Tempel des Hercules in der alten Hispolis angehört haben sollen, wurden unter der Regierung Philipps **II.** auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt aufgerichtet, wo sie durch ihre bedeutende Masse und durch ihre halbverwitterten und doch immer noch reichen Formen einen sehr guten Eindruck hervorbringen, der durch den vernachlässigten öden Anstrich der Alameda noch gesteigert wird.

Eine Menge kostbarer Trümmer steinernen Bildwerkes ist aus den Ruinen des eine Stunde von Sevilla entfernten Italica ausgegraben, und zum Theile dem neugebildeten Nationalmuseum einverleibt worden, Kaiserbüsten, Torsos, und vor allem die reichsten Säulenknäufe, die man sehen kann. In dem gegenwärtigen Augenblick sind die Ausgrabungen in Italica eingestellt, vermuthlich aus Mangel an Geld; es ist jedoch alle Aussicht vorhanden, daß sie, wenn man sie früher oder später wieder aufnimmt, noch interessantere Ergebnisse liefern werden als bisher.

Aus der Araberzeit hat Sevilla nur wenige, aber äußerst kostbare Baudenkmale. Das merkwürdigste derselben ist ohne Zweifel der Alcazar, ein Königspalast, von hohen Festungsmauern eingeschlossen, in welchem Prunkgemächer, prächtige Säulenhöfe, Terrassen, Galerien und köstliche Gärten in labyrinthischer Folge mit einander wechseln. Freilich die Jahrhunderte und die Hände der Neuerungssucht haben den größten Theil des maurischen Königsschlosses entstellt oder ganz zerstört, aber es bleibt davon immer genug zur Bewunderung übrig. Der Haupthof zumal ist

vortrefflich erhalten, und er kann die Vergleichung mit den reichsten Theilen der Alhambra bestehen; ja man darf vielleicht sagen, daß die Alhambra nichts hat, was sich ihm an die Seite stellen ließe. Dieser Hof wird el patio del deposito de las doncellas genannt, denn hier mußten der Sage nach die hundert Jungfrauen abgeliefert werden, durch welche sich das christliche Nordspanien lange Zeit alljährlich den Frieden von den Arabern erkauft, bis der König Ramiro von Leon sein Reich von diesem schmählichen Tribute befreite. Tief getroffen durch die vorwurfsvollen Reden eines Mädchens, das ihn einen verkappten Mauren schalt, sagt die dichterische Tradition, beschloß Ramiro, unterzugehen oder das Land zu befreien:

Junto su gente de guerra
Y prestandole su esfuerzo
El gloriosa Santiago,
Dio la batalla, y vencieron.

Der Styl, in welchem der Alcazar von Sevilla gebaut ist, stimmt in seinem allgemeinen Charakter durchaus mit dem Style der Alhambra überein; in gewissen Einzelheiten machen sich indessen doch Verschiedenheiten zwischen beiden bemerklich. So findet sich hier die Hufeisenform des arabischen Bogens fast niemals so ausgebildet wieder, wie auf der Alhambra. Der Bogen des Alcazar ist vielmehr gewöhnlich ein beinahe ganz reiner Kreisabschnitt, der ungefähr aus drei Viertheilen des vollen Kreises besteht. Zuweilen combinirt sich der Kreisabschnitt sogar mit dem gothischen Spitzbogen, so daß der letztere die Hauptform der Wölbung bildet, deren Rand dann durch eine größere oder kleinere Anzahl jener Kreisabschnitte ausgezackt ist. Ein zweiter Unterschied besteht darin, daß den Säulen des Alcazar gewöhnlich ein nach antikem Muster modellirter Knauf entweder von Marmor oder noch häufiger von bloßem Stuck aufgesetzt ist, während die Säulen der Alhambra aus einem einzigen Stücke bestehen, und eigentlich gar keinen Knauf haben, denn die sehr einfachen Verzierungen, welche sich am obern Ende ihres Schaftes befinden, lassen sich kaum mit diesem Namen bezeichnen. Die Farben der

Wände und Decken sind in dem Alcazar unter einer dicken Schicht von Tünche verschwunden, mit welcher auf Verfügung einer intelligenten Verwaltungsbehörde vor etwa dreißig Jahren das ganze Innere des Palastes ausgepinselt worden ist. Nur in einer Fensternische ist, wahrscheinlich aus Versehen, die Deckenmalerei unversehrt geblieben, ihre Farben sind indessen, vielleicht in Folge ihres bei weitem höhern Alters, viel weniger lebhaft und glänzend, als diejenigen, deren Reste man auf der Alhambra sieht. Man ist in diesem Augenblick mit der Wiederherstellung einiger Gemächer des Alcazar beschäftigt, und diese Arbeit ist augenscheinlich in guten Händen, aber sie geht aus leicht begreiflichem Grunde mit einer so großen Langsamkeit von statten, daß sich ihr Ende nicht absehen läßt.

Nächst dem Alcazar verdient die Giralda, der jetzige Glockenthurm der Kathedrale, als ein ehrenvolles Denkmal der saracenischen Baukunst erwähnt zu werden. Die Giralda ist bis zu der Höhe von 250 Fuß von den Arabern gebaut, und die Spitze, welche die Spanier vier- oder fünfhundert Jahre später hinzugefügt haben, scheint des Unterbaues kaum würdig zu seyn.

Auch die hohen Mauern, von denen die Kathedrale auf zwei Seiten umgeben ist, sind Saracenenwerk, Ueberbleibsel der Moschee, die vormals auf diesem Platze stand, und den Mauern der Moschee in Cordova zum Verwechseln ähnlich. Es war mir interessant, auf diesen uralten Mauern, die aus dem neunten oder gar aus dem achten Jahrhundert herrühren, eine eigenthümliche Figur wieder zu finden, die als Zierrath hundertmal auf dem Zelte des marokkanischen Kaisersohns vorkommt, das im vorigen Jahr von den Franzosen erbeutet wurde. Um sich die fragliche Figur zu vergegenwärtigen, denke man sich zwei mit der Rückseite an einander gelehnte Treppen von je fünf, sechs und mehr Stufen. Die Silhouette einer solchen Doppeltreppe begegnet dem Auge unzähligemale an jedem arabischen Bauwerke, in den Gemächern als Mosaik der Fußböden und Wände, an den äußern Mauern von Schlössern und Moscheen in Form von Friesen oder Zinnen u. s. w., aber immer nur als architektonische Verzierung.

Als Bild oder Nachahmung der Mauerzinne erscheint sie auch vorzugsweise auf dem marokkanischen Zelte, und wahrscheinlich ist sie überhaupt einem ältern Befestigungssystem der Araber entlehnt; denn als wirkliches Fortifikationsmittel bei den noch vorhandenen arabischen Festungswerken habe ich sie niemals angetroffen.

Die gothische Periode hat in Sevilla weniger Baudenkmale zurückgelassen als man meinen könnte. Außer der Kathedrale ist hier vielleicht kein einziges Werk der gothischen Architektur vorhanden, welches eine ernstliche Berücksichtigung verdiente. Die übrigen Kirchen zumal sind, wie es scheint, beinahe ohne Ausnahme höchst geschmacklose Erzeugnisse der letzten dreihundert Jahre, Bauwerke, die gar keiner Schule und gar keinem regelrechten Style angehören, und zu deren Bezeichnung die Spanier den bequemern Ausdruck: gusto plateresco erfunden haben. Was sich nicht in eine der anerkannten Kunstkategorien bringen läßt, davon sagt man, es sey im gusto plateresco gebaut, und damit ist die Sache abgemacht, ohne daß man sich auf einen Versuch der nähern Charakteristrung einließe. Die verschiedensten Abarten des Ungeschmacks werden dem Begriffe gusto plateresco untergeordnet, so daß man dieß Wort am füglichsten durch: phantastischer Styl übersetzen könnte. In diesem Zopfstyl ist unter andern auch das Rathhaus gebaut, ein Werk, an welchem ein unendlicher Fleiß und selbst viele Kunst in geschmackloser Anhäufung von Zierrathen und Schnörkeln verschwendet ist, und das gewiß eines der merkwürdigsten Beispiele von der Ausartung der gothischen Kunst im sechzehnten Jahrhundert darbietet.

Von der Kathedrale wage ich nicht zu sprechen. Wer kennt sie nicht aus Kupferstichen und aus begeisterten Schilderungen! Sie ist unvollendet wie alle ähnlichen Riesenbauten, die der Glaubenseifer unserer Väter unternahm. Nur ihre fünf, oder wenn man will, sogar sieben Längenschiffe sind fertig geworden; die Majestät des mächtigen Hauptschiffes wird leider durch den Chor gestört, der wie in den meisten spanischen Kirchen mitten in dasselbe hineingebaut ist. Ohne diesen verruchten Kunstfrevel

würde das Innere des Doms von Sevilla an Erhabenheit vielleicht alles überbieten, was die christliche Kirchenarchitektur jemals geleistet hat.

Zahllos sind die kostbaren Werke der Malerei, welche Sevilla besitzt, vorzugsweise Bilder der einheimischen Schule und der durch Zartheit und Anmuth ausgezeichneten Schule von Valencia. Glücklicher als so viele andere Städte hat Sevilla einen großen Theil der Klostergemälde gerettet, und aus denselben im ehemaligen Kloster de la Merced ein stattliches Museum zusammengestellt, in welchem eine Menge von Bildern den Stempel der Murillo, Zurbaran, Velasquez Cespedes, Roelas, Juan del Castillo, Alonso Cano und anderer anerkannten Meister an der Stirne tragen. Ein einziger Saal des Museums enthält zwanzig Bilder von Murillo, unter denen zwei oder drei vom ersten Range. In dem Hauptsaal, der ehemaligen Klosterkirche, an der Stelle, wo der Hochaltar stand, befinden sich drei andere Bilder Murillo's, nämlich eine Empfängniß Mariä und zwei Visionen des heiligen Augustin, die ohne Zweifel zu den glänzendsten Werken des großen Meisters der Schule von Sevilla gehören. Und neben diesen Murillo'schen Bildern voll Gluth und warmen Seelenlebens, die finstern, unheimlichen Gestalten Zurbarans, seine Büßer, denen es nimmer gelingt, die Verzweiflung aus dem Herzen zu geißeln, seine Mönche, die nach dem Himmel dort oben ringen und stöhnen, während sie die Hölle in ihrer eigenen Brust mit sich umhertragen, alle diese Jammererscheinungen, deren Wesen bald aus teuflischer Bosheit und aus den Folterqualen einer übermenschlichen Reue, bald aus grausenhaftem Fanatismus und aus immer neu geborenem Zweifel zusammengesetzt zu seyn scheint. Eine Sammlung von Bildern von solchen Händen ist die Illustration einer großen Seite des Buchs der Weltgeschichte.

Reicher noch als das Museum sind die Gemäldegalerien mehrerer Bürger von Sevilla, von denen einige dem Fremden gastfrei den Eintritt in ihre Häuser öffnen. D. Manuel Lopez de Ceparo, der Eigenthümer des Hauses, in welchem Murillo wohnte, besitzt eine ausgewählte Sammlung vortrefflicher Bilder

fast aller guten spanischen Meister, und in seinem Garten befinden sich, auf die vier Seiten eines Felsens gemalt, vier Fresken, mythologische Gegenstände darstellend, von der Hand Murillo's, vielleicht die einzigen Gemälde dieser Art, welche von Murillo existiren. Der Vorsteher einer Malerakademie, Herr Escacena, hat eine Sammlung von nicht weniger als 3000 Gemälden, unter denen eine große Zahl ausgezeichneter Werke. Die bedeutendste Privatgalerie aber ist die des Herrn D. Aniceto Bravo, der seine unschätzbare Sammlung noch alle Tage durch neue Ankäufe vermehrt. Doch ich will mich nicht weiter in dieß Meer ohne Ufer hineinwagen, denn es möchte wohl kaum leichter seyn, auch nur eine allgemeine Uebersicht von den Gemäldesammlungen Sevilla's zu geben, als von den unermeßlichen Kunstreichthümern Roms.

Herrn Dr. K. in A.

Sevilla, 4. Juni.

Wie ein Handelsmann, der sich von den Geschäften zurückgezogen hat, so lebt Sevilla heut zu Tage von seinen Renten. Leider kann das aber schwerlich lange währen, ohne daß das in regsamern Zeiten gesammelte Capital angegriffen würde. Der vormals so großartige Gewerbfleiß von Sevilla ist gegenwärtig beinahe auf Null herabgesunken. Begünstigt durch seine glückliche Lage an der großen Wasserstraße nach Cadiz, dem weiland Mittelpunkte des Verkehrs zweier Welten, hatte Sevilla im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert seinem Fabrikwesen einen Aufschwung gegeben, der vom heutigen Standpunkt aus betrachtet beinahe fabelhaft erscheint. Aber diese reiche Blüthezeit sollte nicht lange währen. Die Zunft der Seidenfabrikanten klagte schon im Jahr 1700 in einer Vorstellung an das Ayuntamiento

über die rasche Abnahme ihres Gewerbes, das früher 16,000 Webstühle in der Stadt gezählt habe, von denen bereits ein großer Theil wegen Mangel an Absatz zum Stillstand gebracht sey. Achtzig Jahre später waren nur noch 2318 Webstühle im Gange, und jetzt ist die Zahl derselben auf etwa 150 herabgesunken, die sich meistens auf Bandfabrikation beschränken. Sevilla besitzt außerdem nur einige Hutmanufakturen, einige Gerbereien und ein paar Fayencefabriken, die für die Ausfuhr, d. h. die Ausfuhr in das Innere des Landes, arbeiten, und seine gesammte übrige Industrie besteht in bürgerlichen Handwerken, deren Erzeugnisse lediglich für den einheimischen Verbrauch bestimmt sind.

Einige dieser Handwerke, namentlich diejenigen, welche behülflich sind, die kokette Persönlichkeit der Andalusier, Männer und Weiber, geltend zu machen, liefern ausgezeichnete Produkte. So möchte es namentlich schwer seyn, irgendwo zierlichere Schuhmacherarbeiten zu finden, als hier in Sevilla, und es ist nicht wahrscheinlich, daß man selbst in Paris ohne eine lange Uebung die reich gestickten oder ausgenähten Ledergamaschen nachmachen könnte, welche hier, ein wesentlicher Bestandtheil der Landestracht, in hundert Sattlerwerkstätten verfertigt werden. Auch die hiesigen Schneider wissen die Scheere mit großer Gewandtheit zu führen, und ich vermuthe, daß ohne ihre trügerische Kunst viele der eleganten Herren der vornehmen Welt in Sevilla eine gar trübselige und kümmerliche Figur spielen würden, denn der Reichthum der natürlichen Formen scheint hier bei dem Männergeschlechte der höhern Gesellschaft ebenso selten zu seyn, als er bei den Frauen, wenigstens in einem gewissen Alter, häufig und übertrieben ist.

Bei manchen Stücken auch des Anzugs muß indessen die fremde Industrie aushelfen. Die einheimischen Handschuhe z. B. sind unwürdig, eine zierliche andalusische Hand zu bedecken, und die kostbarsten Mantillen, welche die Damen von Sevilla zur Schau tragen, kommen gerades Wegs aus Paris. Die französische Hauptstadt ist ferner das Vaterland der Fächer, welche hier gewissermaßen einen Theil des Damenanzugs und zugleich eine

äußerst gefährliche Schutz- und Trutzwaffe ausmachen. Daß die vorzugsweise sogenannten Modewaaren beinahe ausschließlich französischen Ursprungs sind, versteht sich von selbst; ihr Verbrauch ist indessen, Dank den Ueberbleibseln der nationalen Sitte, die sich in Tracht und Lebensweise erhalten haben, im Ganzen genommen nicht sehr beträchtlich. Auch die Gewerbe, welche im Auslande für den häuslichen Luxus und für die häusliche Bequemlichkeit arbeiten, finden hier zu Lande nur geringen Absatz, obgleich ihnen eigentlich gar keine einheimische Concurrenz gegenübersteht. Kostbare Möbeln und reichverzierte Zimmer sind für die Südspanier, selbst für diejenigen, welche alle Mittel besitzen, solche Launen zu befriedigen, bis jetzt noch kein Bedürfniß geworden, und man wird jene Ueberflüssigkeiten, die bei uns nur zu oft den Platz des Nothwendigen wegnehmen, hier wahrscheinlich noch lange zu entbehren verstehen.

Nichts desto weniger beschäftigt die Einfuhr ausländischer Waaren eine ansehnliche Zahl von Schiffen, welche schwer befrachtet bis an die Brücke von Sevilla heraufkommen, und gewöhnlich mit Ballast den Fluß wieder hinabfahren. Wenn man sich die Mühe nehmen wollte, die Fahrzeuge im Hafen der Stadt zu zählen, man würde hier vielleicht niemals weniger als siebenzig bis achtzig Seeschiffe vor Anker finden. Noch vor ganz kurzer Zeit durfte sich der Schmuggelhandel ungestraft den ganzen Guadalquivir hinauf bis unter die Mauern von Sevilla wagen. Ein vorgängiges Abkommen mit dem Vorstande der Zollverwaltung, dem man unter dem Mantel so und so viel Procent des Eingangszolls zahlte, gab dem Schmuggler völlig freies und völlig sicheres Spiel. Für den Augenblick nun ist diesem Unwesen einigermaßen gesteuert, worüber man denn von französischen und hin und wieder auch von deutschen Kaufleuten herzbrechende Klagen zu hören bekommt. Was die Engländer betrifft, so wissen sie sich von Gibraltar aus schon zu helfen.

Obgleich nun Sevilla bei aller Mäßigkeit doch im Ganzen viel verzehrt und sehr wenig producirt, so ist sein alter Wohlstand durch dieß Mißverhältniß doch bis auf den heutigen Tag

nicht sichtbar angegriffen. Es gibt hier freilich viel Bettelei, aber es kommt mir vor, als ob sie vielmehr von fauler Gewohnheit, als von Mangel an ehrlichen Erwerbsmitteln herrühre. Ich sah gestern Abend einen alten Bettler seinen Cassebestand untersuchen. Er hatte mehr als einen Piaster in Kupfermünze auf der steinernen Bank aufgezählt, die ihm als Rechentisch diente. War das, wie es allen Anschein hatte, der Ertrag seines Tagewerks, was Wunder, daß ein so einträgliches und dabei so bequemes Gewerbe viele Liebhaber findet! Dazu kommt denn allerdings, daß die Revolution über manche Personen und Familien ein ebenso wirkliches als unverschuldetes Elend gebracht hat. So wurde ich hier von einem ehemaligen Mönche und ein anderesmal selbst von einem Priester — vorausgesetzt, daß sein Rock nicht log — um ein Almosen angesprochen. Von einem Bekannten hörte ich, daß ihn sogar ein Soldat auf dem Posten um eine Gabe gebeten habe, aber nicht um zu essen oder zu trinken, sondern um das Porto eines Briefs an seine armen Eltern bestreiten zu können. Man begreift leicht, daß solche und ähnliche Fälle nicht von eigentlichem Volkselend zeugen. Die Armuth, der Mangel ist hier, so wenigstens scheint es mir, nur eine individuelle Erscheinung, die mit dem allgemeinen Zustande der Gesellschaft nur in einer Art zufälligen Zusammenhangs steht. Dasselbe gilt denn freilich in gewissem Sinne auch von dem großen Reichthum, der sich in Sevilla in einer Anzahl von Händen concentrirt findet. Dieser Reichthum ist ein bloßes Erbstück der Vergangenheit, das, wenn es heute oder morgen verschwindet, durch nichts wieder ersetzt werden kann. Würde Sevilla von einem ähnlichen Unglück betroffen, wie unser Hamburg vor ein paar Jahren, es wäre wahrscheinlich auf ewige Zeiten zu Grunde gerichtet.

Die Sevillaner scheinen auch das Bewußtseyn der delikaten Natur ihres Reichthums zu haben, denn sie gehen äußerst behutsam und haushälterisch mit demselben um. Kein eitler Prunk, keine prahlerische Schaustellung des Wohlstandes, keine kostspieligen Feste; mit einem Worte, die Verschwendung und vielleicht

selbst die Freigebigkeit sind hier nicht mehr an der Tagesordnung. Der Adel, obgleich zum Theil noch eben so reich wie vor zweihundert Jahren, hütet sich wohlweislich, den theuern Luxus und die theuern Prahlereien seiner Vorfahren fortzusetzen, seitdem es jenseits des Oceans keine Gouvernements, keine Generalcapitanschaften und keine Vicekönigthümer mehr gibt, in denen er seine verschleuderte Habe binnen einiger Jahre mit Wucher wiedergewinnen konnte. Dieser Wechsel der ökonomischen Gewohnheiten hat sich von oben herunter auf alle Stände erstreckt, und man würde heutiges Tags in dem Volke ohne Zweifel ganz vergeblich nach jenem komischen point d'honneur suchen, welches, wie der von höchst interessanten Zügen wimmelnde Reisebericht einer französischen Hofdame erzählt, vor hundert und fünfzig Jahren einen armen Teufel von Schuster veranlaßte, statt eines Pfundes drei Pfund Lachs zu kaufen, weil ihm die Marktfrau auf sein erstes Verlangen bemerkt hatte, daß der Fisch einen Thaler koste, und also wohl zu theuer für ihn sey. Eine Loge im Theater und ein paar schöne Pferde oder Maulthiere machen gewöhnlich den größten Luxus aus, den sich eine reiche Familie erlaubt. Die Dienerschaft pflegt so wenig zahlreich als irgend möglich zu seyn, und sie erscheint immer in dem allerbescheidensten Aufzuge. Die Wagen sind durchweg mehr als einfach. Manchen Carrossen der stolzesten Aristokratie scheint die Arche Noah zum Modell gedient zu haben, und selbst die neuesten und geschmackvollsten Staatswagen gehören ihrer Form und ihrem Bau nach dem vorigen Jahrhundert an. Die im Auslande gebauten Wagen sind nämlich einer Eingangssteuer von 2000 bis 3000 Realen unterworfen, und da sich mit einem so voluminösen Handelsartikel doch auch bei dem besten Willen der Zollbehörden nicht füglich Contrebande treiben läßt, so begnügt man sich lieber mit den Leistungen der einheimischen Wagenbauer, die fast niemals Gelegenheit haben, gute Muster auch nur zu sehen, als daß man zu dem theuern Preise des ausländischen Fabrikats auch noch den hohen Zoll hinzuzahlte.

Der einzige Zweig der Ausfuhr, welcher gegenwärtig von

einer gewissen Bedeutung für Sevilla ist, besteht in dem Kornhandel, der von hier aus mit verschiedenen Punkten der andalusischen Küste und mit den balearischen Inseln getrieben wird. Im Laufe des vorigen Monats sind laut den eben veröffentlichten Zolltafeln 117 Fahrzeuge mit Gerste, Weizen und Mehl von Sevilla ausgelaufen. Man sieht indessen leicht, daß Sevilla bei diesem Handel nur als Spediteur betheiligt ist, und daß der Gewinn, den die Stadt daraus zieht, also wohl nicht sehr beträchtlich seyn kann.

Wie dem nun aber auch sey, der gesammte Geschäftsverkehr von Sevilla ist noch immer ansehnlich genug, um den Mangel einer großen Creditanstalt fühlbar zu machen, und man arbeitet deßhalb in diesem Augenblick an der Errichtung einer Bank, zu welcher nichts mehr zu fehlen scheint als die Regierungserlaubniß, um welche die Unternehmer in den letzten Tagen eingekommen sind. Die Bank soll mit einem Capital von 19 Millionen Realen, repräsentirt durch 9500 Aktien zu 2000 Realen, in Wirksamkeit treten, und nächst dem Discontogeschäft Darlehen auf Waaren, edle Metalle, Staatspapiere und verschiedene verwandte Operationen machen. Die Unternehmer erbieten sich sogleich nach der Ertheilung der königlichen Ermächtigung ein Drittheil des Gesellschaftscapitals aus eigenen Mitteln zusammenzuschießen. Durch die inzwischen eröffnete Aktienzeichnung würde übrigens jene Summe wahrscheinlich bereits vollständig gedeckt seyn, wenn die Unternehmer nicht, um dem Aktienwucher vorzubeugen, ein Maximum festgesetzt hätten, das kein Unterzeichner überschreiten darf.

Sevilla hat eine Börse, um welche es manche Handelsstadt ersten Ranges beneiden könnte, Marseille z. B., dem eine Art Bretterbude zum Handelspalast diente, und Amsterdam, wo die Börse vor ein paar Jahren und vielleicht auch noch heute in einer noch viel elendern Baracke gehalten wurde. Die hiesige „Lonja" ist ein massiver Bau aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, der sich trotz der gefährlichen Nachbarschaft der Kathedrale und obgleich er im einfachsten Styl gehalten ist, ganz stattlich und

großartig ausnimmt. Als Mittelpunkt des Geldverkehrs von Sevilla mag die Lonja keine sehr große Bedeutung mehr haben, dagegen aber ist sie der Gegenstand eines hohen geschichtlichen Interesse geworden, seitdem sie das sogenannte indische Archiv beherbergt. Man weiß, daß dieß Archiv auf die Verfügung Karls III. aus den verschiedenen Staatsbibliotheken, Archiven und Kanzleien des Königreichs zusammengetragen ist, und daß es alle im Besitz des Staats vorhandenen Urkunden enthält, welche die Entdeckung, Eroberung, Verwaltung, mit einem Worte die Geschichte Amerika's unter spanischer Herrschaft betreffen. Der Umfang dieser Aktensammlung ist unglaublich, und ihr Reichthum ist wahrscheinlich nicht minder groß, bis jetzt hat man ihn aber noch so gut wie gar nicht durchforscht und benutzt. Die Aktenstöße, in welchen die Papiere chronologisch und nach ihren Gegenständen geordnet sind, füllen im obern Geschoß der Börse drei Seiten des großen Vierecks, welches dieselbe um ihren innern Hof beschreibt. In schönen Mahagonyfächern aufgestellt, welche die Wände der hohen Säle der Lonja von oben bis unten einnehmen, mit ausführlichen Inhaltsanzeigen auf dem Umschlage versehen und im reinlichsten Zustand erhalten, gibt diese Urkundensammlung ein Bild der Ordnung und guten Aufsicht, wie man es hier zu Lande in ähnlichen Fällen selten findet. Der Zutritt in das Archiv steht Jedermann frei, die Benutzung desselben wird aber nur sehr selten und unter Anwendung der strengsten Vorsichtsmaßregeln gestattet. Diese Schwierigkeiten mögen im Interesse der Wissenschaften zu beklagen seyn, ich für meine Person aber kann den Spaniern keinen Vorwurf daraus machen, wenn sie, die seit vierzig Jahren von allen Seiten her so schamlos betrogen, bestohlen und ausgeplündert worden sind, den Rest ihrer unersetzlichen Nationalschätze ebenso eifersüchtig hüten, wie einst der Drache in diesem Lande die goldenen Hesperidenäpfel. Es ist allbekannt, daß von den unzähligen Kunstwerken, welche die Franzosen aus Spanien weggeschleppt hatten, nach dem Pariser Frieden nur ein geringer Theil zurückgegeben wurde. Man müsse das Privateigenthum respektiren, hieß es, als es sich darum

handelte, gewissen militärischen Chefs die Frucht des frechen Freibeuterwesens, das sie in Spanien getrieben hatten, wieder abzunehmen. Weniger laut ist es zur Sprache gekommen, daß auch der französische Staat seine vertragsmäßige Verpflichtung zur Zurückgabe der in Spanien gemachten Beute mit sehr geringer Gewissenhaftigkeit erfüllt hat. So sind z. B. aus dem Archiv von Simancas hundert und einige zwanzig Fascikel ausgesuchter Urkunden in Paris zurückbehalten und dem „Archiv von Frankreich" einverleibt worden. Diese Urkunden beziehen sich auf die Geschichte und die Politik von Frankreich; mit dieser Erklärung glaubt man in Paris jene — Maßregel zur Genüge und zum Ueberfluß gerechtfertigt.

Die Erinnerung an diese und so manche ähnliche Dinge ist noch sehr lebendig in den heutigen Spaniern, und ich stoße täglich auf neue Beweise dafür, daß es überhaupt ein gründlicher Irrthum ist, wenn die Franzosen bei diesem Volke Wohlwollen und Zuneigung zu finden glauben. Die Anmaßlichkeit des französischen Wesens und der spanische Stolz sind zwei Dinge, die sich zu einander verhalten wie Wasser und Feuer, und ehe diese beiden Nationen sich aufrichtig mit einander befreunden, muß wenigstens eine derselben auf ihren bisherigen Charakter verzichten. Die Spanier fühlen recht gut die Ueberlegenheit der Franzosen; das ist aber natürlich kein Grund für sie, sich vor denselben zu beugen; im Gegentheil, das Bewußtseyn ihrer Schwäche steigert den Trotz und den Zorn, den die vornehm herabsehende Miene Frankreichs und die hochmüthige Sprache seiner Rednerbühne und seiner Presse hervorruft. Die ungeschickten Schmeicheleien, welche einige französische Schriftsteller seit kurzem angefangen haben, den Spaniern ins Gesicht zu werfen, werden an dieser Stimmung gewiß nichts ändern. Die Spanier, es ist wahr, können eine starke Dosis Lob und Complimente zu sich nehmen, ohne daß ihr Magen darunter litte, und darum meine ich auch keineswegs, daß von jener Seite des Guten zu viel geschehe, ich glaube vielmehr, daß jene Hofmacher zehn- und zwanzigmal zahlreicher seyn müßten als sie sind, um Eindruck auf das Herz der

edlen Dame Hispania hervorzubringen. Wenn z. B. Herr Edgar Quinet, der sich zum chef de claque der cispyrenäischen Bühne aufgeworfen hat, in einem seiner letzten Bücher im Prophetenton ausruft: „Wer das Wort fände, welches dieses Volk in seinem Busen trägt und pflegt, der würde die Welt in Erstaunen versetzen!" so hören die Spanier diesen Bombast freilich mit beifälligem Kopfnicken an, aber sie empören sich deßhalb nur um so heftiger gegen die Impertinenz des großen Haufens in Frankreich, der andere Beweise als das Zeugniß des Herrn Edgar Quinet dafür verlangt, daß Spanien den neuen Heiland in seinem Schooße trage. Könnte ich es wagen, dem Worte des Herrn Quinet mein bescheidenes Dafürhalten entgegenzusetzen, so würde ich sagen, daß Spanien allerdings Nationaltugend und moralische Kraft genug besitzt, um sich von neuem aufzuraffen und in gleiche Linie mit den übrigen großen Völkern Europa's zu treten; wollte Spanien aber, statt mit langsamem Fleiße und mit eiserner Ausdauer im Schweiße seines Angesichts auf dieß Ziel hinzuarbeiten, auf einen Zauberschlag des Schicksals, auf eine Art historischer Offenbarung, kurz auf das Messiaswort rechnen, das man ihm von Paris aus weissagt, so würde es vielleicht ebenso lange und ebenso vergeblich auf die Stunde der Rettung warten wie das Volk Israels. Es handelt sich hier nicht darum, Räthsel zu lösen, sondern mit Ernst und redlichem Sinn die sehr einfache und sehr klare Aufgabe einer dauerhaften politischen Organisation und einer regelmäßigen und gewissenhaften Verwaltung zu verfolgen. Die Aufgabe mag den Umständen nach schwierig seyn, aber sie liegt klar und deutlich ausgesprochen vor, und ich glaube sie gleichwohl mit Recht eine einfache zu nennen, zumal in Vergleich mit den gesellschaftlichen Problemen, die bei andern Völkern an der Tagesordnung sind. Die Zeit dieser verwickelten Fragen ist für Spanien noch lange nicht gekommen.

Herrn E. A. in Leipzig.

Sevilla, 5. Juni.

Seit zwei oder drei Tagen ist das Wetter wieder warm genug geworden, um den Mantel entbehrlich zu machen. Die erdrückende Hitze, über welche die Reisenden in Spanien gewöhnlich klagen, wird mir wohl für Madrid aufbehalten seyn, wo sie am unerträglichsten seyn soll. Der heutige Frühling ist übrigens im ganzen Lande ganz ungewöhnlich kalt und naß gewesen, so daß in mehreren Provinzen bei der Verlängerung des bisherigen Witterungszustandes die ganze Ernte auf dem Spiele zu stehen scheint. Für mein persönliches Wohlbefinden und für meinen Reisezweck ist mir die gegenwärtige Temperatur ganz erwünscht; nur den Regen verbitte ich mir, mit welchem der stark bewölkte Himmel alle Tage von Neuem droht.

Meine Morgenstunde, bis zwölf Uhr, verwende ich hier immer auf den Besuch der Celebritäten von Sevilla. Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß ich unter diesem Worte keine Personen verstehe, denn es gibt in dem heutigen Sevilla vielleicht nicht einen einzigen, mit Recht oder mit Unrecht, berühmten Mann, und Sie wissen, daß ich überdieß durchaus nicht zu den Reisenden gehöre, welche jede Gelegenheit und jeden Vorwand, sich einer Person von Ruf oder Einfluß vorzustellen, mit kindischer Gier beim Zipfel fassen. Freilich, ich habe auch mein Theil Neugier, aber ich vergesse über ihr nicht leicht die goldene evangelische Vorschrift: Was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen u. s. w. Hätte ich das Unglück, ein berühmter Mann zu seyn, so würde es mir sicherlich nicht gefallen, mich von dem Ersten, Besten besichtigen, betasten und ausfragen zu lassen, am allerwenigsten wenn ich gewärtigen müßte, das Ergebniß der Beobachtungen des besagten Hinz oder Kunz am folgenden Tage Schwarz auf Weiß der ganzen Welt mitgetheilt zu sehen. Ich will lieber in Rom gewesen seyn, ohne den Papst gesehen zu haben, als mir unter zwei Augen gestehen müssen, daß ich den

heiligen Vater, trotz seiner huldreichen Miene, durch meinen Besuch doch nur gelangweilt oder gar geärgert. Bis jetzt habe ich sogar die Briefe an ganz gewöhnliche Sterbliche, welche ich für Sevilla bei mir führe, nicht abgegeben, vielleicht mehr aus Bequemlichkeitsliebe als aus jedem andern Grunde. Ueberdieß weiß ich aus meiner bisherigen Erfahrung, die mir durch vielfache Zeugnisse Anderer bestätigt ist, daß Empfehlungsbriefe in Spanien noch weniger gelten, als in jedem andern Lande. Wenn man sich den Charakter der gewöhnlichen Empfehlungsschreiben vergegenwärtigt, wenn man daran denkt, daß von hundert derselben in der Regel wenigstens neunzig zu Gunsten von Personen ausgestellt werden, für welche sich der Schreiber, im Grunde genommen, nicht im mindesten interessirt, ja, die er oft gar nicht einmal persönlich kennt; wenn man diese und ähnliche Umstände berücksichtigt, so muß man den Mißcredit, in welchen jenes gesellschaftliche Einführungsmittel gefallen ist, höchst natürlich finden, und man wird sich weder wundern noch beklagen, daß die besten Empfehlungsschreiben in der Regel keine andere Wirkung hervorbringen, als ein paar nichtssagende Dienstanerbietungen, von denen Niemand Gebrauch zu machen versucht, der nicht für einen Menschen ohne Lebensart gelten will. Auch im günstigsten Falle wird der Fremde hier in Spanien nur äußerst schwer Zutritt in das eigentliche häusliche Leben erhalten. Der Spanier gibt dem Fremden zuweilen die stärksten Beweise der Aufmerksamkeit, des Wohlwollens, vielleicht selbst der Freundschaft, aber es fällt ihm nicht ein, ihn seiner Frau, seinen Schwestern vorzustellen, ihn, mit Einem Worte, in seine Familie einzuführen. Ist es Mißtrauen gegen den Fremden oder Mißtrauen gegen sich selbst, das diese Absperrung des Familienherdes herbeiführt? ich weiß es nicht; welches aber auch die Ursache sey, seine Wirkungen scheinen im ganzen Lande dieselben zu seyn, und ich selbst habe davon wenigstens ein auffallendes Beispiel erlebt.

Sevilla hat bei einer Bevölkerung von einigen und neunzigtausend Menschen nicht weniger als vier Schauspielhäuser, von denen eines in der großen und schönen Vorstadt Triana jenseits

des Guadalquivir und die übrigen in der Stadt selbst liegen. Ich habe bis heute nur zwei derselben besucht. Das Haupttheater, in der engen Straße de la Muela, ist von außen ganz unansehnlich, aber es hat einen geräumigen Saal, dessen freundlicher und eleganter Ausschmückung im arabischen Style nur eine etwas consequentere Durchführung fehlt, um einen vollkommen harmonischen Eindruck zu machen. Man gab ein großes historisches Stück, dessen Gegenstand die portugiesische Revolution von 1640 bildet. Wie kommt nun ein Stoff dieser Art auf die spanische Bühne? Man sieht in solchen Zeichen, daß die Freiheitsidee in diesem Lande nahe daran ist, den selbstsüchtigen Nationalgedanken zu überwältigen. Wenn das Publikum sich nicht für die Befreiung Portugals begeisterte, so hörte es doch ganz gelassen die heftigen Declamationen der Verschwörer gegen das castilianische Joch, und sah es den endlichen Sturz der spanischen Herrschaft in Lissabon ohne peinliches Gefühl und ohne Mißgunst vor sich gehen. Das Stück war sehr schlecht, aber doch dreimal besser als die Aufführung. Die zahlreichen Rollen wurden bis auf eine einzige auf die erbärmlichste Weise vorgestümpert. Der Herzog von Braganza wurde von einem Manne gegeben, der höchstens den Beruf hatte, Thürsteher oder Stallknechte vorzustellen; die Herzogin war ein Gänschen; die Vicekönigin ein dito in zweiter oder dritter Potenz; Vasconcellos würde einen leidlichen Hellebardier abgegeben haben, dessen ganze Rolle darin besteht, vor der Thür eines Palastes auf- und abzuschreiten und etwa gelegentlich ein martialisches Halt! oder Werda? auszurufen; die Tovor, die Aveiro, und wie die vornehmen Herren des Landes sonst heißen, hatten die täuschendste Aehnlichkeit mit ungeschlachten großen Jungen. Aber unter allen diesen Pfuschern war ein Meister. Pinto, der Geheimschreiber des Herzogs von Braganza und die Seele der Verschwörung, wurde von einem Künstler ersten Ranges dargestellt, welcher das ganze Stück aufrecht zu halten wußte. Seine Aufgabe war sehr schwierig. Die Intrigue des Stücks drehte sich ganz allein um seine Person. Pinto ist der Anstifter und das einzige thätige Werkzeug der Revolution, er

hält die Verschwörung zusammen, er gibt dem schwachmüthigen Herzoge Willen und Kraft, er beherrscht die Herzogin, er bietet Vasconcellos die Spitze, er hat alle unvermutheten Streiche des Zufalls zu pariren, die den gefährlichen Aufruhrplan zu durchkreuzen drohen, und nebenbei muß er noch einen lästigen Liebeshandel führen und den Zorn, die Eifersucht, die Heirathslust seiner Dame den Interessen der Verschwörung dienstbar machen. Allen diesen Anforderungen seiner Rolle wußte der Schauspieler mit so viel Geistesgegenwart, so viel Feuer, so viel Gewandtheit zu genügen, daß ich diese ausgezeichnete Erscheinung inmitten der bodenlosen Nichtigkeiten, von denen sie umgeben war, nicht genug bewundern konnte. Pinto allein machte die ganze Vorstellung erträglich, ohne daß ihm das Publikum, welches übrigens höchstens aus zweihundert Personen bestand, dafür Dank gewußt hätte. Wie ein wahres Talent in einer solchen Umgebung und einer solchen Theilnahmlosigkeit gegenüber sich behaupten, sich selbst treu bleiben kann, ist mir unbegreiflich.

Auf das Schauspiel folgte ein höchst mittelmäßiger Bolero, französisch verschnörkelt und verschnitten zum Erbarmen. Ich sehe überhaupt, daß der spanische Nationaltanz, auf dem Theater wenigstens, seinem Untergange entgegengeht. Seit Barcelona habe ich ihn nicht mehr rein und ächt gesehen. Die verhaßte Balletmanier der Franzosen gewinnt zusehends die Oberhand über den ursprünglichen Charakter des spanischen Tanzes, und in einigen Jahren wird vielleicht von Bolero, Cachucha und Fandango kaum etwas anderes übrig geblieben seyn, als die Namen, übertragen auf die jeweils neuesten Erfindungen des Balletmeisters der Pariser Oper.

In dem Theater de la Campana, das den Anfang seiner Vorstellung auf acht Uhr festgesetzt hatte, fand ich heute Abends um halb neun noch Niemanden als die wachthabenden Polizeidiener. Ich ging eine halbe Stunde spazieren und kehrte noch immer viel zu früh zurück. Ein kleiner ärmlicher Saal, höchst magere Beleuchtung, dünn gesäete Zuhörerschaft! Endlich setzte sich der Taktstock in Bewegung. Welch eine Musik! Besinnung-

raubend, herzbethörend, wie der Erinnyengesang, und ohrzerreißend obendrein. Das Stück, welches folgte, war betitelt: „No mas muchachos!“ Zu Deutsch etwa: „Ich habe die Jungen satt!“ Ein alter Hagestolz erwartet mit Ungeduld die Rückkehr seines Neffen aus Amerika, der ihm, wie er glaubt, ein halb Dutzend Buben mitbringen soll, von denen er sich alle mögliche Lust und Erheiterung verspricht. Der Alte ist so versessen auf den Gedanken, sein Haus voll von Knaben zu haben, daß er im Stande wäre, seinen Neffen vor die Thür werfen zu lassen, wenn er ohne Vorbereitung plötzlich erführe, daß dieser keine andern Kinder hat, als ein Mädchen. Diese Tochter nun übernimmt es, den Oheim von seinem Vorurtheile für die Buben zu heilen. In verschiedenen Knabenverkleidungen spielt sie dem Alten so übel mit, daß dieser dem Himmel dankt, als er zuletzt erfährt, daß sein Neffe ihm statt einer Schaar ungezogener, lärmender Teufelsjungen nur eine sanfte, zärtliche Tochter mitgebracht hat, die nicht nur die Freude, sondern auch die Pflege seines Alters seyn wird. Die beiden Hauptrollen wurden recht gut gespielt, die der Tochter jedoch nur in den Verkleidungen; so pikant die junge Schauspielerin sich als Knabe zeigte, so fade war sie als Mädchen. Niemals habe ich den Unfug des lauten Einblasens stärker treiben hören, als in diesem Theater. Es schien, als ob keiner der Schauspieler auch nur daran gedacht habe, sein Gedächtniß auf die Vorstellung vorzubereiten, als ob vielmehr jeder von ihnen seine Rolle erst aus dem Munde des Souffleurs kennen lernen müsse, als ob jeder von ihnen nur das Echo des Souffleurs seyn wolle. Die Gewohnheit hilft dem spanischen Publikum ohne Beschwerde über die störende Wirkung dieses lauten Doppelvortrages hinweg; für mich würde sie den Eindruck der besten Vorstellung zur Hälfte vernichten.

Nach dem Lustspiele bedrohte der Zettel das Publikum mit einem Concerte in acht Abtheilungen. Es überlief mich eiskalt bei dem bloßen Gedanken an acht Musikstücke, vorgetragen oder auch nur unterstützt von diesem Orchester, und ich machte mich mit dem Falle des Vorhanges auf die schnellste Flucht. Trotz

meiner Eile schob mir der Controleur, welcher keines seiner Opfer entrinnen lasse wollte, eine Contremarke in die Hand. Ich sann nach, ob ich nicht einen Feind in Sevilla habe, dem ich irgend eine schwere Rache schuldig sey, aber ich fand Niemanden, der sich so weit gegen mich versündigte, daß ich das Recht gehabt hätte, ihn in das Concert de la Campana zu schicken, und so schleuderte ich meine Contremarke weit hinaus in den Guadalquivir, wie man vergiftete Waffen tief in die Erde vergräbt.

Ein Morgen- oder Abendspaziergang am Ufer des Guadalquivir ist mehr werth als alles, was das Theater in Sevilla zu bieten hat. Der Fluß läuft drei Viertelstunden weit unter den Wällen von Sevilla hin, so daß nur der Raum einer Esplanade zwischen seinem linken Ufer und der Stadtmauer bleibt. Diese Esplanade ist mit mehrfachen Reihen von Ulmen und andern schattigen Bäumen bepflanzt, zwischen denen mehrere Fahrwege und sorgfältig unterhaltene Fußpfade mit einander abwechseln. Da wo der Fluß sich rechts von der Stadt abschwenkt, ist der erweiterte Raum zu größeren und schöneren Anlagen benutzt. Die erste derselben ist die Alameda Cristina, von der ich schon gesprochen zu haben glaube. Hinter ihr erstreckt sich ein Lustwäldchen wenigstens eine halbe Stunde weit flußabwärts. Schmucke Reiter auf feurigen Pferden sprengen durch die Schattengänge, in denen sich hier und da auch ein altväterischer Staatswagen zeigt, zuweilen mit fünf oder auch mit sieben reich aufgeschirrten Maulthieren bespannt. Hier ist ein Blumenfeld in dem Buschwerke angelegt, dort sticht das saftige Grün eines Orangenhaines gegen die dunklere Färbung der Akazien und der Platanen ab, und weiterhin über duftigem Rasen wuchert Granatengebüsch, glänzend von purpurnen Blüthen wie ein Weihnachtsbaum. Die entfernteren Theile dieser ausgedehnten Anlagen, die überdieß noch alle Tage erweitert werden, sind etwas vernachlässigt und verwildert, aber darum wahrhaftig nicht weniger reizend.

Den Rückweg aus diesem herrlichen Volksgarten nehme ich gewöhnlich auf einem schmalen Fußwege, der rechts mit einer dichten grünen Wand eingefaßt ist, und links die Aussicht auf

die Landschaft hat. Zu meinen Füßen strömt der Guadalquivir, auf dessen jenseitigem hügeligem Ufer schneeweiße Dörfer und Landhäuser aus Orangengärten und Olivenpflanzungen hervorblicken. Stromaufwärts, in einiger Entfernung, zeigt mir die Vorstadt Triana ihre stattlichen Uferstraßen und die Kuppeln ihrer vielen Kirchen. Triana gegenüber liegt der Hafen mit hundert Segeln und mit einem Gewühle, wie man es unter andern Himmelsstrichen nur in sehr bedeutenden Seestädten findet. An dem Hafen und auf dem diesseitigen Ufer streckt sich der räthselhafte Römerbau, der unter dem Namen torre de ore bekannt ist, in die Höhe, und bald zeigen sich auch die zweitausendjährigen Stadtmauern mit ihren spitzen Zinnen und ihren unzähligen Thürmen, im Hintergrunde überragt von der majestätischen Giralda. Diese ganze Scenerie, mit dem weichen romantischen Lichte der hinter den Hügeln von Triana untergehenden Sonne übergossen, gibt ein zauberisches Bild, das der Staffage entbehren könnte, um jedes Auge mit Lust zu füllen. Aber freilich die geputzten Menschen thun dieser Natur keinen Eintrag, außer etwa in den Versen eines Dichters, der da sagen möchte, daß der Strahl des Auges der schönen Sevillanerinnen den Glanz der untergehenden Sonne verdunkelt. Diese Augen sind in der That groß, feurig, kühn, glänzend, schwarz wie eine Liebesnacht, aber schön finde ich sie nicht. Heiße Leidenschaft spricht aus ihnen, aber keine Seele; stolzer Sinn, Entschlossenheit, Charakter, aber kein weibliches Herz. Und wie der Ausdruck des Auges, so ist gewöhnlich auch der Ausdruck des ganzen Gesichtes. Nein, nein, man sage und singe, was man will, die Andalusierin ist auch in Sevilla nicht schön, wenigstens nicht schön nach deutschen Begriffen von weiblicher Schönheit. Freilich die Weiblichkeit ist ihrer ganzen Stellung, ihren Pflichten und ihrem Berufe nach eine andere in Spanien, als bei uns zu Lande, und so muß denn auch die vollendetste Naturform, in welcher sie sich darstellt, hier eine andere seyn, als in Deutschland. Darum will ich denn den Spaniern ihre Bewunderung der Schönheit der Andalusierinnen keineswegs verargen, sondern mir nur das Recht

vorbehalten, als Deutscher einem andern Geschmacke zu huldigen als dem ihrigen. Um meine Unparteilichkeit zu beweisen, will ich sogleich hinzufügen, daß ich hier in allen Ständen Männer von überraschender Schönheit gefunden habe, von einer Schönheit, die in jedem andern Lande eben so viel gelten würde, als in Spanien selbst. Eine Spanierin, von der sich dasselbe sagen ließe, habe ich bis jetzt noch nicht gesehen.

An Mad. A. in L.

Sevilla, 10. Juni.

Wenn Sie noch wie ehemals einigen Antheil nehmen an meinem häuslichen Stillleben, dann hören Sie vielleicht nicht ungern, wie ich mich hier im äußersten Süden von Spanien zu einer vierzehntägigen Rast untergebracht habe. Mein Gasthof, Parador de las diligencias generales geheißen und nahe am Mittelpunkte der Stadt gelegen, hat ein sehr stattliches Aussehen, wie man es hier zu Lande bei solchen Häusern selten findet. In der Mitte seines großen Hofes, der auf allen vier Seiten von Säulengängen eingefaßt ist, springt ein lustiger Brunnen in marmornem Becken, um welches in riesenhaften Blumentöpfen allerlei Gewächse herumstehen. Ueber den Hof wird während der heißen Stunden des Tages ein Leinwanddach ausgespannt, unter welchem Hausbewohner und Gäste eine immer kühle Stätte finden zum Arbeiten — man pflegt das hier nicht just zu übertreiben —, zum Zeitungslesen, zum Plaudern und zu dem leidigen Cigarrenrauchen, das mir in den Tod verhaßt ist, weil es mir so viel Unterhaltung gibt. Neben dem Hauptpatio liegen zwei kleinere Höfe voll von Blumen und Sträuchen von fremdartigem Duft und Aussehen. Das Innere des Hauses

enthält indessen nicht ganz, was die Außenseite verspricht. Die ganze Einrichtung ist höchst einfach, aber so glücklicherweise viel sauberer gehalten, als unsere Begriffe von spanischer Wirthschaft es mit sich bringen. Mein ziemlich geräumiges Zimmer ist tapeziert mit vier schönen weißen Kalkwänden, deren Decoration in einem Spiegel von der Größe eines halben Briefbogens besteht. Ein Feldbett, mit grünem Fliegennetze überhängt, ein kleiner Tisch, ein halb Dutzend Binsenstühle und ein Fußteppich von Strohgeflecht bilden das Ameublement, dem man, wie Sie sehen, den Vorwurf eines übertriebenen Luxus nicht machen kann. Gleichwohl wirft in diesem Augenblicke die Nachmittagssonne durch die hochrothen Vorhänge meines Fensters ein so schmeichelndes Licht, daß meine ganze Umgebung und alle meine Gedanken dadurch poetisirt werden, und daß ich mein bescheidenes Zimmer und meine Unterhaltung mit Ihnen nicht gegen das glänzendste Fest in einem Palaste vertauschen würde.

Wenn ich Morgens früh beim Aufstehen mein Fenster öffne, so strömt mir von der Terrasse des Nachbarhauses in leichten Wellen der feinste, süßeste Blumengeruch entgegen; denn jeder Balkon und das platte Dach jedes Hauses von Sevilla ist ein reicher Blumengarten oder nach unserem deutschen Maßstabe ein Treibhaus, in welchem die edelsten und seltensten Gewächse bei geringer Pflege üppig gedeihen. Von dem Thurm der alterthümlichen Michaeliskirche gegenüber klappert mir, von seiner stelzfüßigen Brut umringt, der Storch seinen Morgengruß herunter, — eine Vorbedeutung, die ich freilich nur im Namen meiner verheiratheten Freunde und besonders meiner verheiratheten Freundinnen annehmen kann. Es währt nicht lange, so zieht eine ganz vortreffliche, ausgezeichnete Militärmusik die Straße herauf, und die ganze weibliche Nachbarschaft eilt, zuweilen in sehr leichtem Morgenanzuge, an die Fenster und auf die Balkons, nicht etwa um den schönen Offizieren nachzuschauen, bewahre mich der Himmel vor einem solchen Gedanken! nein, um die Musik besser zu hören.

Während ich mich mit ächt spanischer Faulheit ankleide, mahnt mich meine untrügliche Uhr, daß die Stunde des Früh-

stücks geschlagen hat. Der Kaffee ist überall in Spanien fast ungenießbar, die Chocolade, die man sonst in jedem spanischen Bauernhause besser trinkt, als an dem Tische manches reichen Feinschmeckers in Deutschland, ist in meinem Gasthofe ausnahmsweise nur mittelmäßig, und so halte ich mich denn an einen unschuldigen Thee. Die Spanier, denen man, wie so manche andere Tugenden und Laster, eine fabelhafte Nüchterheit andichtet, begnügen sich nicht mit solchem leichten Getränke und ein paar Eiern; sie frühstücken Beefsteaks und Schinkenschnitt, sie liegen um vier Uhr mit großer Gewissenhaftigkeit dem Mittagsessen an der Wirthstafel ob, und sie nehmen unmittelbar vor dem Schlafengehen noch einen handfesten Nachtimbiß zu sich. Wein wird in der That sehr wenig getrunken; die Enthaltsamkeit in diesem Punkte ist aber wahrhaftig kein Verdienst, denn der hiesige Wein ist von so abscheulichem Geschmack, daß ein paar Tropfen davon hinreichen, um mir ein ganzes Glas Wasser zu vergiften. Wohnung und Tisch werden in diesem Gasthofe mit einem Piaster täglich bezahlt, — ein Durchschnittspreis, den man an vielen Orten wiederfindet und den man gewiß nicht übertrieben nennen kann.

Wenn der Tag kühl geworden ist, das heißt Abends gegen neun Uhr, gehe ich gewöhnlich nach der ganz nahe gelegenen Plaza del Duque, die um diese Stunde von schönen Damen und eleganten Herren wimmelt. Dieser Herzogsplatz ist der reizendste kleine Spaziergang, den man im Mittelpunkte einer großen Stadt sehen kann.

Herrliche Akazienalleen, deren Blüthezeit leider längst vorüber ist, bilden ein Laubdach, welches über den ganzen Platz hinüberreicht, und dessen grüne Wölbung Abends im Scheine von hundert Laternen wundersam glänzt, wie ein smaragdner Feenpalast. In der Mitte des Platzes steht ein Springbrunnen, dessen großes Wasserbecken die Luft erfrischen hilft. Längs der vier Seiten befinden sich verschwenderisch erleuchtete Zelte und Buden, wo man Eiswasser und andere kühlende Getränke reicht. Hier lustwandelt sichs nun ganz behaglich bis tief in die Nacht

hinein mit heiterem Geschwätz und Scherz und Lachen. Denn hier zu Lande ist es nicht unanständig, seinen fröhlichen Muth auf dem Markte zu zeigen, und das unerbittliche Gesetz der steifen Mienen, welches bei uns jede öffentliche Gesellschaft beherrscht, ist in Sevilla, Gottlob! völlig unbekannt. Diese Abendversammlungen auf den Spaziergängen gewinnen einen ganz eigenthümlichen Charakter der Vertraulichkeit besonders dadurch, daß die Damen dabei im bloßen Kopfe erscheinen, denn die Mantille fällt entweder ganz weg oder sie wird nur über die Schulter geworfen. Eine Rose oder eine Nelke im Haare macht den ganzen Kopfputz der Damen aus, und zu dieser Erscheinung stimmt denn ganz vortrefflich der zwanglose Ton, welcher zwischen den beiden Geschlechtern herrscht, und die Sitte, sich gegenseitig beim Vornamen anzureden. Kurz, man könnte sich auf der Plaza del Duque inmitten eines großen Familienfestes glauben, bei welchem man der einzige Fremde wäre — aber ein Fremder, dem es, wie einem geladenen Gaste, unbenommen ist, sich bekannt zu machen. Jedermann hat das Recht, das Wort an seinen Nachbar oder an seine Nachbarin auf der steinernen Bank zu richten, auf welcher er Platz genommen; er wird auf eine Anrede, wie sie sich geziemt, immer eine höfliche Antwort erhalten, und es ist nichts leichter, als mit einer ganz fremden Dame in eine lebhafte Unterhaltung zu gerathen. Sollten Ihnen diese Zeilen etwa ein spöttisches Lächeln ablocken, so würde ich daraus sehen, daß die Gedanken, mit denen Sie meine Worte begleiten, sich in die Irre verlieren. Ich begreife übrigens recht gut, daß es in Deutschland schwer fallen mag, sich in die Vorstellung eines so ungezwungenen Verkehres zwischen Männern und Frauen, zumal wenn diese einander völlig unbekannt sind, hinein zu finden. Gibt es doch manche sogenannte Leute von Geist, welche diese Welt hier lange Zeit mit eigenen Augen gesehen haben, ohne sie im mindesten zu begreifen. Besonders die Franzosen sind von jeher stark gewesen in der gründlichen Mißdeutung der freien Haltung und des natürlichen Wesens der Spanierinnen. Ich könnte mehr als einen französischen Schriftsteller nennen, welcher sich die Miene gibt, als sey seine Reise

durch Spanien gewesen wie der abendliche Gang des Sultans durch die Gallerie seines Palastes, in welcher tausend schöne Augen sehnsüchtig nach der Hand blicken, die das kaiserliche Schnupftuch hält. Diese armen Schelme von Franzosen machen es wie jener Hungerleider, der ein Glas Wasser zu Mittag trinkt und dann an das Fenster tritt und sich die Zähne stochert.

Heute Morgen besuchte ich das „Haus des Pilatus,“ so geheißen, weil sein Erbauer, ein Markgraf von Rivera, den Palast des genannten Landpflegers von Judäa darin nachgeahmt hat. Wie er sich den Riß besagten Palastes auf seiner vor 350 Jahren unternommenen Reise in das gelobte Land verschafft hat, darüber mag sich nicht leicht Auskunft geben lassen. Genug, das Haus des Pilatus in Sevilla ist das getreue Conterfei des Hauses des Pilatus in Jerusalem; der Thürsteher, welcher den Fremden umherführt, verschwört seine Seligkeit darauf, und dem, welchem diese Bürgschaft nicht genügen sollte, zeigt er als unwiderstehliches und letztes Argument die Säule, an welcher Jesus gegeißelt wurde. Die hartnäckigste Zweiflerseele muß sich einer solchen Macht des Augenscheines unterwerfen, und es wäre leerer Ueberfluß, noch ein einziges Wort zu dem Beweise hinzuzufügen, daß das Haus des Pilatus seinen Namen nicht gestohlen hat.

Das Haus des Pilatus, an einem einsamen und ziemlich wüst aussehenden Platze gelegen, ist ein weitläufiges und unregelmäßiges Gebäude, welches sich ohne seinen mit einigem Bildhauerwerke gezierten Hofraum von den Bürgerhäusern in der Nachbarschaft von außen wenig unterscheiden würde. Drinnen findet man dagegen die Reste einer großen Pracht, die indessen mit jedem Tage mehr verbleichen, da zu ihrer Erhaltung wenig oder nichts geschieht, weite Höfe, mit Bogengängen im arabischen Geschmacke umgeben, halbverwilderte Gärten im alten aristokratischen Style, große leere Säle, deren Wände mit bunten Fließen ausgelegt sind, geschnitzte und vergoldete Decken in Gallerien und Zimmern. Die Hauskapelle ist von allen Gemächern, die man mir zeigte, das Einzige, welches nicht ganz verödet aussieht. Sie scheint in völlig dienstfähigem Stande zu seyn, und selbst die

armdicken Wachslichter fehlen nicht auf den mannshohen Leuchtern vor dem Altare, wiewohl man leicht bemerkt, daß Jahre vergangen sind, seit sie zum letztenmale ausgelöscht wurden. Der Intendant des gegenwärtigen Eigenthümers, Herzogs von Medina Celi, ein Franzose und, wie er mir sagte, ehemaliger Oberst, bewohnt einen Saal, in welchem man Pferderennen halten könnte, aber nur ein paar kleine Winkel möblirt sind. Kurz, das Haus des Pilatus in seiner heutigen Gestalt ist wie das Königsschloß einer ausgestorbenen Dynastie, in dem der neue Herrscher dem weiland Hofstaate seines Vorgängers ein ärmliches Gnadenbrod gibt.

In verschiedenen Theilen des Gebäudes finden sich einige gute Gemälde zerstreut, und die Säulengänge der Höfe und Gärten sind mit Bildhauerarbeit ausgeschmückt, die größtentheils dem römischen Alterthume angehören und unter denen sich sehr werthvolle Sachen befinden. Man könnte aus diesen Büsten und Statuen und Torsos, die zum Theile ganz vernachlässigt und unbeachtet in den Winkeln umherliegen, ein sehr reiches Museum zusammenstellen, ein Museum, auf das manche Stadt zweiten Ranges stolz seyn würde. Unter den marmornen Brustbildern befindet sich eines, das mich eine halbe Stunde beschäftigt hat. Man gibt ihm den Namen der Cleopatra, ich weiß nicht, mit welchem Rechte, aber mich dünkt, mit großer Wahrscheinlichkeit. Man denkt sich unter der letzten Ptolomäerin gewöhnlich eine stolze, strahlende Schönheit mit dem Ausdrucke der Majestät und des gebietenden Willens. Eine ganz irrige Vorstellung, die vielleicht mehr an dem volltönenden und in unserm Ohre stolz klingenden Namen der ägyptischen Königin haftet, als an irgend einer geschichtlichen Erinnerung. Die Schönheit Cleopatras war keineswegs imponirend, sie war weit mehr als das, sie war herzgewinnend, von so einschmeichelndem, verführerischem Liebreiz, daß selbst die nüchterne Schurkenseele des Octavian ihren bloßen Anblick fürchtete, der ihn um seine Rache hätte bringen können. Damit ist zur Genüge gesagt, daß die Schönheit Cleopatras weniger in den Formen lag als in dem Geiste, der diese Formen

belebte, in der Kunst, die mächtigen Waffen zu führen, welche die Natur jedem Weibe bei der Geburt mitgegeben hat, in der Anmuth des Wesens, und wenn Sie wollen, in der Coquetterie. Denn die Coquetterie ist und war von jeher das große Geheimniß der Frauen, welche Liebe, Leidenschaft, Anbetung nicht bloß zu erregen, sondern auch zu bewahren wissen. Die Coquetterie, richtig verstanden, ist nicht die Diplomatie, sondern die Aesthetik des Herzens, und in dieser Eigenschaft die erste Bedingung eines dauernden Liebebundes für delikate Naturen. Aber freilich, die Coquetterie besteht nicht im Schnippischthun, noch in der Ziererei, noch im Schäfermädchenspielen, noch in hundert ähnlichen Widernatürlichkeiten, durch welche sich so viele unserer Frauen und Mädchen interessant zu machen glauben. Wollte man nun aber eine positive Bestimmung jenes Begriffes unterlegen, so würde ich mir erlauben, die Frager an Sie zu verweisen, verehrte Freundin.

Kopf und Gesicht der Cleopatra im Garten des Herzogs von Medina Celi haben durchaus nicht, was wir antiken Schnitt zu nennen pflegen. Beide würden idealer seyn, wenn sie schmäler wären. Das gescheitelte Haar kräuselt sich ein wenig über der Stirn, die fast zu niedrig scheint. Die Nase ist weder römisch noch griechisch geformt, sie ist nicht edel, aber sie ist fein. Aus Mund und Kinn dagegen spricht der Typus einer vornehmen Race, kühne Linien und doch reicher Ausdruck. Selbst eine geübtere Hand, als die meinige, würde Ihnen nur ein sehr unvollkommenes Bild von dem Gesammteindrucke geben, den dieser Kopf macht. Porträt ist er ganz gewiß, ob Cleopatra oder ob eine andere das Modell seyn mag, und wäre ich ein Dichter der Heine'schen Schule, so würde ich in zierlichen Versen von der Frau, die zu diesem Bilde gesessen, sagen, daß Venus ihr Wiegenmädchen gewesen, daß die Grazien sie auferzogen und daß dreimal selig der Mann, der sie als Geliebte die Seinige genannt.

Herrn Dr. K. in A.

Cadiz, 7. Juni.

Der Weg von Sevilla hieher ist der einzige in ganz Spanien, den man mit allen den Bequemlichkeiten zurücklegen kann, durch welche der Reisende jenseits der Pyrenäen so verweichlicht und verwöhnt ist, daß er gewöhnlich glaubt eine Herkulesarbeit zu verrichten, wenn er sich auf die holperigen Straßen und die zuweilen etwas zweideutig aussehenden Herbergen dieses Landes wagt. Als bloße Fahrstraße betrachtet ist der Guadalquivir eben so gut wie der Rhein, und seine Dampfboote stehen den unsrigen an Eleganz und an zweckmäßiger Einrichtung nur wenig nach. Wie gesagt, die Fahrt den Strom herunter ist so bequem, als man sie sich wünschen kann, dafür aber auch verzweifelt interesselos. Ein Verdeck voll von Koffern, Soldaten, Gendarmen und Handelsreisenden, ein schlammgelber Fluß und auf beiden Seiten desselben eine eintönige Ebene ohne absehbare Gränze, unter einem melancholischen nebelgrauen Himmel, alle diese Dinge, von denen nur der geringste Theil etwas Zufälliges war, brachten mich zu der Erkenntniß, daß man sich in Spanien unterwegs eben so gründlich langweilen könne, wie auf der breitesten und bestunterhaltenen Chaussee im deutschen Flachlande. Die Hügel, welche in der Nähe von Sevilla das Ufer des Guadalquivir bilden, bleiben bald hinter dem Dampfschiffe liegen, mit ihnen verschwinden die Dörfer und die Orangengärten, die den äußersten Rand der Oasis der Suevenstadt schmücken, und so weit das Auge reicht, gibt es nichts mehr als Stoppelfelder und Heiden, die nur hie und da von Pferde- und Rinderheerden belebt werden. Erst in der Nähe der Mündung des Flusses zeigen sich am äußersten Gesichtskreise wieder einige Hügel, einige Fichtenpflanzungen und ein paar Ortschaften, namentlich Bonanza und San Lucar, die beiden Gränzsäulen des salzigen Reiches Neptuns. In offenem Meere angekommen, hat man wenigstens die Gefahr einer kleinen Seekrankheit zum Zeitvertreibe. Noch eine Wendung

um den letzten Vorsprung des Ufers, und Cadiz, die entthronte Königin der atlantischen Gewässer, steht in stiller Majestät vor dem Blicke. Cadiz scheint von hier aus gesehen eine Inselstadt, ein auf dem Meere schwimmendes Venedig. Von allen Seiten her schlagen die Wellen an seine Mauern, und zwar nicht im mindesten bildlich gesprochen, sondern mit so ernstlicher Wirklichkeit, daß sie in den westlichen Hafenwall eine breite Bresche gerissen haben, durch welche sie die zunächst gelegenen Straßen bedrohen.

Der Hafen von Cadiz, in welchem sich noch vor vierzig Jahren die goldbeladenen Galionen drängten, ist jetzt nur dünn besäet: ein Hundert Fahrzeuge, größtentheils Küstenfahrer von ärmlicher Miene — das ist Alles. Zwei oder drei Corvetten und Brigantinen bilden die ganze Kriegsflotte vor derselben Stadt, welche 1790 binnen drei Monaten dreißig Linienschiffe ausrüsten und in See stechen lassen konnte. Und das waren gleichwohl nur noch die Trümmer der spanischen Seemacht! Doch lassen wir die Todten ruhen.

Zu den Todten nun gehört Cadiz selbst glücklicherweise noch nicht, so laut man sein Grabgeläute auch schon oft durch die Welt hat klingen lassen. Statt eines zweiten Cordova, das ich nach dem Texte so manches Klageweiberliedes hier zu finden glaubte, sehe ich mich in einer Stadt, welcher warmes frisches Lebensblut durch die Pulse strömt, in einer Stadt voll Eleganz und Luxus und festlicher Bewegung. Ich glaube die Ursache dieses Widerspruches zwischen der Wirklichkeit und den Schilderungen der meisten Reisenden zu errathen. Die Kaufleute, die hier noch immer das laute Wort haben, rufen vom Morgen bis zum Abend Ach und Weh über die Abnahme des Handels. Das erste Wort meines Bankiers war ein Stoßseufzer über das Stocken der Geschäfte. Diese Klagen haben ohne allen Zweifel ihren guten Grund, allein man sollte sich doch nicht allzu stark davon rühren lassen, und man sollte am allerwenigsten die Augenscheinlichkeit und die Handgreiflichkeit darüber vergessen. Und das würde auch nicht geschehen, wenn es nicht eine so pikante

Situation wäre auf den Trümmern einer gefallenen Größe zu weinen. Je trostloser der Anblick der Trümmer ist, desto reichlicher dürfen die Thränen fließen, und so malen denn jene gefühlvollen Seelen unwillkürlich in's Schwarze und Schwärzeste hinein. Die Versuchung ist um so größer, je schwerer es für gewisse Augen seyn mag dem wirklichen Cadiz, dem Cadiz wie es nun einmal leibt und lebt, eine interessante Seite abzugewinnen; aus der nüchtern erscheinenden Natur pflegen sich ja die Leute, welche sich zu helfen wissen, gewöhnlich in phantastische Regionen zu flüchten.

Bei einiger Ueberlegung findet man bald, daß der angebliche Zustand des tiefen Verfalls, in welchem sich Cadiz heutiges Tages befinden soll, die einleuchtendsten Gesetze der natürlichen Logik Lügen strafen würde, wenn er etwas anderes wäre als eine Dichtung. Eine Stadt, die dreihundert Jahre lang den reichsten Verkehr der Welt vermittelt hat, eine Stadt, in welcher zehn Generationen Schätze auf Schätze gehäuft haben, eine solche Stadt kann durch das bloße Versiegen ihrer Goldquellen unmöglicherweise binnen zwanzig oder dreißig Jahren verarmen. Welchen Begriff hat man von dem Reichthum einer Handelsstadt, wenn man annimmt, daß dieser Reichthum binnen eines Menschenalters aufgezehrt werden könne. Wer mit Recht reich genannt wird, der kann im Nothfalle von seinen Zinsen leben, und ich zweifle, daß der Millionär in Cadiz bis jetzt gezwungen worden ist, sein Kapital anzugreifen, um seinen Hausstand auf dem höchst anständigen Fuße zu erhalten, auf welchem er sich befindet. Einige Kaufleute, einige Fabrikanten, einige Rheder haben sich freilich aus Cadiz zurückgezogen, um sich in Xerez, in San Lucar, in Sevilla niederzulassen, aber von einer allgemeinen oder auch nur sehr starken Auswanderung der in den Geschäften reich gewordenen Leute kann natürlich nicht die Rede seyn, um so weniger, als die genannten und alle andern benachbarten Städte im Allgemeinen keine bessern Aussichten zur vortheilhaften Fortsetzung der Geschäfte darbieten als Cadiz selbst.

Wenn Cadiz nun jetzt nicht gerade übermäßig viel zu thun

hat, so verliert es doch deßhalb keineswegs seine Zeit, es benützt sie vielmehr äußerst gewissenhaft, um sich so gut zu unterhalten und so viel zu belustigen, als nur irgend möglich. Die Stadt sieht aus, als ob es hier alle Tage Sonntag wäre. In vielen Straßen haben die großen schneeweiß gehaltenen Häuser mit ihren zierlichen Balkons und ihren Schauthürmchen eine äußerst vornehme Miene. Ihre bloße Außenseite verräth auf den ersten Blick, daß hier noch manche Tonne des Goldes von Peru und von Mexico in Sicherheit geborgen liegt. Daß für die Bedürfnisse und Launen der Inhaber dieser kleinen Ersparnisse hinreichend gesorgt sey, das beweist eine Menge überaus reicher Läden in den Stadtvierteln, wo der Kleinhandel sein Zelt aufgeschlagen hat. Auf den öffentlichen Plätzen unter schattigen Akazien und Ulmen sieht man zu jeder Tageszeit zahlreiche Gruppen junger und alter Herren, die plaudernd und cigarrenrauchend ausruhen vom Nichtsthun. Die prachtvollen Spaziergänge der Stadt, zumal die unvergleichliche Alameda am Meere, füllen sich, sobald der Tag anfängt sich zu kühlen, mit schöner Welt, die hier ihren Namen wirklich verdient. Man scheint in Cadiz den Spaziergang ganz anders und viel gründlicher zu verstehen, als in den übrigen spanischen Städten. Die Alameda ist hier nicht der zufällige Sammelplatz einer Anzahl von Menschen, die einander unbekannt und gleichgültig sind; sie ist ein großer Gesellschaftssaal, in welchem man sich gegenseitig berücksichtigt, gegenseitig versteht, dessen ganze Atmosphäre geschwängert ist mit gemeinschaftlicher Lust und mit einem feinen Dufte von Intrigue und Galanterie. Mehrere Schauspielhäuser helfen die Stunden des spätern Abends ausfüllen, dessen Schluß das Werk des Tages, wie man sagt, würdig zu krönen pflegt.

Die Politik scheint in dem Interesse der Cadizer einen ziemlich großen Platz einzunehmen. Die Zeitungen sind hier häufiger als im übrigen Süden des Landes, und gestern erschien mir im Kaffeehause, gleich einem Gespenste, sogar ein französisches Blatt, das erste, welches ich seit Barcelona zu sehen bekommen habe. Die beiden Tagesblätter, welche in Cadiz selbst erscheinen, der

»Nuevo defensor del Pueblo« und der »Comercio«, sind nicht, wie die Zeitungen in Valencia, Malaga und Sevilla, bloße Schattenbilder der Madrider Presse, sondern sie haben ein selbstständiges Leben und eine eigene Meinung. Der Nuevo defensor del Pueblo zumal, das Organ der Opposition, hat eine federkundige und energische Redaction. Seine heutige Nummer enthält einen Aufsatz über die große Frage des Tages, den es der Mühe lohnt anzuführen.

„Die Männer der heutigen Staatsgewalt,“ heißt es darin, „haben ihre schwankende Herrschaft niemals auch nur einen Augenblick für gesichert gehalten; sie sahen sich vielmehr von Anfang an von allen Seiten her bedroht, weil man von allen Seiten her ihre moralwidrigen Umtriebe und ihre gesetzlosen Grausamkeiten mißbilligte. Nun aber glauben sie ihre Rechnung dabei zu finden, daß sie die allgemeine Unzufriedenheit als aufrührerisches Streben auslegen, und daß sie jeden Bürger, der mit ihren Ideen nicht übereinstimmt, als Verschwörer und Rebellen betrachten. Dieß ist eine sehr beredte Thatsache. Sie beweist, daß unsere Machthaber wider den Strom des Volkswillens regieren — — —

„Wollt ihr wissen, ihr Männer der Regierung, wo die Verschwörung steckt, wollt ihr wissen, wer am nachdrücklichsten darauf hinarbeitet euch zu stürzen, wollt ihr den Beweis ihrer Anschläge haben? Nun so hört: Wenn ihr diejenigen Verschwörer nennt, welche hoffen, daß ihre Partei zuletzt Meister bleiben werde, so lassen wir uns die Bezeichnung gefallen, denn wir sind fest überzeugt, daß das Land nicht zu seinem Ziele gelangen wird, ehe die Progressisten die Gewalt in die Hände bekommen. Fragt ihr nach unserem Chef und nach den Mitteln, durch welche wir unsern Zweck zu erreichen gedenken, so antworten wir euch: unser Chef ist der Vatican, unsere Waffe ist das Concordat. Der Vatican und das Concordat sind das Oberhaupt und das Werkzeug der progressistischen Verschwörung. Während unser Chef in Rom arbeitete, wer brachte euch die Niederlage an der Börse bei? Demüthigt euch, ihr Thoren, demüthigt

euch vor dem Vatican; das ist eben so gut, als wenn ihr die Waffen vor uns strecktet."

Nächst der Frage vom Stehen oder Fallen der gegenwärtigen Regierung gibt es kein öffentliches Interesse, welches das hiesige Publikum in diesem Augenblicke so lebhaft beschäftigte, als dasjenige, welches mit dem Entwurfe eines neuen Zolltarifs in Verbindung steht. In Cadiz, wo der Schmuggelhandel mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden ist, ist das gegenwärtige Zollsystem noch verhaßter, als in den übrigen Hafenstädten am mittelländischen Meere, die sich mit den Einfuhrverboten und den unerschwinglichen Schutzzöllen zuletzt doch noch abzufinden wissen. Die hiesige Stimmung ist im Grunde auf die Idee der unbeschränkten Handelsfreiheit, oder doch auf die Abschaffung aller Einfuhrverbote und die Einführung eines Tarifs gestellt, welcher niedrig genug ist, um allem Schmuggel ein Ende zu machen. Man begreift indessen recht gut, daß solche Ansprüche für jetzt durchaus noch nicht an der Zeit sind, und man begnügt sich deßhalb damit vorläufig bescheidene Forderungen laut werden zu lassen. Vor allen Dingen verlangt man wenigstens einige Ermäßigung des gegenwärtigen Tarifs, das heißt eine Herabsetzung des Eingangszolles auf 20 bis 25 Proc. des Fabrikpreises der fremden Waaren, welche jetzt zum großen Theile so schwer besteuert sind, daß sie der Schmuggelassekuranz eine Prämie zahlen können, die nach Umständen bis zu 60 und 80 Proc. hinaufsteigt. Bei einem Zolle von 20 bis 25 Proc. würde die einheimische Produktion in der That immer noch einen Schutz finden, welcher ihr für viele Fälle auf dem Markt die Ueberlegenheit über das ausländische Fabrikat sichert, und auf der andern Seite würde dadurch der Contrebande doch einigermaßen, das heißt wenigstens für diejenigen Fälle und Zeiten gesteuert werden, wo die Assekuranzprämie den Zoll übersteigt. Der Vortheil, der aus einer solchen Veränderung für den Staatsschatz entstehen würde, liegt auf der Hand. Spanien besitzt bereits einen Industriezweig, dem ein Schutzzoll von etwa 25 Proc. vollkommen zu genügen scheint, die Seidenweberei nämlich, welche sich seit Jahren im besten Gedeihen befindet, und

in deren Namen man wenig oder gar keine Klagen über die Unzulänglichkeit jenes Zollsatzes vorbringen hört.

Ein zweiter Punkt des Zollsystems, dessen Reform dringend verlangt wird, ist die gegenwärtige Methode der Abschätzung der zu verzollenden Waaren. Die Verwaltung berechnet nämlich die zu erhebende Steuer nach übertriebenen Ansätzen, und jedenfalls nach dem Preise, welchen die Waaren im Laden des spanischen Kaufmanns haben, so daß dieser den Werth des Transports, der Commission und sogar des Zolles selbst mit verzollen muß. Eine Elle Castmir, welche der englische Fabrikant mit 15 Realen verkauft, hat nach diesem Maßstabe bei der Einfuhr nur 2½ Realen zu erlegen, aber die Mauth erhebt kraft ihrer Berechnungsweise davon bis zu 7 Realen. Eine Elle Tuch zu 60 Realen kommt dem spanischen Kaufmanne nach demselben System statt auf 83 auf 97 Realen zu stehen. Bei einigen Waarengattungen soll die Berechnungsweise des Zollamtes den gesetzlichen Zoll sogar vervierfachen.

Dazu kommt nun noch bei der einfachsten Zolloperation eine Häufung der Förmlichkeiten, welche nicht das geringste Uebel des gegenwärtigen Zollsystems ist, und die dem Handel unermeßliche Schwierigkeiten und Verluste bereitet, ohne daß der Staat oder die einheimische Industrie oder ein sonstiges Interesse, wenn auch nur ein eingebildetes, den mindesten Nutzen daraus zöge. Diese Förmlichkeiten hindern, wie man weiß, keine Art des Betruges und des Unterschleifes, und andere Staaten, in denen die regelmäßigste Verwaltung herrscht, beweisen durch ihr Beispiel, wie überflüssig sie sind. Jedes Zollamt wimmelt von Beamten, von denen die meisten nichts zu thun haben, als ihren Namen zu schreiben, und der Geschäftsgang in diesen Anstalten ist so verwickelt, daß die Existenz besonderer Agenten nothwendig geworden ist, welche die Kaufleute bei dem Zollamt vertreten, wie der Advocat oder der Procurator seinen Clienten vor Gericht, und diese Leute, obgleich sie in ihrem Geschäfte völlig zu Hause sind, haben oft mehrere Tage nöthig, um alle die Schritte zu thun, welche nöthig sind, um eine einzige Ausfertigung zu erlangen.

Was aber den Luxus des Beamtenpersonals betrifft, so hat er zur nothwendigen Doppelfolge geringe Besoldung und die äußerste Bestechlichkeit. — Doch ich würde nicht enden, wenn ich alle die Argumente wiederholen wollte, welche hier jeder Kaufmann gegen das heutige Zollsystem immer schlagfertig mit sich führt. Und daß wenigstens ein großer Theil derselben auf gutem Grunde ruht, wer wollte das bezweifeln!

Puerto de Santa Maria, 8. Juni 1845.

Ein Dampfboot, welches täglich sechs bis acht Fahrten macht, hat den Weg zwischen Cadiz und Puerto de Santa Maria, die zu Lande sechs Leguas von einander entfernt sind, um fünf Stunden abgekürzt. Damit ist diesen beiden Städten, deren gegenseitiges Handelsverhältniß einen häufigen und raschen Personenverkehr erfordert, ein wesentlicher Dienst geleistet, und mir gleichfalls; denn ohne das Dampfschiff würde ich schwerlich hieher gekommen seyn. Lustig tanzte das Boot unter blauem Morgenhimmel auf den leichten Wellen der Bucht von Cadiz dahin, und ehe eine Stunde vergangen war, ließ es seinen Anker in dem Hafen von Santa Maria fallen, der bekanntlich durch die Mündung des Guadalete gebildet wird. Größere Schiffe können hier nicht einlaufen, sondern sie nehmen im Hafen oder in der Bai von Cadiz ihre Fracht ein. Weßhalb nun trotz dieses Uebelstandes Puerto de Santa Maria und nicht Cadiz der Mittelpunkt des Weinhandels dieser Gegenden geworden ist, darüber mag sich schwerlich eine befriedigende Auskunft finden lassen.

Die Weinausfuhr ist der einzige Handelszweig von Puerto de Santa Maria, und so bedeutend sie auch ist, so reicht sie doch nicht hin, um der Stadt den Anstrich eines Handelsplatzes zu geben. Puerto de Santa Maria gleicht vielmehr einer großen Factorei, um welche herum sich nach und nach eine beträchtliche Menschenmenge angesiedelt hat, die dem Zweck und dem Charakter der ursprünglichen Niederlassung völlig fremd geblieben ist. Die Stadt hat eine abgestorbene Miene und beim Durchwandeln ihrer stillen menschenleeren Gassen fragt man sich verwundert: was die

unsichtbaren Bewohner dieser Häuser wohl treiben und wovon sie wohl leben mögen. Der einzige heitere Theil von Puerto de Santa Maria besteht in mehreren großen und schönen Spaziergängen, in denen ganze Wälder der edelsten Fruchtbäume mit einer Fülle seltener Zierpflanzen und Blumen abwechseln. Warum man nun in Deutschland, das doch so viel Naturgeschmack und so viel Sinn für die Ausschmückung des Lebens besitzt, noch nicht begriffen hat, wie ein schöner Spaziergang, ganz abgesehen von seinen andern Vortheilen, die Physiognomie der häßlichsten Stadt retten kann, wie ein schönes Auge ein sonst garstiges Gesicht. An Raum für einen solchen Volksgarten fehlt es nirgends, die erste Anlage desselben kostet wenig und seine Unterhaltung so gut wie gar nichts, und gleichwohl findet man bei uns nur äußerst selten eine Stadt untergeordneten Ranges, die sich diesen wohlfeilen Luxus gestattet. Sollte es mir vom Schicksal vorbehalten seyn, jemals Bürgermeister irgend einer heimathlichen Schöppenstadt zu werden — on a bien vu des rois épouser des bergères — ich würde jede Sitzung hochedlen Rathes mit dem Antrage eröffnen, irgend einen der wüsten Plätze, an denen es Gott sey Dank solchen Ortschaften niemals fehlt, mit Bäumen und Büschen und Blumen zu bepflanzen, kurz, einen Spaziergang nach dem Zuschnitt einer spanischen Alameda anzulegen, zu Scherz und Lust für die Jungen, zum Ausruhen für die Alten, zur Erholung und Erfrischung nach des Tages Last und Hitze für Alle. Die Branntweinwirthe würden vielleicht gegen meinen Vorschlag Einsprache erheben, aber hoffentlich ohne Erfolg. Möglich, daß auch die wohllöbliche Polizei solche Neuerungen mit mißgünstigem Auge sähe, daß sie in dem Spaziergange eine Gefahr für die öffentliche Moral, oder wohl gar eine Art grünes Forum witterte, aber besagte Staatsanstalt würde vermuthlich Schicklichkeitsgefühl genug haben, um Besorgnisse dieser Art wenigstens nicht laut werden zu lassen. In manchen unserer Dörfer vertritt die große Linde auf dem Kirchhof oder auf einem künstlichen Hügel die Stelle der Alameda. Aber diese Linden werden vieler Orten altersschwach und baufällig, und ich

habe wohl einige derselben ganz verschwinden sehen, aber ich erinnere mich nicht Zeuge vom Nachpflanzen neuer gewesen zu seyn. Wenn der Schulze in diesem Stücke seines Amtes nicht zu walten weiß, so ist es Ihre Sache, Herr Pfarrer, für die Zierde des Dorfes zu sorgen.

Durch die reizenden neuen Anlagen des Paseo de la victoria, der am nördlichen Ende der Stadt liegt, wanderte ich dem eigentlichen Ziele meines heutigen Ausfluges zu. Jenseits des Weichbildes von Puerto de Santa Maria führt der Weg eine halbe Stunde lang durch eine Niederung, die links von einem Fichtengehölze begränzt wird, das man beinahe einen Wald nennen könnte, und die sich rechts immer tiefer bis nach Chiclana und Puerto real und über dieselben hinaus bis an das Meer hinuntersenkt. Magere Kornfelder wechseln hier mit Heideland, in welchem hie und da einige Olivenpflanzungen versucht worden sind, aber wie es scheint ohne guten Erfolg. Am nördlichen Rande dieser Ebene erhebt sich ein felsiger Hügel, der stellenweise mit einer dünnen Sandschichte bedeckt ist, in welchem nur kurzes Gestrüppe und Bergkräuter Fuß fassen können. Eine verlassene Venta und die Trümmer einer Kapelle sind die einzigen Spuren menschlichen Treibens in dieser Oede. Durch Disteln und Dornen brach ich mir Bahn nach dem höchsten Gipfel des Hügels, und vor mir lag, was ich suchte, das Schlachtfeld von Xerez de la Frontera.

Von meinem Standpunkte aus beherrschte ich im Süden die Ebene von Puerto de Santa Maria und die ganze Bai von Cadiz, im Norden ein mehrere Stunden langes und breites Wellenland, in dessen Mitte Xerez liegt, und das in nördlicher Richtung erst in großer Entfernung von einigen grauen Bergzügen begränzt wird. Nach Osten scheidet der Guadalete die Landschaft von den Niederungen am Meere, im Westen gehen die leichten Schwingungen derselben bis an den Horizont fort. In diesem Wellenlande wurde Spanien durch zwölftausend Saracenen in einer einzigen Schlacht für den Islam erobert. Wie das unermeßliche Ergebniß des Sieges von 709, so ist der Sieg

selbst beinahe unbegreiflich. Das Gothenheer war doppelt so stark als das der Araber, und die Gothen hatten überdieß die Vortheile eines unebenen Bodens für sich, in welchem sie die Hülfsmittel ihrer von den Römern geerbten Kriegskunst mit dem größten Nutzen gegen die rohe Kampfweise der Araber anwenden konnten, die es bei allen Fortschritten ihrer Civilisation selbst in der Blüthezeit ihres Reiches in Spanien in der militärischen Taktik niemals weiter bringen konnten, als bis zu der barbarischen Schlachtordnung, in welcher die orientalischen Völker von jeher, seit der Schlacht bei Kunaxa bis auf die Tage der letzten Türkenkriege, zu fechten gewohnt waren: ein wilder Haufen Fußvolk in die Mitte, ein ungeordneter Troß Reiterei auf beide Flügel, und dann im Namen Allahs vorwärts, zum Siege oder in rettungsloses Verderben. Die furchtbare afrikanische Reiterei, die im Blachfelde wie Sturmwind auf den Feind stieß, und die später manches Christenheer beim ersten Stoße in Trümmer zersprengte, konnte auf dem hügeligen Boden von Xerez nur einen geringen Theil ihrer Kraft entwickeln. Dazu kam, daß die Schlacht nicht weniger als zehn Tage dauerte, und daß die Araber also große Mühe haben mußten, sich in diesen langen schwierigen Tagen in Feindesland die nöthige Nahrung und Pflege für Leute und Thiere zu verschaffen, während es den Gothen an nichts fehlen durfte, und während die Gothen außerdem überflüssige Zeit hatten, selbst von entfernten Punkten her so viel Verstärkung an sich zu ziehen, als sie nur immer nöthig haben mochten. Freilich, im entscheidenden Augenblicke brach Verrath aus im gothischen Heere, aber dieser Verrath würde überhaupt nicht möglich geworden seyn, wenn sich nicht jene unerklärliche Schwäche bei den Gothen gezeigt hätte, die den Arabern neun Tage Zeit ließ, um den Sieg zu werben und den Verräthern Vertrauen einzuflößen. Auf alle diese Zweifel läßt sich, da die Schlacht bei Xerez de la Frontera keinen Xenophon gefunden hat, kaum etwas anderes erwiedern als ein gut mohamedanisches: so stand es geschrieben! Und der weitere Verlauf des Einfalls der Saracenen beweist auch zur Genüge, daß hier das

Verhängniß waltete, daß hier ein großes Gesetz der Weltordnung in Erfüllung ging, die nicht nach Laune, sondern nach fester Regel, wie geheimnißvoll dieselbe auch seyn möge, das Reich von dem Einen nimmt, um es dem Andern zu geben. Zwei Jahre nach der Schlacht bei Xerez de la Frontera gab es außer den Gebirgen von Asturien keine Handbreit Landes mehr in Spanien, die den Gothen gehörte, und hundert Jahre später hatte das spanische Volk auch sein ganzes moralisches Eigenthum, bis auf die Religion, an die Araber verloren, seine Tracht, seine Sitte, seine nationalen Erinnerungen und selbst seine Sprache, so daß der Bischof Alvaro von Cordova schon im neunten Jahrhundert schreiben konnte, daß von tausend Christen seines Sprengels kaum ein einziger auch nur lateinisch zu beten verstehe.

Solche Thatsachen lassen keinen Zweifel darüber, daß die gothische Herrschaft in Spanien, obgleich kaum dreihundert Jahre alt, ja daß das Gothenvolk selbst sich bereits überlebt hatte, und daß die Araber an ihm eigentlich nur das Amt des Todtengräbers vollzogen. Auffallend genug zeigt sich eine ganz ähnliche Erscheinung bei allen übrigen Völkern, die sich über die römische Welt hergestürzt, und aus ihren Bruchstücken neue Staaten gebaut hatten. Alle diese Staaten waren auf Sand gegründet, alle diese Staaten, bis auf einen einzigen, wurden von dem ersten Sturmwinde hinweggeweht. Wir sehen das eiserne Vandalenvolk in Afrika nach drei Menschenaltern so entartet, daß Belisar mit einem Heere von Griechlingen im Stande ist, es binnen ein paar Jahren zu vernichten, ja auszurotten. In Italien verschwinden die Ostgothen wie durch Zauberei vor den Longobarden, und das Longobardenreich seinerseits bricht unter dem ersten Fußtritte der Carolinger zusammen. England, das sächsische England, wird zuerst einer Handvoll dänischer Seeräuber, und dann nach einer einzigen Schlacht dem normännischen Eroberer zur leichten Beute. Und das Frankenreich selbst, wiewohl es sich durch die Stürme der Zeiten hindurchgerettet, wie kümmerlich ist seine Existenz Jahrhunderte lang! Die Saracenen nahmen ihm Septimanien (und sie würden wahrscheinlich die Herren des ganzen Landes

geworden seyn, wenn die Deutschen nicht die Schlacht bei Poitiers für die Francogallier gewonnen hätten), die Normannen nehmen ihm am Canal eine seiner größten und reichsten Provinzen, und zu gewissen Zeiten scheint der Fortbestand des Frankenreiches inmitten aller innern Zerrüttung und aller äußern Bedrängniß ein wahres Wunder der Geschichte.

Alle jene Völker, die noch eben riesenstark die Wälle der römischen Weltherrschaft durchbrochen hatten, waren erschlafft und wie entmannt von dem Augenblicke an, wo sie ihr barbarisches Volksthum aufgaben, um die Civilisation der besiegten Römer dagegen einzutauschen. Das Bastardgeschlecht, welches aus ihrer Vermischung mit den Römern hervorging, war nicht im Stande, das Werk seiner Väter aufrecht zu erhalten, weil ihm die Sinneseinheit, die Uebereinstimmung des Willens, mit einem Worte, weil ihm das nationale Bewußtseyn fehlte. Die Bewohner der pyrenäischen Halbinsel zum Beispiel waren im achten Jahrhundert keine Römer mehr, sie hatten aber auch aufgehört Gothen zu seyn, und sie waren noch keine Castilianer geworden. Dasselbe gilt in jenen Zeiten von den übrigen Ländern der romanischen Zunge. Erst als durch die langsame Arbeit einer Reihe von Jahrhunderten aus Römerthum und Germanenthum neue Nationalitäten zusammengeschmolzen und zusammengeschmiedet waren, erst dann kam wieder kräftiges Leben in jene Völker und Bestand und Dauer in ihre Staaten. Das arabische Reich in Spanien ging unter, weil es den Flüchtlingen in den asturischen Bergen Zeit gelassen hatte, — nicht sich militärisch zu organisiren, sondern zur castilianischen Nation heranzuwachsen. Der Fortschritt der Wiedereroberung Spaniens war langsam, wie der Fortschritt der neuen Nationalität, und gewiß zum großen Glücke für die christliche Sache, welche durch vorzeitigen Erfolg, durch eine der Ausbreitung der Nationalität vorgreifende Eroberung wahrscheinlich von neuem preisgegeben worden wäre. Die so oft beklagte Vertreibung der Araber aus dem wiedereroberten Spanien wird sich allen Umständen nach bei kalter Ueberlegung immer als eine politische Nothwendigkeit darstellen,

ohne deren Erfüllung der innere Friede und die Sicherheit der christlichen Herrschaft noch härtere Maßregeln gegen die Besiegten erfordert haben würde, als diese Verbannung in Masse.

Ueber diesen und ähnlichen Gedanken kam mir die Erinnerung an die dichterischen Sagen, deren Mittelpunkt das Schlachtfeld von Xerez de la Frontera geworden ist, und in denen weit mehr geschichtlicher Stoff verborgen liegen mag, als ihnen die historische Kritik unserer Tage zugestehen will. Die Kathedermänner und andere gelahrte Herren mögen ihre Gründe zu dem systematischen Zweifel an allen Berichten aus der Vorzeit haben, die nicht durch eine solide literarische Firma gewährleistet sind, ich für meine ungelehrte Person habe das Recht mit meinem Credite freigebiger zu seyn, und zum Beispiel dem, was ein ganzes Volk seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht erzählt und singt, nach Umständen ebenso viel, wo nicht noch mehr Glauben zu schenken, als dem, was Aristoteles oder Cicero geschrieben hat.

Wer weiß, ob der felsige Gipfel, auf dem ich im Angesichte von Xerez meinen Sitz genommen hatte, nicht derselbe ist, den König Roderich auf der Flucht erstieg, um einen letzten Blick auf die Walstatt zu werfen, auf der er Krone und Reich verloren! Mein Hügel, wie der des Gothenkönigs, war der höchste in der ganzen Umgegend. Auf todmüdem Pferde, triefend von Blut, den Helm voll Beulen, das Schwert zur Säge zerhackt und von allen den Seinigen verlassen, floh Roderich, wie das Volkslied sagt, dem Guadalete zu. Dann heißt es weiter:

Subióse encima de un cerro
El mas alto que veia.
Desde alli mira su gente
Como iba de vencida;
De alli mira sus banderas
Y estandartes que tenia,
Como ertan todos pisados
Que la tierra los cubria;
Mira por sus capitanes,
Que ninguno parecia;

Mira el campo tinto en sangre,
La cual á arrayos corria.
El, triste de ver aquesto
Gran mancilla de si tenia.

Ehe ich an das halb wehmüthige, halb verzweiflungsvolle Selbstgespräch des Königs kam, wurde ich in meinen dichterischen Erinnerungen durch ein seltsames Rasseln in den sonnverbrannten Kräutern gestört, in denen ich mich gelagert hatte. Ich sah auf und erblickte eine drei Ellen lange Schlange von höchst verdächtiger grüngelber Farbe, die auf mich zuschoß. Die Aehnlichkeit meiner Lage mit der des Gothenkönigs wurde bedenklich, denn man weiß, daß Roderich, um seine Sünden hienieden zu sühnen, sich auf das Geheiß des Einsiedlers, bei dem er Zuflucht gefunden, in Gesellschaft einer Natter in eine Grube versenken ließ. Drei Tage wartete der Büßer vergebens auf den tödtlichen Biß, wie auf das Zeichen der himmlischen Gnade, der Verzeihung des Frevels an der Familienehre des Grafen Julian, der alles Unglück über ihn selbst und Spanien gebracht. Endlich am vierten Tage antwortete der König auf die Frage des Einsiedlers:

Dios es en la ayuda mia,
La culebra me comia;
Comeme ya por la parte
Que todo lo merecia.

Unter dem frommen Zuspruche des Einsiedlers verschied der König.

Y al cielo derecho se iba.

Die Aussicht auf ein ähnliches Schicksal, so tröstlich sie immerhin seyn mag, war für den Augenblick nicht nach meinem Geschmacke, um so weniger, als mich das Gewissen nicht an derselben Stelle drückte wie den König Roderich. Eingedenk der Todfeindschaft, die seit Eva's Zeiten zwischen dem Menschengeschlechte und jenem kriechenden Gezücht besteht, sprang ich auf, um der Schlange dem biblischen Gesetz gemäß „den Kopf zu zertreten," es fiel mir jedoch noch zur rechten Zeit ein, daß sie laut desselben Gesetzes das Recht habe mich „in die Ferse zu stechen," und deßhalb griff ich rasch zu einem anderen Vertilgungsmittel,

welches schriftgemäß freilich nur gegen gewisse aufrecht wandelnde schöne Schlangen angewendet werden soll. Wie rasch ich aber auch seyn mochte, als ich meine Hände mit Steinen bewaffnet hatte, war die Teufelslarve in der Erde verschwunden. Ihre Erscheinung hatte mich indessen ein für allemal aus meiner träumerischen Stimmung gerissen, und mich zu der sehr einfachen und sehr nüchternen Bemerkung fähig gemacht, daß in der ganzen Umgebung von Xerez, so weit mein Auge reichen konnte, auch nicht ein einziger Weinberg sichtbar war. Nur auf dem südlichen Abhange der Anhöhe, auf der ich mich befand, also in der Richtung von Puerto de Santa Maria, waren ein paar unbedeutende Rebenpflanzungen bemerklich; in nördlicher Richtung konnte ich bis auf eine Entfernung von mehreren Stunden nichts entdecken als Kornfelder und Viehweiden.

Ich will daraus just nicht schließen, daß der Xerezwein eine Fabel sey, und daß es ein Mephistophelestrank gewesen, der mir heute Morgen aus ein paar der ältesten Fässer in dem ungeheuren Keller eines hiesigen Weinhändlers geschöpft wurde, aber es dünkt mich doch, nach dem was ich gesehen oder vielmehr nicht gesehen habe, daß Xerez den Namen zu gar manchem Produkte hergeben muß, für welches sein Boden nicht verantwortlich ist. So muß es, beiläufig gesagt, auch mit Alicante seyn, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft kaum ein Grashalm wächst, geschweige denn, daß der Weinstock in seinen nackten Kalkfelsen Wurzel schlagen könnte.

Was den Xerezwein betrifft, so habe ich nach den ausweichenden Antworten, die mein Weinhändler in Puerto de Santa Maria auf meine vielleicht indiscreten Fragen gab, alle Ursache zu glauben, daß derselbe niemals unverfälscht in den Handel kommt. Daß gewöhnlich verschiedene Arten dieses Weines mit einander gemischt, und daß sie zum Behufe der Ausfuhr mit Branntwein versetzt werden, wurde mir ohne Schwierigkeiten zugestanden, aber ich bin überzeugt, daß in diesem Verfahren nicht das einzige Geheimniß der „Fabrikation“ besteht, wie man sich hier naiv genug ausdrückt. Aus dem süßen Xerez zumal schmeckt

man ganz deutlich den Honig heraus so lange er jung ist, und erst später überwältigt der Alkohol den künstlichen Zuckerstoff so weit als nöthig ist, um leichtgläubige Gaumen über den Ursprung dieser Süßigkeit zu belügen. Kurz, der Xerez mißfällt mir an Ort und Stelle fast ebenso sehr, wie bei uns zu Lande, und ich wünsche, daß der russische Gesandte in London, für den ich ein ungeheures Faß dieses Fabrikats zurüsten sah, bessern Geschmack daran finden möge, als meine undiplomatische Wenigkeit.

Cadiz, 10. Juni.

Bücher und Karten sind vortreffliche Freunde und Rathgeber; wenn sie den Hülfesuchenden nur nicht so oft im Stiche ließen, gar nicht zu reden von den unzähligen Fällen, wo sie ihn gar böslicher Weise in die Irre führen. So hatte ich bisher bei allem Eifer niemals zu einer deutlichen Vorstellung von der Oertlichkeit der „Insel Leon" kommen können, die in der neuesten spanischen Geschichte zu verschiedenenmalen eine so wichtige Rolle gespielt hat. Einmal in Cadiz, wollte ich die Gelegenheit nicht versäumen, über diesen geographischen Zweifel durch den Augenschein in's Klare zu kommen, und demgemäß nahm ich heute Morgen einen Platz auf der Imperiale, der einzigen Diligence, durch welche der Personenverkehr zwischen Cadiz und seinen Nachbarstädten unterhalten wird. Die Wagen dürfen nicht über die Zugbrücken fahren, sie müssen ihren Weg vielmehr durch die Gräben der Stadt nehmen, welche nach der Landseite durch eine drei- oder vierfache Linie mächtiger Werke vertheidigt wird. An der äußersten Mauer ist die Landzunge, auf deren Spitze Cadiz gebaut ist, kaum vier- oder fünfhundert Schritte breit, so daß der Versuch des bewaffneten Eintritts in die Stadt von dieser Seite her schon durch die Ortslage zu einem sehr bedenklichen Unternehmen gemacht wird, dessen Schwierigkeiten die Kunst bis zur Unmöglichkeit gesteigert zu haben scheint. In einiger Entfernung vom Thore erweitert sich die Landzunge bis zur Breite von höchstens einer halben Stunde. Ein paar recht hübsche Gärten, eine kleine Vorstadt, San Jose oder auch Puerta

de tierra geheißen, ein Kirchhof und einige bebaute Felder, nehmen den größten Theil dieses Raumes ein, welcher zugleich den einzigen Spaziergang bildet, den die Cadizer außerhalb ihrer Mauern machen können. Da wo die Vorstadt aufhört, verengt sich die Landzunge von neuem bis auf höchstens tausend Schritte, und in dieser durchschnittlichen Breite läuft sie zwischen der offenen See zur Rechten und dem Meerbusen zur Linken anderthalb Stunden lang stracks nach Mittag. Der unebene Boden verschwindet, und zu beiden Seiten der hochaufgemauerten Straße sieht man nichts als Morast- und Sandufer. Seit gestern Abend tobte ein heftiger Seewind, der gefährliche Levante, an welchen ich nicht gedacht, als ich meinen luftigen Sitz oben auf dem Eilwagen genommen hatte. Obgleich mit acht guten Pferden bespannt, kam die Diligence nur mühsam vorwärts gegen den Sturm, der sie halb von vorn und halb von der linken Seite packte. Der Meersand, den der Wind in dicken Wolken vor sich her trieb, fiel mir wie ein Hagelschauer und mit so empfindlicher Wirkung in's Gesicht, daß ich zuletzt genöthigt war, mir aus einem Taschentuche einen Schleier zu machen. Mehrere Stunden später fand ich bei dem Versuche eines Spazierganges auf der Alameda, daß der noch immer fortdauernde Levante den Sand über den ganzen Meerbusen von Cadiz, der hier doch wenigstens zwei Stunden breit ist, herüber schleuderte, so daß die Alameda zolldick davon bedeckt war. Wie Seeungeheuer mit gesträubter Mähne stürmten die Fluthen von der Seite des offenen Meeres her mit gellendem Geheul gegen den Straßendamm an, und auch die Wellen der Bai, obgleich weniger wild, gingen hoch genug, um die dort vor Anker liegenden Schiffe zu schütteln, als ob es Nußschalen wären. Und diese ganze Scene des Aufruhrs ging vor sich unter dem blauesten Himmel und bei dem hellsten Sonnenglanze, die man sich in irgend ein Prachtstück der Natur hineinwünschen kann. Die lachende Miene des Himmels über dem Tummelplatze der tobenden Elementargeister flößte mir, der ich ein solches Schauspiel zum erstenmale sah, eine Art Grauen ein; sie kam mir vor, wie eine gräßliche Ironie der

Natur, wie das kaiserliche Lächeln eines Nero, welcher, von wollüstigen Weibern umgeben, von seinem goldgestickten Purpurlager einem Circusspiele zusieht, in welchem die Rollen zwischen nackten Menschen und reißenden Bestien vertheilt sind.

Eine Viertelmeile von Cadiz ist die Landzunge ihrer ganzen Breite nach durch ein Polygon gesperrt, welches mit seinen starken Mauern und breiten Gräben allein hinreichen würde, um ein Belagerungsheer wochenlang aufzuhalten. Eine Stunde später sieht man rechts neben der Straße ein zweites Fort, von dem großen Thurm, welcher sich in seiner Mitte erhebt, in der Sprache des Volkes la torre gorda genannt. An diesem Punkte erweitert sich der schmale Erdstreif plötzlich zu einer ziemlich ausgedehnten Ebene, und die Straße wendet sich beinahe im rechten Winkel ostwärts. Der Boden ist hier von einer unzähligen Menge von Gräben durchschnitten, welche das Seewasser in viereckige Gruben leiten, in denen man es zum Behufe der Salzgewinnung verdunsten läßt. Die unmittelbare Nähe der Insel Leon kündigt sich bald durch einige Strecken bebauten Bodens, ein paar Landhäuser und ein halbes Dutzend Palmen an. Noch einige Minuten, und der Wagen rasselt auf dem regelmäßigen und beinahe mosaikartigen Pflaster der breiten Hauptstraße in die Stadt hinein. Aber diese schöne breite Straße ist völlig menschenleer, zwischen ihrem künstlichen Pflaster drängt sich reichlicher Graswuchs hervor, ihre Häuser scheinen größtentheils wie ausgestorben, und einige derselben sind in der That von ihren Bewohnern verlassen und bereits halb verfallen. Die Insel Leon entspricht Zug für Zug dem Bilde, welches man von Cadiz zu machen pflegt: sie ist eine Ruine von gestern. Keine Läden, keine Werkstätten, keine Spur gewerblichen Lebens. Die Hausthüren und Fenster sind verschlossen, die Balkons mit Rost überzogen, und die öffentlichen Gebäude scheinen nur für die Schildwache gemacht zu seyn, die einsam vor ihnen auf- und abschreitet.

Der heutige Verfall der Insel Leon setzt mich übrigens weit weniger in Erstaunen, als die deutlichen Spuren ihrer früheren besseren Zeiten. Diese Stadt liegt inmitten eines Bodens, welcher

den Ackerbau unmöglich macht, sie ist zu weit von dem Meere entfernt, um Schifffahrt zu treiben, und ihr einziger Gewerbfleiß scheint von jeher in der Gewinnung des Seesalzes bestanden zu haben. Genügt nun aber eine solche Industrie, um eine Stadt von 18 bis 20,000 Einwohnern, wenn auch nur augenblicklich, zur Blüthe zu bringen? Wo nicht, wie es mich dünken will, so ist mir das ehemalige Gedeihen, der ehemalige Wohlstand, deren Reste noch heute in der Insel Leon sichtbar sind, ein unerklärliches Räthsel.

Nicht ohne einige Mühe gelang es mir, das Gebäude ausfindig zu machen, in welchem die constituirenden Cortes von 1810 die ersten Grundlagen der constitutionellen Staatsverfassung in Spanien gelegt haben. Nach mancher vergeblichen Frage bezeichnete man mir endlich ein Haus, das unter den durchweg in Terrassen auslaufenden übrigen Gebäuden der Stadt durch sein spitzes Ziegeldach aus der Ferne kenntlich war. Ich fand ein Haus von dem bescheidensten Aeußern, mit verschlossener Thüre und mit Lucken statt der Fenster, die mit Tannenläden zugemacht waren. Nach fruchtlosem Pochen trat ich in das Nachbarhaus, und hier erfuhr ich, daß der Cortespalast von 1810 nicht mehr und nicht weniger sey, als das Theater der Stadt. Das gewölbte Erdgeschoß des Wohnhauses, in dem ich mich befand, war früher die Trinkstube des Theaters und dann das Erfrischungszimmer der spanischen Volksvertreter gewesen, die unter den Kanonen der Franzosen, der Meister des ganzen Landes mit Ausnahme einiger Spannen Erde, die Verfassung ihrer zu befreienden Nation entwarfen. Es kommt mir wahrlich nicht in den Sinn, der Cortesversammlung von 1810 einen großen und stolzen Platz in der Geschichte ihres Landes streitig zu machen, daß es ihr aber an richtigem Takt fehlte, davon zeugt neben vielen wichtigeren Mißgriffen auch die Wahl ihres Versammlungsortes. Man mag über die Rettung des Vaterlandes immerhin selbst in einem Kuhstalle zu Rathe gehen, wenn man eben kein anderes Lokal hat, steht aber neben dem Kuhstalle eine Scheune, so nehme man doch anstandshalber die letztere. Welche Gründe auch jene Wahl der

Cortes von 1810 bestimmt haben mögen, sie hätte sich ohne allen Zweifel in der geräumigen Insel Leon umgehen lassen, und man hätte es sich ersparen können, die begeisterten Worte des „göttlichen" Arguelles von derselben Bühne herunter zu hören, die noch gestern einem schlechten Possenreißer gedient hatte.

Vom entgegengesetzten Ende der Stadt aus sieht man den Platz, wo das Lager der Franzosen stand, das sein Feuer ein Jahr hindurch gegen die Insel Leon und gegen Cadiz verschwendete. Die gesammten Festungswerke der Insel Leon bestanden damals und bestehen auch heute noch einzig und allein in einem Brückenkopfe und ein paar Redouten, welche den Uebergang über den sogenannten Rio Suazo vertheidigen. Ich muß indessen hinzufügen, daß die Tausende von Salzgräben, welche die Stadt von allen Seiten umgeben, gegen ein Belagerungsheer bessere Dienste leisten, als alle Bollwerke, welche die Kriegsbaukunst ersinnen möchte.

Der Rio Suazo, oder Canal von Santi Petri ist ein schmaler Meerarm, welcher die Landzunge in einer Entfernung von zehn Minuten hinter der Insel Leon durchschneidet. Einen anderen, aber noch viel unbedeutenderen Canal, Rio Arillo genannt, überschreitet man auf halbem Wege zwischen der Torre Gorda und dieser Stadt. So ist denn die Isla de Leon streng genommen, was der Wortlaut ihres Namens sagt, ein rings vom Meere umflossenes Land, wiewohl die beiden Seearme, durch welche diese Insel gebildet wird, so schmal und so seicht sind, daß man sie ohne Schwierigkeit hat überbrücken können. Daß auch Cadiz eigentlich auf einer Insel liegt, ergibt sich somit von selbst. Die Insel Leon hat diesen Namen in neueren Zeiten, kraft Cortesbeschlusses, gegen den Namen Ciudad de San Fernando vertauscht, aber der letztere ist bis jetzt noch nicht in die Volkssprache übergegangen. In Cadiz dagegen hat im Laufe der constitutionellen Periode mehr als ein Heiliger das Vorrecht eingebüßt, den Straßen und Plätzen der Stadt seinen Namen zu geben. Mina, Torrijos, Riego sind in die Stellen der biblischen Personen und der Kirchenväter eingerückt, die seit Jahrhunderten im Besitze

des Patronats über die wichtigsten Theile der Stadt waren. In einer Straße hat der heilige Franz sein altes Eigenthum mit dem zuletzt genannten Revolutionsmanne wenigstens theilen müssen, sie heißt Calle de San Francisco y de Riego. Der Augustinsplatz ist zum Freiheitsplatz geworden, kurz diese Art der Wiedertäuferei ist hier so vielfach gehandhabt worden, daß ein Cadizer, welcher nach dreißigjähriger Abwesenheit etwa aus der Havannah oder von den Philippinen zurückkäme, große Mühe haben würde, sich in seiner Vaterstadt zurecht zu finden und das Haus zu erfragen, in dem er geboren, vorausgesetzt, daß seine Eltern nicht etwa in der Straße „der flämischen Trunkenbolde," calle de los Flamencos borachos, gewohnt hätten; denn dieser wohllautende Name hat dem Wechsel der Zeiten bis jetzt glücklich widerstanden.

Nach Cadiz zurückgekehrt, fragte ich in mehreren Buchhandlungen nach einer geschichtlichen Darstellung der französischen Belagerung von 1808, mit deren Hülfe ich den mühseligen Ausflug nach der Insel Leon doppelt belohnend für mich zu machen hoffte. In der ersten Buchhandlung bot man mir einen Adreßkalender, in der zweiten ein Heldengedicht, auf dem der Trocaderozug des Herzogs von Angouleme zum Gegenstande, in der dritten endlich einen dicken Quartband französischer Documente über den spanischen Krieg, die von dem Kriegsministerium in Paris veröffentlicht sind. Kurz, ich fand nicht einmal die Spur dessen, was ich suchte. Sonderbares Volk diese Spanier — wenn die Belagerung von Cadiz uns Deutschen begegnet wäre, welche schönen Bücher wir dutzendweise darüber geschrieben haben würden!

Die Cadizer hegen keinen so lebhaften Groll gegen die Franzosen als die übrigen Spanier. Ganz natürlich, Cadiz hat in dem Invasionskriege viel weniger von den Franzosen zu dulden gehabt, und es hat sich für die geringen Leiden der Belagerung durch eine vollständige Demüthigung des Feindes gerächt. Nachdem ich Cadiz gesehen habe, wundere ich mich übrigens weniger über den siegreichen Widerstand, den es den napoleonischen Truppen geleistet, als über das Selbstvertrauen der Franzosen, welche die Belagerung eines solchen Platzes unternehmen konnten, ohne Meister

der See zu seyn. Wenn Cadiz sich vertheidigen will, so ist der Gedanke an seine Eroberung von der Landseite her ein leeres Hirngespinnst. Wenn es im Jahre 1823 in Cadiz nicht an gutem Willen, an moralischer Kraft, an Einheit der Gesinnung gefehlt hätte, so würde die ganze französische Expedition vielleicht an seinen Mauern gescheitert seyn. Aber die Cadizer waren damals nicht mehr dieselben, die sie fünfzehn Jahre früher gewesen waren, und so konnte ein Herzog von Angouleme an der Stadt zum Helden werden, welche der Heeresmacht Napoleons Hohn gesprochen. Das erste Fort, in welches die Franzosen einrückten, wurde ihnen von dem Commandanten selbst geöffnet, der seine Soldaten zuvor betrunken gemacht hatte. Eine Sache, an welcher auch nur eine einzige Verrätherei, wie diese möglich ist, eine solche Sache ist von vornherein verloren.

An Denselben.

Sevilla, 12. Juni.

Die öffentliche Stimmung spannt sich hier im Süden, und die Freunde der bestehenden Ordnung fangen an bedenkliche Gesichter zu machen. Die Deportation der Herren Corradi und Calvo hat hier sowohl als in Cadiz einen sehr peinlichen Eindruck hervorgebracht. Die beiden Redakteure des Clamor publico sind der Regierung in diesen beiden Städten als Staatsgefangene durch ihre bloße Gegenwart gefährlicher geworden, als sie von Madrid aus durch ihre Feder jemals hätten werden können. Der Begriff des Gesetzes hat nach und nach Wurzel geschlagen in den Köpfen der Spanier, und es ist heutzutage eine Unklugheit, ihn durch Willkürstreiche zu mißhandeln. Und was in aller Welt hat die Madrider Staatsgewalt durch die Gefangensetzung jener

beiden Männer gewonnen? Der Clamor publico schreit so laut wie je, die Mehrzahl der übrigen Madrider Blätter bildet Chorus mit ihm, und die Provincialpresse, die bisher so zahme, bescheidene Provincialpresse, macht das Echo. Ganz natürlich; die ganze Zeitungswelt hat sich in den Herren Corradi und Calvo getroffen gefühlt, der Corporationsgeist ist aufgewacht, jedes Blatt, das sich nicht mit Leib und Seele der Regierung verpfändet hat, ist zu dem Bewußtseyn gekommen, daß es sich in der Sache des Clamor publico um seinen eigenen Herd und um sein eigenes Leben handelt. Die Presse wird die Regierung wahrscheinlich zwingen, sich immer weiter in dem falschen Wege zu verlieren, den sie einmal eingeschlagen hat. Soll der gegen die Herren Corradi und Calvo geführte Gewaltstreich nicht nutzlos seyn, und im gehässigen Lichte einer bloßen Dictatorlaune dastehen, so müssen ihm andere und ernstlichere Schläge folgen; mit jedem dieser Schläge aber legt die Staatsgewalt die Axt an ihre eigene Wurzel. Eine der hiesigen Zeitungen hat hier die Unterzeichnung für die Kasse eröffnet, welche die Geldstrafe decken soll, deren sich die Oppositionsblätter gewärtigen. Binnen weniger Tage sind ihm zu diesem Zweck 3500 Realen zusammengeschossen. Hat das fragliche Unternehmen im übrigen Lande denselben Fortgang, so wird sein Erfolg die fiscalischen Strafgesetze gegen die Presse thatsächlich außer Kraft setzen. Die Regierung aber scheint, wenn man nach ihrem bisherigen Verfahren urtheilt, nicht gerade gesonnen zu seyn, sich eine solche Waffe ohne Widerstand entwinden zu lassen, und so kann man denn wohl voraussehen, daß beide Theile sich in gegenseitigen Feindseligkeiten immer mehr überbieten werden, bis zur endlichen Erklärung des Krieges auf Leben und Tod. Der Gedanke der Vermählung der Königin Isabelle mit dem neuen Prätendenten ist hier nicht weniger unbeliebt, als er es in Madrid selbst zu seyn scheint. Ich spreche natürlich nur von der Verfassungspartei. Diese, wie verschieden auch ihre Abstufungen seyn mögen, ist wenigstens darüber mit sich einig, daß jene Heirath die bisherigen Errungenschaften der neuen Staatsidee zu stark bloßstellen würde, als daß die Vortheile, welche sie verspricht,

ihre Gefahren aufwiegen könnten. — Mein Brief wird Ihnen zukommen, sofern es Gott gefällt, und vorausgesetzt, daß Augsburg in der Geographie der hiesigen Postverwaltung nicht etwa in der Picardie oder auch in Sicilien liegt. Glauben Sie ja nicht, daß ein solcher Vorbehalt überflüssig sey. Ich finde in der heutigen Nummer des Diario de Sevilla eine amtliche Bekanntmachung unter der Ueberschrift: „Briefe nach Frankreich und Italien, welche auf dem Postamte liegen geblieben, weil sie nicht bis an die Gränze freigemacht sind.“ Folgen die Adressen. Die erste derselben lautet nach Aachen, die zweite nach Celle. Während ich mit einem leicht begreiflichen Zweifel gegen die Treue meiner Augen die beiden Adressen noch einmal lese, erkenne ich in der zweiten den arg verstümmelten Namen eines Freundes, dem ich vor vierzehn Tagen geschrieben. Ich eile auf die Post und bringe etwas ungestüm meinen Einspruch gegen die Denationalisirung nicht bloß von Celle, sondern auch von Aachen vor, die in Bezug auf die erste Stadt um so unbegreiflicher ist, als ich Reino de Hanovra in Alemania auf die Adresse gesetzt. Man nimmt ein Briefpaket zur Hand, und die beiden Briefe finden sich. „Wer hat diese Briefe classificirt?“ fragt der Chef. Jemand, der es nicht verstanden hat, antwortet ein anderer Beamter. Damit, und mit der Versicherung, daß die Briefe heute abgehen werden, war die Sache abgemacht. Gleichzeitig mit denselben wird aber die heutige Nummer des Diario de Sevilla an den Generalpostdirektor in Madrid abgehen.

An Denselben.

Sevilla, 14. Juni.

Ich hatte einige Mühe, die kleine Spitalkirche de la Caridad ausfindig zu machen, die den „Souverän" unter den Kunstjuwelen von Sevilla besitzt. Erst nach vielem vergeblichen Hin- und Herfragen, und nachdem die halbe Dienerschaft des Gasthofes von dem Wirthe in meiner Gegenwart abgehört worden war, erfuhr ich endlich, in welchem Winkel der Stadt die Caridad versteckt liegt. Nach raschem Gange stand ich mit klopfendem Herzen vor der verschlossenen Kirchenthür, die mir einen Augenblick darauf von dem Spitalwärter geöffnet wurde. Mein Blick fiel der Thür gegenüber auf einen großen grünen Vorhang. Hier ist es, sagte ich mir, und auf meine ungeduldige Handbewegung eilte mein Führer, den Vorhang wegzuziehen. Betrogene Erwartung; ich sah San Juan de Dios vor mir. Von diesem Bilde wird freilich viel Aufhebens gemacht, und ich erinnere mich namentlich in dem Buche des Marquis Custine eine wahre Hymne auf dasselbe gelesen zu haben, es ist mir aber nicht gegeben, diese Bewunderung zu theilen. Der Heilige trägt einen Kranken fort, den er hülflos auf der Straße gefunden hat, und er wird bei diesem frommen Geschäft von einem Engel unterstützt; das ist der gewiß sehr dramatische Gegenstand des Gemäldes, dessen Ausführung meinem bescheidenen Ermessen nach keineswegs eine glückliche zu nennen ist. San Juan de Dios hat seinen Schützling über die linke Schulter geworfen wie einen Mehlsack. Ein nicht allzuroher Metzger würde Anstand nehmen, ein Kalb in dieser Stellung nach dem Schlachthause zu tragen, und wenn unser Heiliger seine Kranken wirklich in solcher Weise behandelt hat, so wäre es jedenfalls menschlicher von ihm gewesen, sie auf dem Straßenpflaster liegen zu lassen. Dazu hat der heilige Mann ein so finsteres, ungewaschenes, gemeines Gesicht, daß er zum Verwechseln einem Banditen ähnlich sieht, welcher eben den Leichnam eines Ermordeten über die Seite schaffen will. Die Gestalt und

die Haltung des Engels trieft von jener süßlichen Ziererei, welche so vielen Künstlern untergeordneten Ranges für ein Attribut des himmlischen Charakters gilt. Als ob er fürchte, sich die Hände zu beschmutzen — ungegründet wäre die Furcht allerdings nicht — faßt der Engel den Heiligen mit spitzen Fingern am Rockärmel. Eine Hülfleistung wie diese ist schlimmer wie gar keine, und ich finde es denn auch insofern ganz natürlich, daß der Heilige, der unter seiner Last zusammenknickt, sich mit unwirschem Ausdrucke nach dem unberufenen Helfer umwendet. Thäte San Juan de Dios den Mund auf, ich fürchte, der Engel würde für seinen guten Willen eine derbe Grobheit zu hören bekommen. Mit einem Worte, in der Composition dieses Gemäldes ist eben so wenig Wahrheit als Poesie, und ich zweifle, daß viele eben so verfehlte Bilder aus der Werkstatt Murillo's hervorgegangen sind.

Und wo ist der Moses? fragte ich meinen Begleiter. Dort oben, antwortete er, indem er auf ein großes Brettergerüst wies, hinter welchem nur ein paar Stück Himmel und Rahmen sichtbar waren. Ich wurde stumm vor Schreck, und schöpfte erst dann wieder Athem, als ich neben dem Gerüste eine hohe Leiter bemerkte. Ein junger Maler hatte die Erlaubniß erhalten, dieß Bretterwerk aufschlagen zu lassen, um den Moses zu copiren. So konnte ich denn das Meisterstück Murillo's ganz in der Nähe schauen. Um die volle Wirkung eines solchen Werkes zu empfinden, bedarf es vieler Stunden, vieler Tage; aber auch schon der erste Eindruck ist überwältigend. Die Menschenhand hat vielleicht niemals aus Farben und Leinwand oder aus Erz oder aus Marmor ein so ergreifendes Bild der Gottbegeisterung geschaffen, als den Kopf des Moses. Wenn inmitten unserer kalten hohnlächelnden Zeit dieser Prophet aus dem Bilde Murillo's herunterstiege, um unter dem Volke zu wandeln, die halbe Welt würde ihm zu Füßen stürzen. Ja, dieser Blick dringt durch in die tiefsten Tiefen des Himmels bis zu dem von Donnerwolken getragenen Throne Jehovahs; dieses Auge liest in fernen Jahrtausenden den furchtbaren Fluch, der auf dem Volke Gottes lasten wird bis an das

Ende der Zeiten; diese übermenschliche Stirn ist die Werkstatt eines Gedankens, der stärker ist als eine ganze Welt, die sich nun schon seit hundert Generationen zu seinem Untergange verschworen hat; auf diesen Lippen wohnt das Wort des Segens und das Wort der Verdammniß, das Gebet, dessen Melodie die Rache eines zürnenden Gottes entwaffnet, und der vom Himmel eingegebene Machtspruch, von welchem ganze Völker verbluten. Es ist nicht leicht, neben der Figur des Moses bei einem ersten Besuche noch ein Auge zu haben für das übrige Bild. Nur daß seine ganze Haltung im schönsten Verhältnisse steht zu der herrlichen Gestalt des Propheten, sieht man auch beim flüchtigen Ueberblick.

Dem Moses gegenüber hängt als Seitenstück ein anderes Bild von Murillo, die Speisung der fünftausend Mann durch die fünf Brode und die zween Fische darstellend. Die Idee der beiden Bilder ist eigentlich dieselbe. Dort wird ein verdurstendes Volk getränkt, und hier wird ein hungerndes Volk gespeist. Und gleichwohl, welch ein unermeßlicher Abstand zwischen den beiden Stoffen als malerische Aufgabe gedacht! Neben dem alttestamentlichen Gegenstand nimmt sich der neutestamentliche aus wie ein physikalisches Experiment neben einem Drama. Es ist kein Leben, keine Handlung in diesem zweiten Bilde. Auf der einen Seite, von einigen seiner Jünger umgeben, Jesus, welcher segnend die Hände über den Broden erhebt, die er auf den Knieen hält, während der Knabe mit den Fischen vor ihm steht; auf der andern Seite und im Hintergrunde Volksgruppen, die ruhig der Dinge warten, die da kommen sollen. Das Bild würde den Beschauer trotz seiner vortrefflichen Ausführung kalt lassen, auch wenn es nicht die unmittelbare Vergleichung mit dem Moses zu bestehen hätte. Dieser Stoff scheint sich überhaupt gar nicht für die darstellende Kunst zu eignen. Könnten wir Lessing befragen, er würde uns sagen, warum die Löschung des verzehrenden Durstes der Israeliten in der Wüste von der Malerei im erhabensten Styl behandelt werden kann, während die Befriedigung des Heißhungers der Fünftausend unfehlbar ein unedles Bild geben müßte. Da

Murillo eine große Schmauserei dieser Art nicht darstellen wollte und durfte, so blieb ihm dann freilich kaum etwas anderes übrig, als ein frostiger Prolog zu der dramatischen Handlung. Ich bin überzeugt, daß Murillo hier nicht nach eigener Wahl, sondern auf Bestellung gearbeitet hat, denn ein Künstlergeist hätte sich durch die scheinbare und bloß äußere Aehnlichkeit jener beiden Gegenstände über die durchaus unmalerische Natur des zweiten gewiß nicht täuschen lassen.

Ich nahm meinen Rückweg durch das Spital, zu welchem die Kirche gehört und von dem sie benannt wird. Das Spital ist eine Anstalt für Unheilbare, größtentheils alte Männer, welche des Gebrauchs eines Theils ihrer Glieder beraubt sind. Als ich in den Saal eintrat, fand ich die Greise, etwa hundert an der Zahl, mit ihrem Frühstücke beschäftigt. Sie lagen alle halbaufgerichtet in ihren Betten, und ich bemerkte nicht einen einzigen, der sich die Suppe, die in irdenem Teller auf dem Bette vor ihm stand, nicht recht gut schmecken ließ. Neben den Betten sind in der Wand kleine Nischen angebracht, in denen die Kranken die Reste ihrer Mahlzeiten verschließen können. In der ganzen Anstalt, die unter der Leitung barmherziger Schwestern steht, schien Reinlichkeit und Ordnung zu herrschen, und die Greise, von denen nur wenige im Stande sind, aufzustehen, hatten im allgemeinen trotz ihres verzweifelten Zustandes eine ganz zufriedene Miene. Und doch — gibt es eine schlimmere Existenz, als die dieser armen Leute, die inmitten einer Umgebung von Schmerz und Elend verurtheilt sind, Tag und Nacht, jahraus und jahrein an ihr hartes Lager gefesselt zu bleiben, bis endlich der Tod sie erlöst! Die Völker, welche ihre mißgestalteten Kinder ertränkten und ihre hinfällig gewordenen Alten todtschlugen, waren doch vielleicht, wenn man der Sache auf den Grund geht, nicht ganz so schwarz, als sie gewöhnlich gemalt werden.

Sevilla hat noch eilf oder zwölf andere Spitäler, die alle sehr reich ausgestattet und zur Aufnahme aller mittellosen Kranken in Sevilla vollkommen hinreichend sind. Eine andere fromme Stiftung hat den Zweck, arme junge Mädchen auszusteuern und

ihnen Männer aufzusuchen. Ich gestehe, daß mir diese Anstalt viel besser gefällt, als die vier Beguinenhäuser, die in Sevilla bestehen, von den 64 Klöstern, die ehemals in der Stadt waren, und von denen hier wie überall nur noch ein paar Nonnenklöster übrig sind, gar nicht zu reden.

Mein Rückweg aus dem Gotteshause führte mich am Tempel des goldenen Kalbes vorbei, und ich trat ein. Die Börse von Sevilla ist ein trotz seiner Einfachheit sehr stattliches Gebäude aus den letzten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts. Sie bildet ein völlig freistehendes gleichseitiges Viereck mit geräumigem Hofe in der Mitte, welcher mit weißen Marmorplatten gepflastert, und wie alle diese Patios mit Bogengängen umgeben, und in der Mitte mit einem Springbrunnen geziert ist. Das Prachtstück des Gebäudes bildet die breite Haupttreppe, die aus dem schönsten Jaspis gebaut, in ihrer heutigen Gestalt dem vorigen Jahrhundert angehört.

Auf dieser Treppe steigt man hinauf zu dem „indischen Archiv," das den obern Stock des Gebäudes einnimmt. Karl III., der einzige organisirende Kopf, der während der letzten dreihundert Jahre die spanische Krone getragen hat, ist der Stifter dieses Archivs, dessen Bestandtheile auf seinen Befehl aus den verschiedensten Urkundensammlungen des Reichs hieher zusammengetragen sind. Das indische Archiv enthält alle im Besitze des Staats vorhandenen Documente, welche auf die Entdeckung, Eroberung und Verwaltung von Amerika Bezug haben, von dem ersten Vertrage an, welcher 1492 von Ferdinand und Isabella und Columbus in Granada unterzeichnet wurde, bis auf die neuesten Zeiten herunter. Das Archiv von Simenoas hat einen großen Theil dieser Documente geliefert, und nächst ihm hat die sogenannte „Contratacion," das ehemalige Handelsarchiv von Sevilla, die ansehnlichsten und kostbarsten Beiträge gegeben. Alle diese Urkunden sind nach Jahren und nach Gegenständen geordnet, und in Pakete von mäßigem Umfange vertheilt, die mit einer ausführlichen Etikette versehen den Wänden entlang in schönen Bücherbrettern von Mahagoniholz aufgestellt sind. In dreien der vier

langen und hohen Säle, welche durch das ganze obere Geschoß der Börse hindurchgehen, sind die Mahagonifächer von dem Fußboden bis zur Decke mit diesen Papieren ausgefüllt. Militärberichte, öffentliche Rechnungen, politische Correspondenzen, gerichtliche Urkunden, geistliche Documente und hundert andere Arten öffentlicher Papiere sind hier mit Sorgfalt gesammelt und in chronologische Ordnung gebracht. Vieles davon mag ohne allen Werth für die Geschichte seyn, die Aufbewahrung des Ueberflüssigen ist aber in solchen Fällen ein gar geringes Uebel. Auffallend war es mir, aus einem kurzen Zeitraume des sechzehnten Jahrhunderts eine unermeßliche Menge von Aktenstößen, „die Hinterlassenschaft Verstorbener betreffend," zu finden. Freilich, Reichthum und ein rascher Tod waren zwei Dinge, die man damals mit großer Leichtigkeit in jenen neuen Landen erjagen konnte.

Am Ende eines der großen Säle, in einem kleinen Zimmer, das der Handelsjunta zum Versammlungsorte dient, befindet sich hinter Glasschränken der kostbarste Theil des Archivs, die Correspondenzen von Columbus und Cortez, und was denselben an historischem oder auch bloßem Curiositätenwerthe nahe kommt. Die Erlaubniß zur Einsicht dieser Papiere wird, seitdem sie von Diebeshänden mißbraucht ist, nur noch als eine ganz außerordentliche Begünstigung und unter den strengsten Vorsichtsmaßregeln ertheilt. Ich hätte wenigstens die Handschrift des Ferdinand Cortez sehen mögen, um mich zu überzeugen, ob sie zu seinem Bilde stimmt, welches man hier zeigt. Mein Begleiter konnte mir nicht sagen, von welcher Hand dieß Bild herrührt, und ich weiß nicht, ob es als authentisch betrachtet wird; aber Cortez hat sich dieses Bildes jedenfalls nicht zu schämen. Ein beredter Ausdruck von Kühnheit, Trotz und selbst Härte, etwas gemildert durch einen gewissen ritterlichen Zug, gibt diesem frischen, kräftigen Gesichte die schlagendste Aehnlichkeit, wenn nicht mit Cortez selbst, so doch jedenfalls mit der Vorstellung, die wir uns von der Person des Eroberers von Mexico machen können. Wenn Cortez im Leben nicht so ausgesehen hat wie hier im Bilde, so thut es mir

leid um ihn selbst und um seine Donna Maria, die schöne Schlange, die ihr Volk und ihre Götter für weniger verrieth, als für dreißig Silberlinge, für einen soldatischen Liebhaber. Neben dem Bilde Cortez sind die Porträte der letzten spanischen Könige, vom Gründer des indischen Archivs an, aufgehängt. Gäbe es noch gute monarchische Zucht und Ordnung in diesem Lande, so wäre dem Anstifter dieses Frevels längst ein Prozeß wegen Majestätsbeleidigung gemacht. JJ. MM. nehmen sich neben Cortez aus wie der Vollmond eine Stunde vor Sonnenuntergang. Jeder Augenzeuge muß eingestehen, daß eine solche Zusammenstellung hochverrätherisch ist. Aber ach, es gibt keine Justiz mehr in Spanien. Seltsam genug ist das nichtssagendste unter diesen nichtssagenden Gesichtern gerade das Karls **III.**, der doch, wenn man aus den Handlungen seiner Regierung schließen kann, seinen Nachfolgern noch unendlich überlegen war. Oder muß man bei der Beurtheilung dieser Regierung das System der ministeriellen Verantwortlichkeit in Anschlag bringen, das der Sache nach so ziemlich zu allen Zeiten existirt zu haben scheint?

Ecija, 15. Juni.

Nichts hasse ich auf Reisen so sehr, als denselben Weg zweimal zu machen. Um nicht nach Malaga zurückzukehren, bin ich von Granada über Stock und Stein nach Cordova gegangen, ohne zu bedenken, daß ich mich auf diese Weise in die Nothwendigkeit versetzen würde, entweder auf Sevilla, Cadiz und Gibraltar zu verzichten, oder die verhaßte Doppelfahrt, die ich vermeiden wollen, um 40 Leguas zu verlängern. Gibraltar ist mir darüber verloren gegangen, den Weg von Cordova nach Cadiz aber, etwa 25 deutsche Meilen lang, werde ich zweimal sehen, weil ich mich nicht hatte entschließen können, die kaum 15 deutsche Meilen lange Strecke von Granada nach Malaga ein zweitesmal zurückzulegen. In diesem Augenblicke ist der Kelch, dem Himmel sey Dank, beinahe bis auf die Hefe geleert, ich bin nur noch 7 Leguas von der alten Chalifenstadt entfernt, hinter welcher wieder eine neue Welt für mich beginnt.

Die Fahrt in einem spanischen Eilwagen hat große Aehnlichkeit mit einer Karavanenreise. Menschen und Thiere bilden ein kleines Heer; glühende Sonne und erstickender Staub, Hitze und Durst können in der Sahara kaum stärker seyn, als auf einer andalusischen Landstraße im Juniusmonat. Die Dörfer oder einzeln stehenden Ventas, in denen umgespannt wird, sind wie die Brunnen in der Wüste. Die Karavane macht einen langen Halt, die schweißtriefenden Reisenden erfrischen sich an einem Schattenplätzchen und durch einen kühlenden Trunk. Auf die Stimme des Schechs, in abendländischer Prosa Mayoral genannt, setzt sich der Zug von neuem in Bewegung. Die schweren Stunden des Mittags kommen heran, aber da ist kein Rasten, denn in offener Wüste läßt sich das Zelt nicht aufschlagen. In langen Zwischenräumen erscheint ein einsamer Pilger zu Fuße oder auf müdem Esel, vom Kopfe bis zu den Füßen in eine dicke Staubdecke eingehüllt, matten Auges und mit großen Wassertropfen auf der glühenden Stirn. Möge Allah die Schritte des armen Wanderers zur Oase leiten; uns treibt es in wilder Hast an ihm vorüber. Hie und da ragt eine Gruppe von Palmbäumen aus der nackten Ebene hervor, und man schaut unwillkürlich aus nach den täuschenden Wundern der Luftspiegelung. Endlich ist auch die letzte Orange verzehrt, nichts mehr, um den lechzenden Gaumen zu kühlen, da zeigt sich wie ein Bote des Himmels durch die dichten Staubwolken, welche der Huf der Zugthiere aufwühlt, das Minaret des Ortes, dessen offener Chan auf uns wartet. Viele der spanischen sogenannten Wirthshäuser sind in der That kaum etwas anderes als Karavanserais, in denen der Fremde nichts findet als vier nackte Mauern, und wo es ihm überlassen bleibt, entweder zu fasten oder in eigener Person für seines Leibes Nothdurft und Nahrung zu sorgen, eigenhändig Speise und Trank auf dem Markt einzukaufen, und wenn er sein Abendessen erträglich zubereitet haben will, sich selbst an den Herd zu stellen. Das gilt indessen freilich nicht von der großen Straße von Sevilla nach Madrid. Nach fünf- oder sechsstündiger Rast wird gegen Mitternacht das Zeichen zum Aufbruche gegeben. Die Trägen

und Schlaffen taumeln von dem Lager auf, wo sie gegen ganze Heere von blutdürstigen Feinden vergebens einige Augenblicke des Schlafs zu erobern versucht haben; der rüstigere und zugleich gescheidtere Theil der Karavane, der um einen beredten Jäger oder Soldaten oder auch Handelsreisenden, mit einem Worte um einen Mährchenerzähler im Kreise gesessen hat, ist rascher marschfertig und hilft die Säumigen treiben. Für die Nacht setzt sich die Karavane in Vertheidigungszustand gegen die Anfälle räuberischer Beduinen. Drei oder vier Büchsenmänner, Escopeteros, nehmen Platz auf dem Verdecke des Eilwagens. Leider aber ist diese Bedeckung gewöhnlich just so gut wie gar keine. Erst vorgestern hat sie auf demselben Wege, auf dem ich mich befinde, einen glänzenden Beweis ihrer völligen Nichtsnutzigkeit geliefert. Der von Madrid kommende Eilwagen wurde eine halbe Stunde diesseits Andujar, wo er seine Abendrast gehalten, von sechs Wegelagerern angehalten. Der Escopeteros waren freilich nur drei, aber sie führten acht Feuerwaffen, und gleichwohl thaten sie nicht einen Schuß. Mehr noch, nachträglich machten diese braven Leute wie gewöhnlich gar Anspruch auf die Dankbarkeit der Reisenden dafür, daß sie dieselben nicht durch eine gefährliche Gegenwehr der Rache der Räuber preisgegeben. Diese plünderten den ganzen Wagen mit aller Muße aus, und sie sollen eine sehr reiche Beute gemacht haben. Ein einziger Reisender hat, wie es heißt, 10,000 Realen in baarem Gelde verloren. Seit vielen Monaten war kein Raubanfall in diesen Gegenden mehr vorgekommen, und man glaubte sich hier, Dank der neuen Polizei, in völliger Sicherheit. Das vorgestrige Ereigniß wird die Eilwagenunternehmer lehren, was es damit auf sich hat, die Zeitläufte zu mißbrauchen, um den armen Leuten, die aus dem Stegreife leben, den Tribut zu entziehen, welchen sie denselben für die Sicherheit der Straßen schuldig sind.

Man will hier in Ecija mit Bestimmtheit wissen, daß die Wegelagerer in dieser Gegend Niemand anders sind als die Förster und Feldschützen, welche die großen Eigenthümer auf ihren Grundstücken unterhalten. In Zwischenräumen von mehreren Monaten

finden sich diese wackern Eigenthumswächter zu sechs, acht und mehreren auf einem zuvor verabredeten Punkte zusammen, der Eilwagen, welcher zur bestimmten Stunde eintrifft, wird, Dank der Feigheit der Escopeteros, ohne Widerstand, ohne Lärm, ja ohne eigentliche Gewaltthätigkeiten ausgeplündert, und die Thäter zerstreuen sich alsbald darauf in ihre meilenweit von einander entlegenen Wohnungen, wo man sich in der Regel nicht die Mühe gibt, sie aufzusuchen. Kommt es indessen ausnahmsweise zu einer gerichtlichen Verfolgung, so läuft diese doch in den meisten Fällen auf ein nichtiges Ergebniß hinaus. So wurde vor etlichen Jahren der Förster eines Verwandten und Namensvetters des bekannten Generals Serrano wegen Raubanfalls in Untersuchung gezogen, und man fand in seinem Hause einen Theil der geraubten Sachen. Der Herr des Försters, statt sich Glück zu der Entdeckung zu wünschen, die einen Banditen aus seinem Dienste entfernte, bemühte sich aus allen Kräften, den Untersuchungsrichter zur Niederschlagung der Sache zu bewegen; aber umsonst, seine Geldanerbietungen wurden gegen alle Gewohnheit zurückgewiesen. Das Spruchcollegium zeigte sich eben so unerbittlich als der Untersuchungsrichter, die Schuld des Angeklagten war zu handgreiflich, und aller Einfluß seines Patrons konnte ihn nicht vor einer Verurtheilung zu zehn- oder zwölfjähriger Kettenstrafe retten. Kaum aber hatte der Verurtheilte vierzehn Tage in dem Präsidio von Malaga zugebracht, so wurde er unter irgend einem Vorwande oder auch ohne Vorwand durch den Gouverneur der Stadt in Freiheit gesetzt, und kehrte geraden Weges auf seinen vorigen Posten zurück, den er auch heute noch inne hat. Die großen Herren in Spanien, wie man aus diesem Beispiele sieht, verstehen das Patronat über ihr Haus auf eine ächt orientalische Weise.

Bei dem Gespräche über Vorfälle dieser Art verfehlen die Spanier niemals, in den heftigsten Tadel gegen ihre Regierung, gegen die öffentlichen Einrichtungen des Landes und sogar gegen ihr Volk auszubrechen. In solchen Augenblicken ist Spanien für sie selbst ein Barbarenland, ein Land, in welchem es eine Dummheit

oder ein Unglück ist, ein ehrlicher Mann zu seyn, ein Land, wo Betrug, Diebstahl und Raub für anerkannte Erwerbsmittel gelten, deren Beeinträchtigung einer Schmälerung des rechtmäßigen Verkehrs beinahe gleichkommt. Es würde von Seiten eines Fremden die größte Taktlosigkeit seyn, alle diese Klagen wie baare Münze anzunehmen, oder wohl gar in dieselben einzustimmen. Jeder von uns sagt sich selbst zuweilen Dinge, die er von einem Dritten nimmermehr dulden, die er, wenn ein fremder Mund sie wiederholte, wie blutige Beleidigungen rächen würde. Eben so ist es mit den Wahrheiten und Uebertreibungen, mit denen die Spanier in jenen Anfällen des Unmuthes nicht zu geizen pflegen; so ist es überhaupt auch bei allen andern Völkern, die doch selbst bei der größten Eigenliebe immer gewisse Momente der Offenherzigkeit gegen sich selbst haben, ohne den Fremden deßhalb im mindesten das Recht einer ähnlichen Aufrichtigkeit gegen sie einzuräumen. Nur die Deutschen machen eine Ausnahme, nicht im Punkte der Offenherzigkeit, bewahre der Himmel, sondern hinsichtlich des Gleichmuthes, mit dem sie es anhören, wenn Engländer und Franzosen, oder wohl gar Türken und Russen in deutschem Namen Ohrenbeichte ablegen. Die Deutschen haben eine große Aehnlichkeit mit dem Eckensteher Trotty in der Neujahrsnovelle von Charles Dickens. Wie unverschämt das fremde Urtheil auch gegen sie auftreten möge, sie sind stets bereit, sich seinen Aussprüchen in Demuth zu unterwerfen. Wie besagter Trotty in dem Uebermuthe der Reichen immer neue Gründe dafür findet, in seiner eigenen Armuth ein Zeichen der Verworfenheit oder gar ein abscheuliches Laster zu sehen, so dient die frechste Anmaßlichkeit der fremden Meinung den Deutschen gewöhnlich nur dazu, sich selbst in ihren eigenen Augen herabzusetzen. In unserer überschwänglichen Demuth finden wir Rechtfertigungsgründe für jede Insolenz, die uns von den Ausländern gesagt wird, wenn diese nur die Vorsicht gebrauchen, nicht allzu grobe Ausdrücke zu wählen, und auch etwa von Zeit zu Zeit eine huldvolle Miene zu ihren boshaften Worten zu schneiden. Jedem fremden Tadel wissen wir, oft mit seltener Kunst, eine wahre

Seite abzugewinnen. Scheint es uns, daß er nicht auf Norddeutschland paßt, so nehmen wir ihn wenigstens für Süddeutschland an, und halten wir unsere eigene Partei für frei von dem Vorwurfe, so geben wir dafür unsere Landsleute von entgegengesetzter Meinung preis. Um mich keiner Uebereilung schuldig zu machen, muß ich hinzufügen, daß wir in letzter Zeit allerdings angefangen haben, diese Schwäche zu begreifen und zu bekämpfen, aber es fehlt uns noch viel von der Schärfe und von dem Nachdruck, womit andere Völker die unbefugte Einmischung des fremden Urtheils in die Frage von den Schattenseiten ihrer Nationalität zum Schweigen zu bringen wissen.

Wohlverstanden, ich rede hier weniger von dem, was man auf ausländischen Rednerbühnen sagt, oder in ausländischen Büchern und Zeitungen druckt, denn dort ist die fremde Kritik an ihrem Platze, als von dem, was sich nur gar zu oft fremde Lippen vor deutschen Ohren herausnehmen. So wenig es uns an Empfindlichkeit für persönliche Beeinträchtigungen fehlt, und so gut wir unsern individuellen Ehrenpunkt zu wahren wissen, so ist doch das nationale Selbstgefühl in uns noch viel zu wenig entwickelt, als daß wir es verstehen sollten, jedem Angriff auf den Charakter unseres Volks so zu begegnen wie sich gebührt.

La Carolina, 17. Juni.

Weder in la Luisiana noch in la Carloda hatte ich bei meiner zweimaligen Durchfahrt Zeit gehabt, mich nach den letzten Ueberresten deutscher Sitte und deutscher Erinnerungen umzusehen, die sich in diesen beiden Orten etwa noch finden lassen. Vergebens suchte ich vom Eilwagen aus wenigstens ein stammverwandtes Gesicht; die Versicherung eines Postillons, daß es dort noch Leute gebe, welche deutsch verstehen, war die einzige Spur von dem Vorhandenseyn deutschen Wesens, deren ich habhaft werden konnte. Hier in la Carolina versprach mir das mehrstündige Anhalten des Eilwagens eine bessere Befriedigung des lebhaften Wunsches, ein kleines Reis vom Baume deutscher Nationalität über achtzig

Jahre und über mehrere hundert Meilen hinaus noch nicht ganz verwelkt zu sehen.

Schon bei der Annäherung an la Carolina gibt sich deutlich ein fremdartiges Wesen kund, das scharf gegen die spanische Art absticht. Die Felder sind wenigstens theilweise viel regelmäßiger und reinlicher gehalten, als man sie im übrigen Andalusien findet; lebendige Hecken, ein hier zu Lande ganz ungewöhnlicher Anblick, laufen neben der Straße her und der ganze Ort liegt halb versteckt in Pflanzungen von Fruchtbäumen, Platanen und Ulmen, während fast alle spanischen Städte und Dörfer sich von weitem ganz nackt darstellen, als ob man sie dem Reisenden auf einem Theebrette entgegentrüge. Dem Orte selbst sieht man es gleich bei der Einfahrt an, daß er künstlichen Ursprungs ist. Breite, gerade Straßen, gleichförmige Häuser, spitze Schieferthürme an den Haupteingängen, große regelmäßige Plätze, kurz ein unverkennbares Aussehen von Neuheit und Planmäßigkeit zeugen davon, daß la Carolina nicht aus sich selbst herausgewachsen, sondern durch einen fremden Willen und auf einen Schlag entstanden ist. In den Straßen begegnete mir gleich eine Anzahl jugendlicher Erscheinungen, denen der deutsche Ursprung mit großen Buchstaben auf die Stirne geschrieben war. Ich lege kein Gewicht auf das blonde Haar und die blauen Augen, denn diese Zeichen sind selbst im äußersten Süden von Spanien durchaus trügerisch; ich spreche von dem Ausdrucke des Gesichts, von der Bildung des Kopfes, von der ganzen Gestalt und Haltung. Wer immer in der Heimath gelebt hat, dem entgehen leicht die oft sehr geheimen Merkzeichen des äußern Nationalcharakters; wer dagegen das Ausland und fremde Völker aus längerer Gewohnheit kennt, der erhält gewöhnlich, wenn er anders für solche Interessen überhaupt empfänglich ist, für alle diese Dinge ein scharfes Auge. Ein paar junge frische Mädchen schauten neugierig aus dem Gitterfenster eines der ersten Häuser, und ich begrüßte sie auf den ersten Blick im Herzen als Landsmänninnen. Ein junger Offizier, mein Wagennachbar, der ohne Zweifel gleichfalls Rechte der Landsmannschaft gegen die hübschen Carolinerinnen zu haben glaubte, erlaubte sich, dieselben

durch einen artigen Wink mit der Hand geltend zu machen. Ein spanisches Landmädchen würde den Gruß des galanten Lieutenants wie einen ganz erlaubten Scherz aufgenommen und vielleicht lachend erwiedert haben, die beiden Carolinerinnen aber wandten sich beleidigt ab, und klirrend flog das Fenster hinter ihnen zu. Welch ein beredter Commentar zu den Gesichtern!

Im Gasthofe galt meine erste Frage den deutschredenden Einwohnern der Colonie. Man antwortete mir, daß bei der unlängst erfolgten Nachfrage eines andern Reisenden nur ein einziger Mann aufgefunden worden sey, welcher seine Muttersprache noch nicht ganz vergessen zu haben geglaubt; es habe sich indessen gezeigt, daß er nicht im Stande gewesen, auch nur ein einziges deutsches Wort vorzubringen. Ich ließ mich durch diese Versicherung nicht entmuthigen; ich machte mich vielmehr sofort auf den Weg in das Dorf, um mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören. Unter den Kindern, die ich auf der Straße spielend fand, hätte ich einem jeden seinen spanischen oder deutschen Ursprung nachsagen wollen, mit der Gewißheit mich etwa nur in den Fällen zu täuschen, wo eine Mischung des Blutes stattgefunden. Und nicht bloß in Gesicht und Körperbau, sondern sogar in dem Anzuge machte sich ein gewisser Unterschied bemerklich, der da deutlich sagte, daß die deutsche Bevölkerung noch weit davon entfernt sey, sich vollkommen hispanisirt zu haben. Ich hätte gern einen von den kleinsten dieser Buben beim Schopfe genommen und ihn abgeküßt, aber „was würden die Leute dazu gesagt haben!"

In einer offenen Hausthür stand ein Mann von vielleicht sechzig Jahren, den ich auf seine Miene hin ohne weitere Vorrede fragte, aus welchem Theile von Deutschland er abstamme? „Aus Flandern," antwortete er mir; „mein Vater wohnte früher in Brüssel, er war aber schon seit zwanzig Jahren hier in la Carolina ansäßig, als ich geboren wurde." Die Hausfrau, die während dieser Worte gleichfalls in die Thür getreten war, begrüßte mich auf das freundlichste und lud mich ein, zu ihr einzutreten. „Wir habe das Deutsche nicht gelernt," sagte sie, „aber ein paar

Häuser weiter hinauf wohnt ein altes Ehepaar, das noch recht gut deutsch spricht." Auf meinen Wunsch wurde ich dorthin geführt. Ich fand eine achtzigjährige Frau, altersschwach und sehr schwerhörig, die mich, als ich mich ihr als Landsmann vorstellte, mit wahrer Herzlichkeit bei der Hand nahm und neben sich auf einen Stuhl niederzog. Die gute Alte redete ihre Muttersprache in der That ganz deutlich, aber sie mußte oft lange nach dem Ausdrucke suchen. „Es ist so lange her," sagte sie mir, „daß ich nichts anderes mehr sprechen höre als spanisch. Sie sehen, ich bin sehr alt, ich bin mehr als sechzig, ich bin mehr als siebenzig — warten Sie, ich bin jetzt „vier Thaler" alt." Ich errieth, was sie sagen wollte. Das Wort achtzig war ihr entfallen, uud sie fand zu seiner Bezeichnung nichts näher liegendes als den Gedanken: so viel Jahre als vier Thaler Realen haben, den sie nicht in die gehörige Form zu bringen wußte. Ihr Mann, der bald darauf eintrat, um zehn Jahre jünger, sprach eben so gut, und er verstand mich besser als seine Frau, welche über die Reinheit meines Dialektes die unverhohlensten Zweifel laut werden ließ. Die beiden alten Leute waren gleichfalls in der Colonie geboren, und sie wußten mir den früheren Wohnort ihrer Eltern nicht anzugeben. Auf meine Aeußerung, daß dieselben vermuthlich vom Rhein gekommen seyen, mußte ich erfahren, daß ihre Kinder den Rhein selbst nicht einmal dem Namen nach kannten.

Man begleitete mich noch in ein anderes Haus, wo ich deutsch reden hören sollte, aber der Eigenthümer desselben war, wie es sich fand, ein Italiener der, in la Carolina geboren, ein paar Worte von unserer Sprache aufgefangen hatte. Dieser Mann empfing mich mit aller Lebhaftigkeit und Höflichkeit seiner Nation, deren äußere Merkmale unendlich verschieden sind von den Charakterzeichen des Spanischen und selbst der südspanischen Volksthümlichkeit. Ich mußte italienisch mit ihm reden; er sprach mit Enthusiasmus von seinem Vaterlande, das er auf einer Reise kennen gelernt, und er klagte mit wehmüthigem Kopfschütteln darüber, daß sein Vater auf den Gedanken gekommen sey, sich

nach Spanien überzusiedeln. Hätte ich über Gnaden und Gunstbezeugungen zu verfügen gehabt, diese Klage würde dem alten Italiener eine ausgezeichnete Belohnung eingetragen haben. So mußte ich mich damit begnügen, mit einem herzlichen Händedruck von ihm Abschied zu nehmen.

Die Bevölkerung von la Carolina ist nicht sehr zufrieden mit der Revolution, bei welcher sie alle ihre alten Privilegien eingebüßt. Die deutschen Ansiedlungen in Andalusien waren von Olavides verschwenderisch ausgestattet. Nicht nur fand jeder Colonist bei seiner Ankunft sein Haus fertig, seinen Boden und seinen Keller auf ein Jahr lang gefüllt, eine Kuh und ein paar Maulthiere in seinem Stalle, sondern die Colonien erhielten zugleich außer andern Vorrechten die Zusicherung der Befreiung vom Kriegsdienst, von Zehnten und Steuern auf ewige Zeiten. Der Zehnte wurde den Ansiedlern nach dem Sturze des Olavides durch die pfäffische Reaction aufgenöthigt, aber ihre übrigen Vorrechte blieben bis zum Jahre 1835 in voller Kraft. Trotz dieser ungewöhnlichen Begünstigungen hatte die erste Generation der Deutschen schwere Mühe, sich in ihre neue Lage hineinzufinden. Das Heimweh tödtete viele von ihnen, und die Verwaltung der Colonien, die in la Carolina ihren Sitz hatte, sann auf Mittel, die armen Leute von Amtswegen zu zerstreuen und zu erheitern. So wurde namentlich an allen Sonn- und Festtagen ein Musik- und Tanzfest angestellt. Die Deutschen versammelten sich auf dem Hauptplatze von la Carolina, um bei Geigen- und Flötenklang zu zechen und zu walzen, während die spanischen Einwohner des Orts auf einem zweiten Platze zusammenkamen, wo nach Guitarre und Castagnetten der Bolero getanzt wurde. Diese Feste sind jetzt in Vergessenheit gerathen, wie denn auch der frühere Gegensatz von Spaniern und Deutschen aus dem Bewußtseyn der Bevölkerung von la Carolina beinahe völlig verschwunden zu seyn scheint; aus dem Bewußtseyn, sage ich, aber nicht aus dem Wesen.

Die deutschen Ansiedler in Andalusien haben sich der Begünstigungen, die man ihnen angedeihen lassen, zu jeder Zeit würdig

gezeigt. Ihrer Aufmerksamkeit ist es z. B. in la Carolina gelungen, eine Wüste in einen Garten zu verwandeln, und die prächtige Straße über die Sierra Morena, und namentlich durch den Paß von Despeñaperros, ist größtentheils ihr Werk. Ohne die deutschen Arme und den deutschen Fleiß würden diese steilen Höhen und diese Felsschluchten wahrscheinlich noch heute nur für Maulthiere wegsam seyn. Auch während der Revolution und des Bürgerkrieges haben die deutschen Ansiedlungen immer den lebhaftesten Sinn für Ordnung und öffentlichen Frieden gezeigt, und es ist ihnen niemals eingefallen, sich aus Unmuth über die Vernichtung ihrer Privilegien durch die Partei der Constitution zu der Partei des Absolutismus zu schlagen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rochau, August Ludwig <<von>>,

Reiseleben in Südfrankreich und Spanien

Bd.: 1

Stuttgart ; Tübingen (1847)

It.sing. 889 i-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467977-0